

# Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,  
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgeber: Landesverein Badische Heimat e. V.  
Für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,  
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Landesvorsitzender: Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Schriftleitung und Redaktion: Heinrich Hauß  
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe, Tel. und Fax: (07 21) 75 43 45

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,  
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg  
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06

Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr

Internet: <http://www.badische-heimat.de>

E-Mail: [info@badische-heimat.de](mailto:info@badische-heimat.de)

Die Herausgabe dieser  
Land Baden-Württemberg,  
Regierungspräsidium



Zeitschrift wird vom  
vertreten durch das  
Freiburg, unterstützt.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 26 €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 10,00 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 6,50 €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen  
des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,  
Kto.-Nr. 16468-751,  
BLZ 660 100 75

Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau  
Kto.-Nr. 2003201,  
BLZ 680 501 01

Gesamtherstellung:

G. Braun Buchverlag  
im DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. KG  
Kaiserallee 87  
76185 Karlsruhe  
Dorothee Kühnel  
Tel. (07 21) 50 98-61  
Fax (07 21) 50 98-89  
E-Mail: [kuehnel@gbraun-buchverlag.de](mailto:kuehnel@gbraun-buchverlag.de)  
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig



Unser Partner

# Rothaus

**TANNEN  
ZÄPFLE**



*Titelbild: Fassade des 1777–78 erbauten Zeughauses. Das ehemalige kurfürstliche Waffenarsenal entstand nach den Plänen des Peter Anton von Verschaffelt. Das hohe Walmdach wurde 1889 durch einen Brand zerstört. 2004–06 wurde das als Teil der Reiss-Engelhorn-Museen genutzte Gebäude umfassend saniert und erhielt seine ursprüngliche Dachform wieder. Auch die „Wetterstangen“ genannten Blitzableiter, die der Mannheimer Physiker Johann Jakob Hemmer im 18. Jahrhundert in der Kurpfalz einführte, bekronen wieder das Dach. Foto: Jean Christen, Reiss-Engelhorn-Museen*

# Inhalt



Zu diesem Heft – und darüber hinaus  
Dr. Sven von Ungern-Sternberg . . . 5

Die Reiss-Engelhorn-Museen  
*Zur Eröffnung des neuen „Museum Zeughaus“ am 24. Januar 2007*  
Alfried Wieczorek . . . . . 7



Städtische Kunsthalle  
Mannheim 1907–2007  
*Zwischen Aufklärung, Anpassung und Provokation*  
Helmut Orpel . . . . . 15

Mannheimer Ansichten  
*Die Sammlung Werner Albrecht im Stadtarchiv Mannheim – Institut für Stadtgeschichte*  
Volker Batz . . . . . 22



Schloss Mannheim  
*Umbau des Mittelbaus für Museum und Bibliothek. Wiederherstellung der barocken Ansicht*  
Johannes Gürlich . . . . . 28



Von Vielen vermisst  
*Die Mannheimer Schlosswachthäuschen und ihre Geschichte*  
Hartmut Ellrich . . . . . 33

Denkmalpflegerische Maßnahmen an Mannheimer Baudenkmalen  
Martin Wenz . . . . . 41

Die Rückkehr des Thrones  
Wolfgang Wiese . . . . . 49



Pfälzische Möbel auf Wanderschaft  
*Düsseldorf – Mannheim – München*  
Kathrin Ellwardt . . . . . 56

Stadtpunkte – Mannheimer Geschichte vor Ort  
*Ein stadthistorisches Projekt (nicht nur) zum Jubiläumsjahr 2007*  
Susanne Schlösser . . . . . 62

Licht aus der Vergangenheit zum Jubiläum 2007  
*Die Kandelaberleuchten auf dem Mannheimer Friedrichsplatz*  
Christmut Präger . . . . . 67

Köpfe und Knöpfe:  
Das Stadtarchiv Mannheim  
*Institut für Stadtgeschichte feiert sein 100. Jubiläum*  
Ulrich Nieß . . . . . 71

Der Mannheimer Luisenpark  
*Seine Entstehung und seine Entwicklung zu überregionaler Bedeutung*  
Karl Eisenhuth . . . . . 78

Das 300-jährige Stadtjubiläum Mannheims 1907  
*Selbstdarstellung einer Großstadt im Urbanisierungsprozess*  
Sylvia Schraut . . . . . 86

Vom Acker zum Fließband  
Walter Pahl . . . . . 95

Tempora mutantur nos et mutamur in illis  
*Gedankensplitter über den Wandel im Leben und Arbeiten in der Stadt*  
Line Huber . . . . . 103

Die Abgeltung der Militärflicht des jungen Friedrich Daniel Bassermann  
Peter Galli . . . . . 112

Briefe des blinden Mannheimer Akademiemitglieds Weissenburg  
*Ein Fundbericht*  
Grit Arnscheidt . . . . . 116

„Gehorsamspflicht statt Menschenpflicht“  
*Die Urteile Max Silbersteins zu den Erschießungen in den Lauerschen Gärten am 28. März 1945*  
 Heidrun Kämper ..... 124

Maria Rigel  
*Mannheimer Abgeordnete im badischen Landtag nach Einführung des Frauenwahlrechts 1919*  
 Konrad Exner ..... 133

Pariser Architektur in Mannheim  
*Das Palais Lanz*  
 Tobias Möllmer ..... 140

Neureicher Protz oder scheuer Philanthrop?  
*Eine biographische Skizze zu Karl Lanz und seiner Familie*  
 Tobias Möllmer ..... 148

Das Foto der Mannheimerin  
 Constanze Mozart  
 Volker Keller ..... 155

Die wieder hergestellten Schulkinderfiguren an der Mozartschule Mannheim  
 Volker Keller ..... 157

Mit den Füßen durch die Geschichte der Stadt  
*Das Projekt „Mannheimer Straßennamen“*  
 Harald Stockert ..... 161

Tatort Bösfeld  
*Die Entdeckung eines sensationellen Gräberfeldes*  
 Klaus Wirth / Ursula Koch / Wilfried Rosendahl ..... 166

Die Sanierung des Arbeiterwohnblocks der Spiegelsiedlung  
*Ein seltenes Zeitdokument der Industrie- und Arbeitergeschichte*  
 Tanja Vogel/Claudia Schöning-Kalender ..... 177

Historische Bootsfahrten im Mannheimer Hafen  
 Hanspeter Rings ..... 181

Der Stengelhof in Mannheim-Rheinau  
*Ein Wettlauf gegen die Zeit*  
 Marion Schöbel ..... 184

Der Verein Stadtbild Mannheim  
 Volker Keller ..... 190

Portal der Kinderklinik  
 Claus Huber ..... 191

Das Mannheimer Herschelbad  
*Ein gefährdetes Juwel im Stadtbild Mannheims*  
 Lothar Mark/Tanja Vogel/Claudia Schöning-Kalender. ... 193

Carl Theodors Kinder  
 Eleonore Kopsch ..... 199

Der Erlenhof  
 Theodor Schneider ..... 205

Das Jahrhundert der Kriege, der Zerstörung, des Wiederaufbaus und der Stadtentwicklung  
*Die städtebauliche Entwicklung der Stadt Mannheim seit 1907*  
 Niels Gormsen ..... 210

*Aktuelle Informationen*  
 Redaktion: Heinrich Hauß  
 Lichtinstallation hinter den Fensterfronten des Mannheimer Zeughauses  
*Verbindung von barocker Architektur und zeitgenössischer Lichtkunst* ..... 218

75 Jahre Alemannisches Institut  
*Herzammer des alemannisch-schwäbischen Raumes*  
 Johanna Regnath ..... 218

Mit den Nachbarn auf du und „tu“. Französisch an den Schulen am Oberrhein  
*Ein Plädoyer für das Erlernen der Partnersprache*  
 Helmut Rau ..... 219





„Globalisierung gibt Heimat  
neue Dimension“  
*Ortsgruppe Bruchsal der Badi-  
schen Heimat feierte den 50.  
Geburtstag der Neugründung* .. 220

Bericht über die Teilnahme der  
„Badischen Heimat“ beim XVII.  
„Salon du Livre“ in Colmar  
Anton Burkhard ..... 221

Dr. Johannes Werner wurde  
60 Jahre alt  
*Ein Autor der Badischen Heimat* 221



Handschriftenstreit: „Der Streit  
geht in eine neue Runde“  
*Am 6. Februar 2007 reichte die  
SPD-Fraktion eine Klage auf  
Zulassung eines Untersuchungs-  
ausschusses ein* ..... 222

„Meine Welt“ wird Mannheims  
Jubiläumslied ..... 222

Wilhelm Hausenstein Schwer-  
punkt in Heft 2/2007  
*Mitteilungen der Redaktion*... 222

Dr. Sven von Ungern-Sternberg  
zum 65. Geburtstag ..... 222

Adolf Eiseler feierte  
seinen 90. Geburtstag ..... 223

Wettbewerb „Vorbildliches  
Heimatmuseum“ ..... 223

Buchbesprechungen  
Mannheim. .... 224



## Armin Kohnle KLEINE GESCHICHTE DER KURPFALZ

Anschaulich und verständ-  
lich wird die wechselvolle Ge-  
schichte der Kurpfalz von den  
Ursprüngen des Pfalzgrafent-  
ums im Mittelalter bis zum  
Ende 1803 geschildert.

208 Seiten, 26 Abbildungen  
ISBN 978-3-7650-8329-7, € 14,90

[www.gb-buchverlag.de](http://www.gb-buchverlag.de)

**G. BRAUN** BUCHVERLAG **B**

# Zu diesem Heft – und darüber hinaus

Liebe Mitglieder,  
sehr geehrte Leserinnen und Leser,



wir haben mit 2006 ein erfolgreiches Jubiläumsjahr „200 Jahre Großherzogtum Baden“ mit diversen Aktivitäten im gesamten Bereich der Badischen Heimat hinter uns. Hier im Basler Hof in Freiburg fand beispielsweise eine interessante Ausstellung

mit einem Zyklus von sechs sehr instruktiven Vorträgen statt. Es wurde bereits in der letzten Ausgabe hierzu berichtet. Zudem feierte die Regionalgruppe Bruchsal am 15. Oktober 2006 die 50-Jahr-Feier ihrer Wiedergründung. Es war eine schöne Festveranstaltung, die von unseren Regionalgruppenleitern Jörg Teuschl und Elisabeth Burkard hervorragend organisiert wurde.

Das Jahr 2007 begann turbulent: Der Sturm Kyrill verursachte Schäden am steilen, mit Biberschwanzziegeln gedeckten Dach unseres Hauses in Freiburg. Ich hoffe, dass ansonsten das Jahr 2007 für unseren Verein weniger stürmisch verläuft. Immerhin scheint sich jetzt der Sturm im sogenannten Handschriftenstreit zu legen. Der Bericht unseres Schriftleiters Heinrich Hauß im letzten Heft hat positive Resonanz in der Bevölkerung gefunden, nachdem die BNN darüber berichtet hat. Nichtmitglieder bestellten zusätzliche Hefte, und es waren neue Mitglieder zu verzeichnen.

In diesem Jahr feiert die Regionalgruppe Mannheim ein herausragendes Jubiläum, nämlich 400 Jahre Stadtgründung Mannheims. Diesem Ereignis ist das vorliegende Heft gewidmet. Ich bedanke mich bei dem Regionalgruppenleiter von Mannheim, Herrn Volker Keller und seinen Mitstreitern für die Autoren- und Sponsorensuche und die vielfältige Organisationsarbeit.

In der Geschäftsstelle der Badischen Heimat gab es einen Wechsel: Rolf Kohler, unser lang-

jähriger Landesrechner und seine Frau Hannelore schieden nach über 20 Jahren auf eigenen Wunsch aus. Die Nachfolger sind Herr Michael Nitsche, Landesrechner, und Frau Gabriele Keller-Schwanke. Ich bin mir sicher, dass wir damit wieder ein schlagkräftiges Team bilden werden. Ein Gewinn für alle Mitglieder ist die bessere Erschließung unserer neugestalteten und erweiterten Bibliothek im Haus der Badischen Heimat in Freiburg. Sie wurde durch Frau Elke Bayer und Frau Christine Bügel neu geordnet.

„Erinnerungstradition“ ist sehr wichtig ist. Das erfolgreiche Badische Kalendarium ist hierfür ein überzeugendes Beispiel. Wir werden uns aber in der kommenden Zeit nicht nur hiermit, sondern auch ein wenig mehr mit aktuellen politischen Fragen beschäftigen, soweit sie die badische Identität betreffen. So nimmt in dem vorliegenden Heft unser Kultusminister Helmut Rau, den ich als neues Mitglied der Badischen Heimat begrüßen darf, in der aktuellen Diskussion Stellung, in wie weit der Vorrang des Französischunterrichtes in unseren Schulen an der Rheingrenze eine besondere Chance für unsere badische Bevölkerung im Verhältnis zu unseren Nachbarn jenseits des Rheines ist.

Zugleich werden wir uns bereits in diesem Jahr intensiv mit den Vorbereitungen für das große 100-jährige Jubiläum im Jahre 2009 befassen und in den nächsten Ausgaben darüber entsprechend berichten.

Nun wünsche ich Ihnen eine entspannende und gleichzeitig anregende Lektüre! Ich danke allen Autoren für ihre Beiträge. In einer wie immer vorzüglichen Zusammenarbeit zwischen unserem bewährten Schriftleiter Heinrich Hauß und Frau Dorothee Kühnel vom G.Braun-Buchverlag ist wieder ein sehr gelungenes Heft entstanden.

Dr. Sven von Ungern-Sternberg

## Folgende Einrichtungen haben die Herstellung dieses Heftes großzügig unterstützt:

Diringer & Scheidel, Bauunternehmen GmbH Mannheim

Pressluft-Götz GmbH Mannheim

Bäckerei Grimminger Mannheim

Heinrich-Vetter-Stiftung Ilvesheim

MWS Bauconsult GmbH Mannheim

Rotary-Club Mannheim-Friedrichsburg

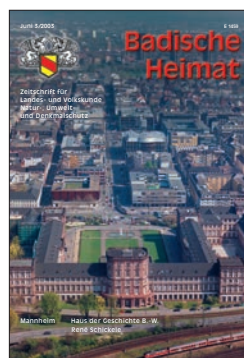
sowie Privatpersonen, die ungenannt bleiben möchten

Die Schriftleitung der BADISCHEN HEIMAT dankt Herrn Volker Keller, Vorsitzender der Regionalgruppe Mannheim, für seine Vermittlung der Autoren und Aufsätze für das „Mannheim-Heft“ der BADISCHEN HEIMAT.

Aus Anlass des 400. Stadtjubiläums dürfen wir auf die vielfältigen Publikationen des Landesvereins zum Schwerpunkt Mannheim seit der Wiederaufnahme der Hefte nach dem Kriege hinweisen. So waren die Hefte 2/3, 1957; 2, 1982; 3, 1991; 1, 1999, 3, 2003 Mannheim und einer Fülle von Themen gewidmet. Es ist selbstverständlich, dass sich derartige Hefte zum großen Teil der Initiative der jeweiligen Regionalvertreter verdanken.

*Heinrich Hauß, Schriftleiter*

Siehe auch Seite 66



# Die Reiss-Engelhorn-Museen

Zur Eröffnung des neuen „Museum Zeughaus“ am 24. Januar 2007

Die Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim [rem genannt] haben sich in den letzten Jahren zu einem international agierenden Museumskomplex, herausragenden Ausstellungsstandort und bedeutenden Forschungszentrum entwickelt.

Vor allem in den Bereichen Archäologie, Weltkulturen und Fotografie zählen die rem nicht nur zu den bedeutenden Ausstellungshäusern in Deutschland, sondern auch in Europa. Mit der Neueröffnung der Zeughaus-sammlungen zur Kunst und Kulturgeschichte sowie zur Geschichte Mannheims und der Region werden auch diese Fachrichtungen im nationalen und internationalen Museums-wesen Beachtung finden. Mit insgesamt 11 300 qm Ausstellungsfläche und ca. 1,2 Mio. Exponaten sind die rem der größte süd-deutsche Museumskomplex in kommunaler Trägerschaft.

Im Curt-Engelhorn-Zentrum Archäometrie, das zugleich An-Institut der Universität Tübingen ist, werden Materialanalysen, Herkunftsbestimmungen von Materialien und Echtheitsuntersuchungen von Exponaten durchgeführt. Zusammen mit dem Ende 2007 seinen Betrieb aufnehmenden Klaus-Tschira-Labor für Chronometrie (Altersbestimmungen) besitzen die rem in Deutschland damit das größte Forschungszentrum dieser Art.

Das Curt-Engelhorn-Zentrum für Kunst- und Kulturgeschichte mit den Forschungsstellen „Archäologie und Kultur Ostasiens“, „Forum Internationale Photographie“, „Steinzeit“ und „Merowingerzeit“ vertieft die Schwerpunkte der Museums-sammlungen und verknüpft sie mit der internationalen Forschung.

Im Zentrum der Museumsarbeit steht neben der Forschung insbesondere die Präsentation der Forschungsergebnisse in öffentlich-

keitswirksamen Ausstellungen. Die internationale Zusammenarbeit wird durch Kooperationen mit anderen weltweit agierenden Museen, Universitäten und weiteren Institutionen gefördert.

Die rem vermitteln und präsentieren in vier Häusern kulturgeschichtliche Vergangenheit und Gegenwart (Museum Zeughaus C 5, Museum Weltkulturen D 5, Museum Schillerhaus B 5, Galerie Zephyr C 4) in nationalem und internationalem Kontext.

Die Sammlungen wurden 1731 von Kurfürst Carl Philipp begründet, von Kurfürst Carl



*Zeughaus Hauptfassade, (rem. Jean Christen)*

Theodor seit 1742 in großem Umfang ausgebaut und seitdem stetig erweitert. Sie beschränken sich nicht auf Exponate aus der Region, sondern umfassen Bestände von nationalem und internationalem Interesse. Eine Besonderheit stellen die Eigentums- und Besitzverhältnisse an den heutigen Beständen der rem dar. Die rem besitzen und verwalten ihre Bestände, das Eigentum daran ist aber in folgender Weise aufgeteilt: Ca. 40 Prozent Eigentum des Landes Baden-Württemberg, ca. 40 Prozent Eigentum der Gesellschaft der Freunde Mannheims (Mannheimer Altertums-

verein von 1859), 15 Prozent Eigentum der Stadt Mannheim und 5 Prozent Eigentum der Förderer-Stiftung für die rem und der Curt-Engelhorn-Stiftung für die rem.

Einzigartig in der deutschen Museumslandschaft ist die enge Verbindung zwischen den als Eigenbetrieb der Stadt Mannheim geführten rem und der 2001 gegründeten Curt-Engelhorn-Stiftung für die rem als Stiftung bürgerlichen Rechts. Museumsdirektion und Stiftungsvorstand sind identisch, werden stets in Personalunion geführt. Dadurch können die Ressourcen beider Institutionen ideal aufeinander abgestimmt werden. Die Stiftung fördert z. B. die gesamte Forschung und das Ausstellungswesen der rem.

Die feste Verankerung der rem in der Bürgerschaft und in der Region findet ihren Ausdruck in den beiden Fördervereinen (Fördererkreis und Gesellschaft der Freunde Mannheims) mit über 3000 Mitgliedern und in einem Kranz von Förderinstitutionen bürger-schaftlichen Engagements (Curt-Engelhorn-Stiftung für die Reiss-Engelhorn-Museen, Förderer-Stiftung für die Reiss-Engelhorn-Museen, Kurpfalz-Stiftung, Rem-Service GmbH, Gem. Förderer GmbH).

Als Ziele der Rem sind definiert:

- Der Ausbau der Position der rem als über-regionales und internationales Ausstellungshaus und wissenschaftliches Kompetenzzentrum;
- Die Erhaltung der führenden Museumsposition der rem in der Metropolregion Rhein-Neckar (Leuchtturmfunktion).
- Die Bewahrung und der Ausbau der Sammlungen als kulturelles Erbe für zukünftige Generationen.
- Die Präsentationen von ständigen Schausammlungen und Sonderausstellungen nach neuesten wissenschaftlichen und didaktischen Erkenntnissen.
- Die Teilhabe an der national und international bedeutenden Forschung.
- Der Abbau von Hemmschwellen beim Museumsbesuch, um alle gesellschaftlichen Gruppen ansprechen zu können, und die schrittweise erfolgende Erschließung neuer Besuchergruppen.
- Die Vermittlung von Wissen und von Verständnis für kulturelle und gesellschaft-

liche Zusammenhänge in Vergangenheit und Gegenwart.

- Die Partnerschaft mit Bildungseinrichtungen verschiedenster Art, weil Museen das einzige dreidimensional erfahrbare Bildungspotential zur Verfügung stellen können.
- Der Ausbau der Verankerung in der Bürgerschaft Mannheims und der der Metropolregion.
- Der Ausbau von Kooperationen mit Museen, Wissenschaftsinstitutionen, der Wirtschaft und weiteren gesellschaftlich relevanten Gruppen.

## GESCHICHTE DER MUSEUMS-SAMMLUNGEN UND DIE ENTWICKLUNG DER HEUTIGEN REM

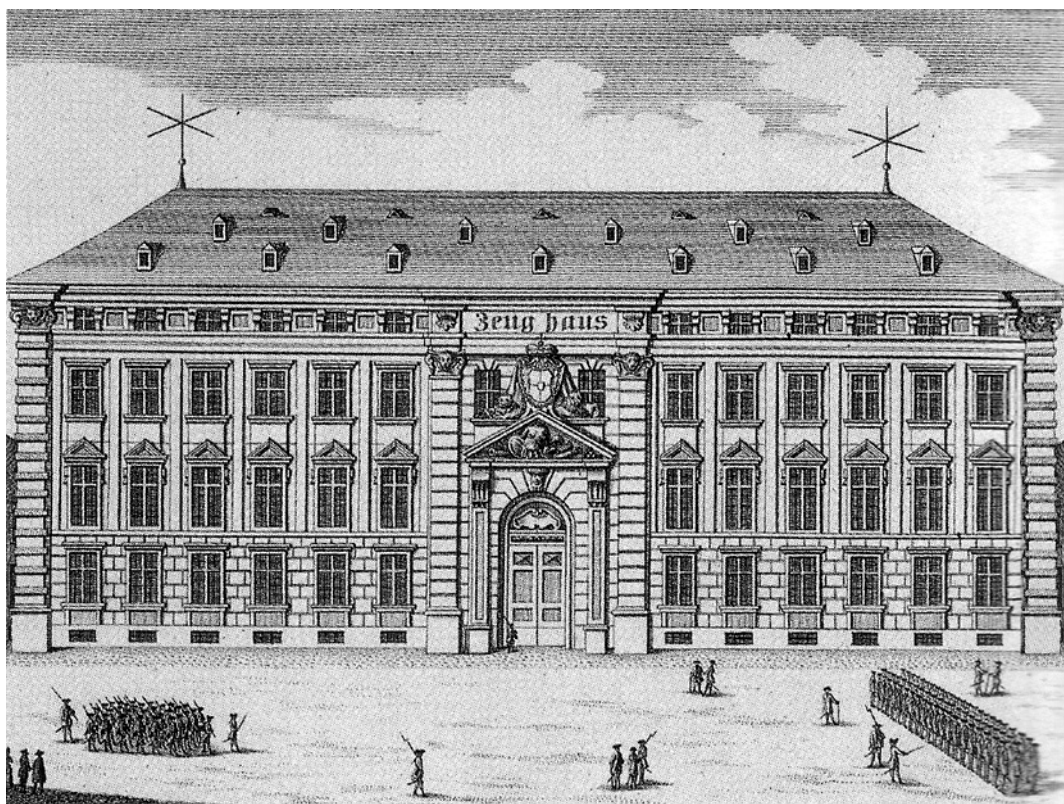
1731 Kurfürst Carl Philipp lässt aus Düsseldorf und Schloss Benrath 98 Statuen, die Gemäldesammlung und weitere Kunstgegenstände ins Mannheimer Schloss verbringen. Es folgen in den anschließenden Jahren zahlreiche weitere Sammlungsobjekte.

1742 Mit dem Amtsantritt Kurfürst Carl Theodors 1742 werden systematisch aus allen Teilen seiner Länder ganze Sammlungen (z. B. das Düsseldorfer Medaillen- und Münzkabinett) oder Einzelexponate ins Mannheimer Schloss überführt. Erste Exponatverzeichnisse entstehen (1742 Gemälde, Zeichnungen, Kupferstiche; 1745 Kupferstiche).

1749 Rescript Carl Theodors vom 29. 8. 1749 zur Ablieferung aller in seinen Ländern gefundenen „antiquitäten und andere monumenta“ in den regionalen Dienststellen und ihrer anschließenden Verbringung ins Mannheimer Schloss. Dies ist der Beginn der Archäologischen Denkmalpflege in den Kurpfälzischen Ländern und die Gründung der heimischen archäologischen Sammlungen.

1750, 23. 12. Kurfürst Carl Theodor erteilt seinem Architekten Nicolas de Pigage den Auftrag zur Vollendung des Mannheimer Schlosses (u. a. östlicher, zur Stadt gerichteter Flügel mit Bibliothek, Gemäldegalerie und Archiv).

1756 Erster gedruckter „Catalogue des peintures qui sont dans les quatre cabinets de S.A.S.E. Palatine“ (mit 294 Nummern).



Gebrüder Klauber (Augsburg) nach Johann Franz von der Schlichten (1725–1795), Mannheim 1782, Zeughaus, aus: „Vues de Mannheim“ (Ansichtenband), Reiss-Engelhorn-Museen, (rem. Jean Christen)

um 1757 Kurfürst Carl Theodor lässt das Naturalienkabinett einrichten. Christian Mayer wird der erste Vorstand.

1758 Einrichtung eines Kupferstich- und Handzeichnungskabinetts im Mannheimer Schloss mit Leitung des Düsseldorfer Hofmalers und Direktors der dortigen Gemäldegalerie, Lambert Krahe.

1762 Neuordnung der kurfürstlichen Gemäldegalerie im Mannheimer Schloss in neun großen Sälen im stadtseitigen Ostflügel des Schlosses.

1763 Mit der Gründung der Kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften nimmt das Antikenkabinett seinen Anfang („Antiquarium electorale“). Antikensammlung der mittelalterlichen Kulturen und der Römerzeit in den deutschen Ländern.

1765 Aufstellung des Naturalienkabinetts in vier großen Räumen im östlichen, stadtseitigen Flügel des Schlosses.

1766 Rescript des Kurfürsten Carl Theodor zur Zusammenführung der Gipsabgüsse von Antiken Vorbildern im Mannheimer Schloss.

1767 In den „Etrennes Palatines pour l'année bissextile 1768“ finden sich zum ersten Mal kurze Beschreibungen der Mannheimer Schloss-Sammlungen.

1767, Sommer Die Gipsabgüsse der antiken Statuen und Büsten werden aus dem Schloss in die Räume der Zeichnungsakademie in F 6, 1 verbracht.

1777/78 Das Zeughaus wird im frühklassizistischen Stil von Peter Anton von Verschaffelt erbaut. Das Waffenarsenal ersetzt das ältere Zeughaus in B 3, was zum Theaterhaus umgebaut wurde

1769 Der „Pfälzische kleine Kalender“ für das Jahr 1770 enthält eine kurze Beschreibung der verschiedenen kurfürstlichen Sammlungen im Mannheimer Schloss.



*Detail Zeughaus Fassade, (rem. Jean Christen)*

1781 Die „Description de ce qu'il y a d'interessant et de curieux dans la residence de Mannheim“ aus diesem Jahr enthält Beschreibungen der kurfürstlichen Sammlungen: Gemäldegalerie, Zeichnungs- und Kupferstichkabinett, Naturalienkabinett, Münzen- und Medailiensammlung, Antikensammlung, physikalisches Kabinett und Schatzkammer. Hofkammerrat Clossmann und Galerieinspektor Bichler inventarisieren die Graphiksammlung: 59 439 Stiche, 4936 Doubletten und 8728 Zeichnungen.

1789 Neues gedrucktes Verzeichnis der Gemäldegalerie: „Description de ce qu'il y a d'interessant et de curieux dans la residence de Mannheim“ mit 644 Nummern.

1794 Das letzte Verzeichnis der Gemäldegalerie im Mannheimer Schloss mit 644 Nummern erscheint im Druck.

1794 Kurfürst Carl Theodor lässt einen Großteil seiner Sammlungen im Mannheimer

Schloss nach München überführen. Es verbleiben in Mannheim Teile der Bibliothek und der Antikensammlungen sowie die Naturkundensammlung und die heimischen archäologischen Sammlungen.

1803 Kurfürst Karl Friedrich von Baden kauft die Gemäldesammlung des neapolitanischen Kammerherrn Graf Giuseppe Lucchesi als Ersatz für die nach München überführte kurpfälzische Gemäldegalerie. Diese Sammlung wird im Mannheimer Schloss ausgestellt.

1810 Großherzog Karl Friedrich von Baden kauft die Kupferstichsammlung des Mannheimer Schriftstellers und Verlegers Anton von Klein (1746–1810) als Ersatz für das nach München überführte kurpfälzische Graphikkabinett. Im Mannheimer Schloss wird die Sammlung aufgestellt.

1859 Gründung des Mannheimer Altersvereins. Beginn der Sammeltätigkeit und

der archäologischen Untersuchungen des Vereins.

1868 Der 1859 gegründete Mannheimer Altertumsverein bezieht zwei Säle im westlichen Schlossflügel mit seinen Sammlungen.

1876 Die Siegelsammlung des pfälzischen Geschichtsschreibers Johann Georg Lehmann geht in den Besitz des Mannheimer Altertumsvereins über.

1877 Der Mannheimer Altertumsverein bezieht mit seinen Sammlungen einige Erdgeschossräume im östlichen Ehrenhofflügel des Mannheimer Schlosses.

1879 Der badische Großherzog Friedrich genehmigt die Vereinigung des Großherzoglichen Hofantiquariums mit den Sammlungen des Altertumsvereins.

1880 Gemeinsame Präsentation der Bestände des Hofantiquariums mit denen des Altertumsvereins in neu hergerichteten Räumen des Schlosses.

1905 Eröffnung des „Stadtgeschichtlichen Museums“ in der alten Schulkirche der Augustinerinnen in L 1 mit den Sammlungen zur Stadtgeschichte des Mannheimer Altertumsvereins.

1908 Eröffnung der „Reiss'schen Sammlung für heimatliche Naturkunde“ in der östlichen Hälfte der Erdgeschosshalle des Zeughauses (mit den „Reiss'schen biologischen Tiergruppen“).

1909 Ausstellung der „Werke der Kleinportraittkunst“ im Mannheimer Schloss.

1917, 1. 10. Die westliche Hälfte des Erdgeschosses im Zeughaus (ehem. Gewerhalle) wird für Museumszwecke freigegeben.

1918, 27. 2. Beschluss des Mannheimer Stadtrates: Die „Sammlungen der Stadt Mannheim für Natur- und Völkerkunde“ kommen ins Zeughaus.

Ab 1920 Vermächtnis der Taschenuhrsammlung des Otto Baer (1860–1920) an die Städtischen Sammlungen.

1921, 1. 7. Der Vertrag zur Übernahme der Sammlungen des Mannheimer Altertumsvereins in städtischen Besitz tritt in Kraft.

1922, 10. 3. Überlassungsvertrag des Badischen Staates, betreffend alle in den Repräsentationsräumen des Mannheimer Schlosses befindlichen Sammlungen an die Stadt Mannheim.

1924 Erwerbung der Sammlung Carl Baer (Porzellan des 18. Jh., vor allem Frankenthal und Kleinportraittkunst des 18. und 19. Jh.) durch die Stadt Mannheim.

1924 Erwerbung der Sammlung Jean Wurz (besonders Frankenthaler Porzellan) durch die Stadt Mannheim.

1925, 19. 12. Eröffnung des Museums für Naturkunde, Völkerkunde und Urgeschichte im Zeughaus.

1926, 15. 2. Eröffnung des „Mannheimer Schlossmuseums“ (Sammlungen im Besitz der Stadt Mannheim (aber im Eigentum des badischen Staates) und des Mannheimer Altertumsvereins).

1926 Erwerbung der ersten Sammlung Hans Hermannsdörfer (deutsche Fayencen) durch die Stadt Mannheim.

1926 Ankauf der Gläser-Sammlung des Hermann Waldeck durch die Stadt Mannheim.

1936, Ostern Eröffnung des Theatermuseums in E 7, 20.

1936, 1. 11. Schließung des Museums im Zeughaus für Naturkunde, Völkerkunde und Urgeschichte wegen Renovierungsarbeiten im Inneren des Gebäudes.

1936/37 Neuordnung des Mannheimer Schlossmuseums unter Hinzuziehung des östlichen Ehrenhofflügels des Mannheimer Schlosses.

1939, Okt. Rückkehr der Völker- und Naturkunde-Bestände in das Zeughaus.

1939, 7. 5. Eröffnung der neu gestalteten Prunkräume im Ostflügel des Mannheimer Schlosses und der neu aufgestellten Sammlungen antiker Kunst.

1940, 27. 12. Kriegsbedingte Einstellung der Umbauarbeiten im Zeughaus.

1943/1944 Auslagerungsaktion der Mannheimer Schlossmuseumssammlungen in das Salzwirk Heilbronn, das neue Schloss in Baden-Baden, die Schlösser Gemmingen und Menzingen sowie Kloster Seligental.

1943/1944/1945 Bomben treffen das Schloss und das Zeughaus. Schwere Schäden an den Dächern und im Inneren.

1944 Erwerbung der zweiten Sammlung Hans Hermannsdörfer (Fayencen).

1946 Erste Sicherungs- und Erneuerungsmaßnahmen am Zeughaus mit einer Notdachlösung.

1947 Der Gemeinderat der Stadt Mannheim beschließt die Nutzung des Zeughauses zu Museumszwecken.

1949 Ende des Umbaus des 1. Obergeschosses für Ausstellungszwecke der Städtischen Museen.

1950, 29. 4.–4. 6. Das „Mannheimer Schlossmuseum“ der Städtischen Museen Mannheim zeigt in der Kunsthalle die Ausstellung „Ferdinand Kobell, Franz Kobell und Wilhelm Kobell – Gemälde, Aquarelle und Handzeichnungen“.

1951, 28. 4. Erste Ausstellung im wiederhergestellten Zeughaus: „Edles Erbe“. Ausgewählte Objekte der Städtischen Sammlungen zur Archäologie, der Stadt- und Kunstgeschichte und der Völkerkunde (120 Gegenstände).

1951, 3. 10. Beschluss des Gemeinderats zum Aufbau des Hofgebäudes für eine Stadtgeschichtliche Schausammlung.

1952, 3. 5. Eröffnung der Stadtgeschichtlichen Schausammlung im Hofgebäude des Zeughauses („Das Mannheimer Stadtbild im Wandel der Geschichte“).

1953, 22. 4. Beschluss des Mannheimer Gemeinderats zum Wiederaufbau des Zeughauses aus Mitteln der Reiss-Stiftung zur Unterbringung der Städtischen Museen.

1954 Abbau der Ausstellung „Edles Erbe“ und Schließung des Zeughauses zwecks Sanierung und Ausbau.

1954, 21. 1. Der Kulturausschuss des Gemeinderats genehmigt die Pläne für den Wiederaufbau des Zeughauses (Architekten: W. Stubbe, E. Brettschneider, W. Ender und Stadtbaudirektor R. Jörg).

1954, 7. 7. Am Westflügel des Zeughauses beginnen die Wiederaufbauarbeiten für das „Reiss-Museum“.

1955, 28. 1. Richtfest beim Wiederaufbau des Zeughauses.

1957, 21. 1. Eröffnung des Reiss-Museums im Zeughaus (Kunst- und Kunsthandwerkliche Sammlungen) 1. OG.

1957, 19. 2. Der Mannheimer Gemeinderat tagt zum ersten Mal im neuen Vortragssaal des Reiss-Museums.

1957, 18. 5. Neueröffnung der Stadtgeschichtlichen Schausammlung im Zeughaus



Detail Zeughaus Fenster der Seitenfassade, (rem. Jean Christen)

1957, 7. 12. Die Völkerkundlichen Sammlungen werden im Zeughaus wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht (3. OG, Auswahl aus den Sammlungen).

1959 Zum 100-jährigen Bestehen des Mannheimer Altertumsvereins stiftet Dr. Fritz Bassermann seine und seines Vaters Rudolf Graphiksammlung dem Verein.

1960 Benennung des Vortragssaales im Reiss-Museum als Florian-Waldeck-Saal.

1963, 7. 12. Zum 200-jährigen Jubiläum der Gründung der Kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften durch Carl Theodor in Mannheim wird die Schausammlung der Archäologischen Sammlungen im Gewölbekeller des Zeughauses eröffnet.

1964, 20. 1. Neuaufstellung der Völkerkundlichen Sammlungen (3. OG. des Zeughauses).

1966, 18. 5. Offizielle Benennung des Zeughaus-Platzes als „Toulon-Platz“.

1968, 24. 11. Gründungsversammlung des Fördererkreises für das Reiss-Museum im Florian-Waldeck-Saal.

1970, Oktober Eröffnung der Abteilung „Indianer-Kulturen“ im 3. OG des Zeughauses.

1970, 31. 12. Das Reiss-Museum übernimmt als Sammlungsbestand die Mannheimer Drucke der ehemaligen Wissenschaftlichen Stadtbibliothek.

1972, Oktober Bergung der kriegsbeschädigten Münzen- und Taschenuhrensammlung des Mannheimer Schlossmuseums im Auslagerungsort Schloss Mensingen bei Bruchsal.

1972, 4. 10. Die Theatersammlung des Reiss-Museums wird in B 4, 10 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

1972, 11. 10. Eröffnung der Münzenschausammlung im 2. OG des Zeughauses.

1972, 25. 10. Eröffnung der Abteilung „Südsee-Kulturen“ im 3. OG des Zeughauses.

1984, 10. 4. Erster Spatenstich für den Erweiterungsbau des Reiss-Museums auf D 5.

1987, 31. 12. Letzter Öffnungstag der Archäologischen und der Völkerkundlichen Sammlungen im Zeughaus.

1988, 26. 11. Eröffnung des Erweiterungsbaus für das Reiss-Museum in D 5.

1990, Sommer Neueinrichtung der Schausammlung Frankenthaler Porzellan im Zeughaus, 1. OG.

1991, 19. 9. Eröffnung des Ausstellungsteiles „Religion, Hof und Bürgertum – Mannheim im 18. Jahrhundert“, im Florian-Waldeck-Saal.

1994, 13. 12. „Bretter, die die Welt bedeuten“ – Neueröffnung der ständigen Ausstellung der Theatersammlung im Zeughaus (Verschaffelt-Gewölbe).

1995, 29. 9. „Festung – Fürsten – freie Bürger“ – Neueröffnung der Stadtgeschichtlichen Schausammlung im Zeughaus, 2. OG.

1999 Schenkung der Antikensammlung Dr. Otto Schott an das Museum.

1999, 19. 9. Neupräsentation der Naturkundlichen Schausammlung im Gebäude D 5.

1999, 30. 11. Neupräsentation der Kunst- und Kunsthandwerklichen Sammlungen im Zeughaus im EG. und 1. OG.

2000, 20. 8. ff Durchführung der vom Reiss-Museum geplanten und organisierten 27. Europaratsausstellung „Europas Mitte um 1000“ im Nationalmuseum Budapest, im Martin-Gropius-Bau Berlin, im Reiss-Museum, im Alten Palast auf der Prager Burg, in der Burg von Bratislava.

2001, 22. 4. Erstpräsentation der 1999 von Traudl Engelhorn-Vechiatto und Curt Engelhorn gestifteten Sammlung historischer Kostüme.

2001, 1. 7. Erstpräsentation der 2000 von Evamaria und Dieter Freudenberg gestifteten Sammlung historischer Musikinstrumente.

2001 Errichtung der neuen Zentralbibliothek im Gebäude B 4, 10.

2001, 3. 8. Errichtung der Curt-Engelhorn-Stiftung für die Reiss-Engelhorn-Museen

2001, 25. 10. Beschluss der Stadt Mannheim zur Umbenennung des Reiss-Museums in „Reiss-Engelhorn-Museen“.

2002–2004 Errichtung und Einrichtung konservatorisch geeigneter, klimatisierter Depots (Tiefdepot Toulonplatz; Ölhafenstraße; B 4, 15 und B 4, 10).

2002, 21. 1. Festakt zur Errichtung der Curt-Engelhorn-Stiftung und Gründung des „Forums Internationale Photographie“ mit der Zustiftung der Sammlung Helmut Gernsheims einschließlich seines Photo-Nachlasses und Archivs.

2002, 9. 7. Beschlussfassung des Gemeinderates zur Generalsanierung des Zeughauses bis zum Stadtjubiläum am 24. 1. 2007.

2002, 15. 11. Integration der Sammlung des Fotokünstlers Robert Häusser einschließlich seines gesamten Archivs in das Forum Internationale Photographie.

2003 Zustiftung der Völkerkundlichen Sammlung des Hans-Joerg und der Margarethe Soldan.

2003, August Inbetriebnahme, Bezug des neuen Institutes Curt-Engelhorn-Zentrum für Kunst- und Kulturgeschichte in C 4, 9 und Einrichtung der Forschungsstellen „Steinzeit und Frühmittelalter“ am neuen Zentrum.

2004, 19. 4. Beginn der Generalsanierungsarbeiten am Zeughaus innen und außen.

2004, 17. 11. Gründung des Curt-Engelhorn-Zentrums Archäometrie in D 6, 3 als An-Institut der Universität Tübingen. Baubeginn für das Institut.

2005, 1. 1. Gründung und Einrichtung der Foto-Galerie „Zepher-Raum für Photographie“ in den Ausstellungsräumen der Curt-Engelhorn-Stiftung in C 4, 9.

2005, 17. 9. Eröffnung des neuen Literaturmuseums „Schillerhaus“ der REM in B 5, 7. Die Förderer-Stiftung für die Reiss-Engelhorn-Museen erwarb das Anwesen für die REM und trägt die Unterhaltskosten.

2006, 22. 3. Eröffnung und Inbetriebnahme des Curt-Engelhorn-Zentrums Archäometrie in D 6, 3.

2006, 1. 9. Einrichtung der Forschungsstelle Archäologie und Kultur Ostasiens, ermöglicht durch die großzügige Spende von Frau M. von Dewall.

2007, 24. 1. Eröffnung des neuen „Museum Zeughaus“ der REM mit auf 6000 qm neu gestalteten Schausammlungen (Antikensammlung, Porzellan- und Fayencensammlung, Sammlung Skulptur und Sakrale Kunst, Gemälde- und Graphik-Sammlung, Sammlung Historische Kleidung, Sammlung Angewandte Kunst, Stadtgeschichtliche Sammlung, Naturkundesammlung, Theater- und Musikgeschichtliche Sammlungen, Sammlung Historische Musikinstrumente, Forum Internationale Photographie).



Anschrift des Autors:  
Prof. Dr. Alfried  
Wieczorek  
Ltd. Direktor der Reiss-  
Engelhorn-Museen  
Reiss-Engelhorn-Museen  
Zeughaus C 5  
68159 Mannheim

# Städtische Kunsthalle Mannheim 1907–2007

## Zwischen Aufklärung, Anpassung und Provokation

2007 kann die Kunsthalle Mannheim ihr 100jähriges Bestehen feiern. Die Einweihung des Hauses, in dessen Chronik sich das kulturelle Selbstverständnis der Mannheimer Bürger auf so hervorragende Weise spiegelt, war ein Höhepunkt der Feierlichkeiten zum 300. Jahrestag der Stadtgründung. Aus diesem Anlass fand eine Internationale Kunstausstellung statt, die herausragende Werke von Künstlern zeigte, welche heute ihren Platz in der Kunstgeschichte unangefochten innehaben, damals aber längst nicht als durchgesetzt gelten konnten. So konnte sich Mannheim rühmen, 1907, als erste Stadt in Deutschland, in einem größeren Zusammenhang Werke von Paul Gauguin und Vincent van Gogh zu zeigen, Maler, die im wilhelminischen Reich noch weitgehend unbekannt oder verzerrt waren.

### 1907 – NEUE STRÖMUNGEN IN DER BILDENDEN KUNST UND AUFGESCHLOSSENES BÜRGERTUM

Der eigentlichen Eröffnung der Kunsthalle ging eine Internationale Kunstausstellung voraus, die in provisorischen Bauten stattfand. Die Organisatoren der Internationalen Kunstausstellung von Mannheim, Ludwig Dill und, bezüglich des französischen Teils der Ausstellung, der in Paris lebende Kunstschriftsteller Rudolf Adelbert Meyer, zeigten nicht nur einen ungewöhnlichen Weitblick und ein damit in Einklang stehendes Qualitätsbewusstsein.

„Rudolf Adelbert Meyer“, schrieb der Kunsthistoriker Roland Scotti in seiner Schrift über die Internationale Kunstausstellung von 1907, „dürfte auch für die Tatsache verantwortlich sein, dass in Mannheim die moderne und

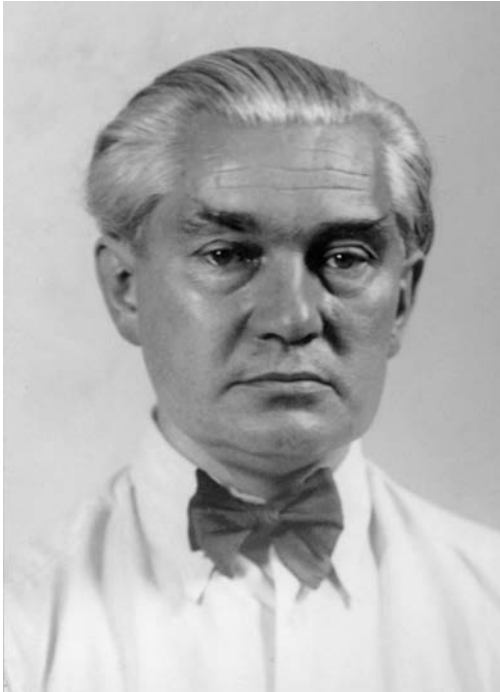
jüngste Kunst Frankreichs in größerem Umfang dargeboten wurde, als dies bei anderen städtischen Ausstellungen der Fall war ...“

Meyer hatte nicht nur gute Beziehungen zu den namhaften Pariser Kunsthändlern, sondern unterhielt einen regen Briefwechsel mit dem Nestor der modernen Kunst in Deutschland, Harry Graf Kessler.<sup>1</sup>

Im Gegensatz zu den diesjährigen Jubiläumsfeiern der Stadt Mannheim fielen die Feierlichkeiten zum 300. Jubiläum der Stadt-



Max Beckmann – Pierrette und Clown, 1925



*Dr. Walter Passarge*

gründung in eine lange Periode des wirtschaftlichen Aufschwungs und Friedens. Das wohlhabende Mannheimer Bürgertum unterstützte die kulturelle Entwicklung der Stadt durch großzügige Stiftungen. Eine mit beträchtlichen Mitteln ausgestattete Stiftung hatte die Familie Reiss für den Bau eines Museums vorgesehen.

Dass die Kunst mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts auch beim Mannheimer Bürgertum einen neuen Stellenwert bekam, hängt vor allem mit zwei Faktoren zusammen, die für die gesamte europäische Entwicklung bedeutungsvoll sind: Mit dem Impressionismus in Frankreich und den darauf folgenden Strömungen war ein neues Kunstbewusstsein entstanden. In Süddeutschland hatte sich 1906 mit dem „Blauen Reiter“, eine Künstlervereinigung herausgebildet, die internationale Anerkennung fand.

Begünstigt wurde das gewachsene Interesse an der modernen bildenden Kunst zusätzlich durch einen Generationswechsel, der sich innerhalb der Firmendynastien vollzog. Eine neue Generation von Mäzenen suchte mit der

Förderung der Moderne eine neue, zeitgemäße Identität. Kunst wurde zu einem Thema, das längst nicht nur allein den Eliten vorbehalten war. Diese Entwicklung löste Diskussionen aus, die weit über die kunstinteressierten Kreise hinaus wahrgenommen wurden.

Dass solche Debatten auch auf das Geschehen in Mannheim einwirkten, ist aufgrund der überlieferten Ereignisse anzunehmen. Möglicherweise hatte die Umbesetzung der Bauleitung der Kunsthalle auch hierin ihre Ursache. Die Bauleitung des Museums war zunächst dem angesehenen Mannheimer Stadtbaumeister Richard Perrey (1866–1937) übertragen worden. Doch scheint es, als setzte sich bei den Mannheimer Stadträten das Bedürfnis durch, dem Wasserturmplatz ein mondäneres Gepräge zu geben, als dies in den bis zum damaligen Zeitpunkt realisierten Perrey-Bauten der Fall war. Die von Bruno Schmitz (1858–1916) realisierte Rosengartenfassade deutet darauf hin. Entsprechende Weichen wurden in der weiteren Planung bereits gestellt. Bruno Schmitz sollte das Gebäude bauen, das zwischen Kunsthalle und Wasserturmanlage stehend, als Völkerkundemuseum geplant war. Den Auftrag zum Bau der Kunsthalle erhielt dann schließlich 1905 der Karlsruher Architekt Hermann Billing (1867–1946).

Ein wesentlicher Grund für diese Entscheidung war sicher, dass Billing bereits bei den Vorbereitungen zur Deutschen Kunstausstellung in Köln von 1906 mit dem Organisator der Mannheimer Ausstellung, Ludwig Dill, zusammen gearbeitet hatte.

## **DIE ENTWICKLUNG DER SAMMLUNG UND DIE SENSIBILISIERUNG DER BÜRGER**

Der erste Direktor, der von der Stadtverwaltung 1908 an die Kunsthalle berufen wurde, war Dr. Fritz Wichert. Für Wichert, der vom Frankfurter Städel-Museum nach Mannheim kam, ging die Sensibilisierung der Bevölkerung für die moderne Kunst und der Aufbau der Kunsthalle Hand in Hand.

„Ihren eigentlichen Aufschwung“, so Gustav Hartlaub in einem Vortrag, der am 24. 8. 1955 in der „Rhein-Neckar-Zeitung“

besprochen wurde, „erlebte die Sammlung in den Jahren 1907 bis 1914, in denen Direktor Wichert es verstand, die nüchternen Mannheimer durch Vorträge, Reisen, Führungen für die Kunst zu begeistern. Er wollte eine Sammlung internationalen Niveaus mit modernen, problematischen Kunstströmungen aufbauen.“

Gustav Friedrich Hartlaub, von dem dieser Einblick in die Frühgeschichte der Kunsthalle stammt, übernahm im Jahr 1923 die Leitung des Hauses. Er wurde 1884 in Bremen geboren, hatte in Göttingen Kunstgeschichte studiert und war Assistent an der Hamburger Kunsthalle.

Ab 1913 arbeitete Hartlaub unter Wichert in Mannheim.

Die zentrale Ausstellung, die im Mittelpunkt von Hartlaubs Tätigkeit stand, war die Ausstellung „Neue Sachlichkeit“, die bereits 1923, durch die Umfrage in Paul Westheims Zeitschrift „Kunstblatt“ angeregt, konzipiert wurde, aber, aufgrund der französischen Besetzung des Rheinlandes, erst 1925 realisiert werden konnte. „Neue Sachlichkeit“ ist ein Begriff, der alle Kunstrichtungen umfasst, die in Deutschland nach dem Expressionismus entstanden sind. Gerade aufgrund der Vielschichtigkeit dieser Strömungen ist der Raster, der mit dem Begriff „Neue Sachlichkeit“ über die einzelnen Kunstwerke und ihre Schöpfer gelegt wird, jedoch unscharf und irreführend.

## NEUE SACHLICHKEIT, EXPRESSIONISMUS UND DIE SCHMÄHUNG DER KUNST

Mit der Ausstellung „Neue Sachlichkeit“ in der Kunsthalle Mannheim wurden wichtige Weichen gestellt, welche die Richtung markierten, in die Hartlaub die Sammlung weiterentwickeln wollte. So schrieben Manfred Fath und Hans-Jürgen Buderer in einem gemeinsamen Aufsatz über die Ausstellung von 1925:

„Dass Hartlaub mit der Ausstellung auch die neue Richtung der zukünftigen Sammlungspolitik dokumentieren wollte, geht vor allem aus den überraschend zahlreichen Ankäufen von Exponaten nach der Schau hervor. Von Georg Scholz, der mit insgesamt sieben Werken vertreten war ... wurde das *Bahnwärterhäuschen* von 1924 erworben. Knapp zwei Jahre später tauschte man es



Gustav F. Hartlaub (geb. 1884, gest. 1963, Direktor von 1923–1933)

gegen *Ansicht von Krötzingen* von 1925 ein; heute ist das *Bahnwärterhäuschen* im Besitz des Kunstmuseums Düsseldorf. Alexander Kanoldts *Stilleben IV* von 1925, eines von insgesamt 15 Werken, mit denen der Künstler hier auffallend überrepräsentiert war, konnte die Kunsthalle für nur 750 RM erwerben ...“<sup>2</sup>

Aber es waren nicht diese Ankäufe, die Hartlaub bei den späteren „braunen Machthabern“ in Verruft brachten, sondern vielmehr die Expressionisten und ihre Vorläufer (James Ensor), vor allem aber Marc Chagall, dessen Werk „Der Rabbiner“ Hartlaub für das Museum erworben hatte. Eine Ausstellung zu Beginn des Jahres 1933 macht dies deutlich und belegt gleichzeitig, wie bereitwillig die bürgerlichen Kreise in Mannheim die Demontage „ihrer“ Kunsthalle mitgetragen haben.

Im April 1933, Hartlaub war zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr im Amt, zeigte eine „Kommissarische Leitung“ die von Hartlaub gekauften Kunstwerke in diffamierender Absicht. Obwohl die Ausstellung „Entartete Kunst“, verbunden mit den verheerenden Beschlagnahmeaktionen, erst vier Jahre später stattfinden sollte, zeigte die Ausstellung von

1933, die den Titel „Kulturbolschewistische Bilder“ trug, deutlich die Grundzüge der späteren nationalsozialistischen Kunstpolitik, auf welche die zu diesem Zeitpunkt noch „freie Presse“ bereits eingeschwenkt war. So schrieb die „Neue Mannheimer Zeitung“ in einem Artikel von 8. 4. 1933:

„... Darunter befinden sich auch Stücke, wie z. B. bei der Graphik, die offenbar nicht zu Ausstellungszwecken bestimmt gewesen sind. Allerdings wird man sich mit Recht fragen, warum dann die Schweinereien von Klee und George Grosz überhaupt angekauft wurden. Als Raritäten für die Sammlung des Graphischen Kabinetts allein werden sie wohl kaum gelten können, und der künstlerische Ertrag eines solchen Besitzes scheint zweifellos höchst imaginär. Auch als Zeitdokumente können diese sudeligen Blättchen nicht gelten, es sei denn, man hängt sie so tief, wie es ihrem Niveau entspricht. In diese Regionen reichen aber die Wände einer städtischen Kunsthalle nicht hinab.“

Dass Gustav Hartlaub wegen seiner Ankaufspolitik bereits vor 1933 angegriffen wurde, davon zeugt eine Stellungnahme, die am 24. 7. 1958 im „Mannheimer Morgen“ abgedruckt wurde. Diese Stellungnahme verfasste Hartlaub aufgrund des Artikels eines Kulturredakteurs (USE) im „Mannheimer Morgen“, der die historische Lage vollkommen ignorierend den Vorgängern des Kunsthallendirektors Passarge vorwarf, sie hätten keine Werke nachimpressionistischer Künstler aus dem Ausland in der Vergangenheit gekauft. In Hartlaubs Erwiderung werden die Ankaufspläne deutlich und seine Perspektive der Weiterentwicklung der Sammlung der Kunsthalle Mannheim.

„Für die graphische Sammlung ist die nachimpressionistische Kunst des Auslands in der Zeit von der Gründung der Kunsthalle bis zu Beginn des Nazi-Regimes niemals vernachlässigt worden“, schiebt Hartlaub in seiner Antwort auf den besagten Artikel, „Leider sind nur alle diese Erwerbungen, die sich aus den Geschäftsbüchern der Kunsthalle nachweisen ließen, beschlagnahmt worden. Für die Gemälde-Sammlung sind im gleichen Zeitraum von ausländischen Nachimpressionisten immerhin eine ganze Anzahl von Hauptwerken

von Marc Chagall, Edvard Munch, James Ensor, Maurice Utrillo, André Derain, Frans Masereel, Jawlenski angeschafft worden. Von alledem ist nur das Gemälde von Utrillo der Beschlagnahme entgangen. Ein höchst repräsentativer Picasso (neuklassizistische Periode) hing viele Monate ‚zur Ansicht‘ in der Gemäldesammlung; doch vermochte ... (der Verfasser der Stellungnahme, Prof. Hartlaub) den schon damals recht teuren Ankauf nicht durchzusetzen. Es ist dabei zu bedenken, daß (für Prof. Hartlaub, Anmerk. des Verf.) ... ein gedeihliches Arbeiten mit dem Kunsthallenbeirat (ohne den ja größere Erwerbungen nicht getätigt werden durften) darum immer unergiebig werden mußten, weil schon Vertreter der Nationalsozialistischen Partei anwesend waren, die natürlich in allen Fällen ihr Njet einlegten, wo es um das ging, was man schon vor der Machtergreifung Entartete Kunst zu nennen pflegte ...

Vor allem vergessen die Kritiker das folgende Faktum gerne: wäre es trotzdem in den Jahren vor dem Umsturz gelungen, bei der immer vorsichtiger und widerspenstiger werdenden Kunsthallen-Kommission neben den genannten Gemäldeerwerbungen auch noch etwa Bilder von Dufy, Gris, Léger, Matisse, Rouault usw. durchzusetzen: nichts von alledem (obgleich keine Bombenschäden mitgewirkt haben) würde heute noch in der Mannheimer Kunsthalle zu finden sein! Bestenfalls würde man die betreffenden Werke in den großen Galerien in Oslo, Lüttich, Basel, Zürich sowie in den USA suchen müssen, wohin man sie, des Devisenerwerbs wegen, versteigert und verkauft hat. Den deutschen nachimpressionistischen Kunstwerken – zum Beispiel den späten Arbeiten von Corinth, den zahlreichen Bildern von Nolde, Heckel, Kirchner, Pechstein, Hofer, Dix, Grosz, wie sie damals die Kunsthalle füllten – ist es noch viel schlechter ergangen, da diese nicht verkauft, sondern wie es scheint, einfach vernichtet worden sind. ...“

## EIN VORSICHTIGER LEITER IN EINER SCHWIERIGEN ZEIT

Dr. Walter Passarge, der Nachfolger Gustav Hartlaubs auf dem Direktorenposten der Kunsthalle, stand vor der Aufgabe, in einer

Zeit, in der die Nazis die Kunst der Expressionisten, der Surrealisten, der Abstrakten und der Veristen diffamierten, eine Sammlung zu leiten, deren Hauptattraktionen gerade in den Werken dieser als „entartet“ verschrien Künstler bestanden.

Richtete sich der Zorn der braunen Machthaber anfangs vor allem gegen ihre politischen Gegner unter den Künstlern, so dehnte sich dieser Zorn mit der Ausstellung „Entartete Kunst“ von 1937 auch auf Maler und Bildhauer aus, die ideologisch dem Nationalsozialismus nahe standen. Ein gutes Beispiel hierfür ist Emil Nolde, der bereits in den 20er Jahren der NSDAP angehörte. Seine Bilder aus dem Besitz

der Mannheimer Kunsthalle wurden 1933 vom Rezensenten der erwähnten Ausstellung „Kulturbolschewistische Bilder“ in der „Neuen Mannheimer Zeitung“ noch ausdrücklich gelobt, 1937 wurden sechs seiner Werke aus dem Besitz der Kunsthalle beschlagnahmt. Aber er war damals nicht der Einzige, dessen Bilder aus der Kunsthalle verschwanden: Franz Roh stellt fest, dass insgesamt 94 Plastiken und Gemälde in Mannheim beschlagnahmt wurden:

„Die Knieende von Lehmbruck, heute im Museum of Modern Art in New York, wurde gesondert zur Ausstellung nach München beordert, woher sie nicht zurückgekehrt ist ... Die Graphische Sammlung hat inklusive



George Grosz: Max Hermann Neißer



Gustav Friedrich Hartlaub, 1929 – zusammen mit Frans Masereel (links) Fotograf: M. Zanders

Druckgraphik 453 Blätter eingebüßt. Eine Rückerwerbung beschlagnahmter Kunstwerke gelang in folgenden Fällen: Max Beckmann, ‚Pierrette und Clown‘ (von Günther Franke im Zusammenhang mit der Erwerbung der ‚Liegenden Frau auf dem Sofa‘ geschenkt), Christian Rohlf, ‚Die Kirche von Soest‘, George Grosz ‚Bildnis Hermann Neisse‘.<sup>3</sup>

### HEINZ FUCHS (GEB. 1919, GEST. 2001, DIREKTOR 1959–1982) Anknüpfungspunkte an die frühere Bedeutung der Kunsthalle

Erst Ende der 50er Jahren konnte die Kunsthalle Mannheim wieder an ihr früheres Profil anknüpfen und ihre Sammlungsgeschichte fortschreiben. 1959 übernahm Heinz Fuchs das Amt des ein Jahr zuvor verstorbenen Direktors Walter Passarge. Fuchs hatte in Gießen Kunstgeschichte, Archäologie und Philosophie studiert und promovierte 1940 mit einer Arbeit zum Thema Relieffraum. Während der Jahre seiner Amtszeit fanden zahlreiche bedeutende Ausstellungen statt, so 1962 die erste Francis Bacon Ausstellung auf dem Kontinent und 1975 eine große internationale Ausstellung zum Thema „Der ausgesparte Mensch“. Vor allem im Bereich der Plastik lag der Schwerpunkt seines Forschungsgebietes.

Das Buch „Plastik der Gegenwart“ von Heinz Fuchs stellt auch heute noch eine wichtige Lektüre für all jene dar, die sich mit den Spielarten der modernen Plastik auseinander setzen. Die Plastik, deren Bestand bereits unter Fuchs’ Vorgänger bedeutend ver-

mehrt wurde, erhielt durch die Ankäufe unter Fuchs Regie neue Akzente. So werden die weit über Mannheim hinaus bekannten Arbeiten von Constantin Brancusi, Alberto Giacometti und Jean Arp erworben. Mit den Ankäufen von Gemälden gibt Heinz Fuchs der Kunsthalle Mannheim ein neues, internationales Gesicht. Neben dem „Schreienden Papst“ von Francis Bacon und wichtigen Arbeiten von Willi Bau-meister, Ernst Wilhelm Nay und Pierre Soulages knüpfte er mit Erwerbungen von Arbeiten Karl Schmidt-Rottluffs, Paul Klees und Fernand Légers an den Bestand der Zeit unter Gustav Friedrich Hartlaub an und rundet so das Bild ab, das auch in der Zeit von Fuchs Nachfolger, Manfred Fath, für die Kunsthalle charakteristisch war.

### MANFRED FATH (GEB. 1938, DIREKTOR 1982–2002)

#### Das Spannungsverhältnis zwischen Museum, knappen Etats und unlösbaren Problemen

Mit Manfred Fath war im Jahr 1982 ein Mann an die Spitze der Kunsthalle gekommen, der es verstand, auf dem Gebiet der Museums-politik unkonventionell zu denken. Erste Erfahrungen als Museumsleiter hatte er im Ludwigshafener Wilhelm Hack Museum gesammelt, dessen Gründungsdirektor er war.

In Mannheim gründete Fath zusammen mit Sponsoren und wichtigen Institutionen der Stadt eine Ausstellungsgesellschaft, die es ermöglichte, trotz des knappen städtischen Etats große Ausstellungen durchzuführen. Ihm ging es aber nicht nur um spektakuläre Ereignisse, sondern vor allem um den Erhalt des Mannheimer Kunstbesitzes, den er bedroht sah.

„Wir haben einfach zu wenig Geld, um unseren wertvollen Bestand zu erhalten. Die Kunsthalle besitzt allein 30 000 graphische Blätter, die sich in sehr desolatem Zustand befinden. Restauration und Dokumentation haben wir ausschließlich über Drittmittel finanziert,“ sagte Fath in einem Interview aus Anlass seines Ausscheidens (17. 10. 2002, „Rhein-Neckar-Zeitung“). Es gelang ihm, 1998 eine Restaurierungswerkstatt für Gemälde einzurichten und sie mit zwei festen Stellen auszustatten, aber allein das reicht seiner Mei-

nung nach nicht aus, um dem Wettlauf mit der Zeit zu gewinnen.

## **ROLF LAUTER** (Direktor ab 2003)

### **Eine offene Situation**

Von diesen gravierenden Problemen war unter Faths Nachfolger nicht mehr die Rede. Mit Rolf Lauter kam 2003 ein neuer Mann an die Spitze der Kunsthalle Mannheim, der andere Schwerpunkte setzte und der Sammlung Werke aus der Gegenwartskunst hinzufügte, die alles andere als unumstritten sind. Für sein Konzept der „Neuen Kunsthalle“ mussten viele bekannte Skulpturen und Bilder ihren Stamplatz aufgeben.

Lauter geht es erklärtermaßen darum, mit seinem Programm neue Besucherschichten anzusprechen. Um dies zu verwirklichen, führte er innerhalb des Gebäudes zahlreiche Veränderungen durch, die erheblich teurer waren als vorgesehen und den knappen Etat der Kunsthalle in die Schieflage brachten. So entging er bereits in seinem ersten Amtsjahr nur knapp der Strafverfolgung. Die Mannheimer Staatsanwaltschaft ermittelte aufgrund haushaltsrechtlicher Verstöße wegen Verdachts auf Untreue („Mannheimer Morgen“ 10. Sept. 2004).

Nicht nur bezüglich seiner finanziellen Verantwortung, sondern auch auf dem Gebiet der Teamarbeit und der Programmgestaltung wurden unter Lauter manche „alten Zöpfe“ abgeschnitten. So berichtete die Kulturredakteurin des „Mannheimer Morgen“, Barbara Förster, in einem aufschlussreichen Artikel zu Beginn des Jahres 2006:

„Das .... Jahresprogramm erscheint bunt und vielseitig, wenn auch mit einer rein zeitgenössischen Ausrichtung, was man bei einer so epochenübergreifenden Sammlung bedauern kann ... Was jedoch ohne Zweifel fehlt, ist eine Ausstellung zum 100. Geburtstag des wohl wichtigsten Mannheimer Künstlers, Gustav Seitz. Hamburg, Lübeck, Berlin und Güstrow werden den Plastiker würdigen, seine Heimatstadt nicht. ‚Mich interessieren keine Jubiläen, ich stelle einen Künstler aus, wenn es in mein Konzept passt‘, so Lauter. Er denke halt nicht in solchen offiziellen Kategorien.

Der Mann ist Non-Konformist. Wenigstens möchte er wohl als solcher gelten. Schließlich hat er sich auch in Mannheim nie um bestehende Personalstrukturen gekümmert. Die Kuratoren Inge Herold und Thomas Köllhofer, die seit Jahren im Hause arbeiten, sind jetzt nur noch mit kustodischen (sammlungs-internen) Aufgaben betraut.“ („Mannheimer Morgen“, 28. 1. 2006)

Die problematische Entwicklung der Kunsthalle, wie sie in diesem Artikel angesprochen ist, wurde im Herbst 2006 zusätzlich verstärkt. Erneut stellten sich Haushaltsdefizite ein, die Lauter zu verantworten hat. Eine angemessene, würdige Durchführung des 100jährigen Jubiläums der Kunsthalle ist somit in Frage gestellt. Erste Konsequenzen aus dem nun zum wiederholten Male aufgetretenen Desaster wurden Ende des Jahres 2006 gezogen. So entzog der Kulturbürgermeister, Dr. Peter Kurz, Dr. Rolf Lauter die Zuständigkeit für Finanzen und Organisation und nahm für diese Aufgabengebiete Dr. Inge Herold in die Pflicht, die zur stellvertretenden Leiterin des Hauses avancierte.

Man darf gespannt sein, ob sich die komplexen Probleme wie sie derzeit in der Kunsthalle vorliegen unter dem neuen Führungsduo lösen lassen.

### *Anmerkungen*

- 1 Hg. Städtische Kunsthalle Mannheim, Roland Scotti, Die Internationale Kunstausstellung 1907 in Mannheim, Mannheim, 1985, S. 36.
- 2 Hans-Jürgen Buderer, Manfred Fath, Neue Sachlichkeit, München, 1994.
- 3 Franz Roh, Entartete Kunst – Kunstbarbarei im Dritten Reich, o. O., 1962.



Anschrift des Autors:  
Dr. Helmut Orpel  
7, 22  
68159 Mannheim

# Mannheimer Ansichten

## Die Sammlung Werner Albrecht im Stadtarchiv Mannheim – Institut für Stadtgeschichte

Am 11. März 2002 übergab Werner Albrecht aus Wallstadt seine in drei Jahrzehnten aufgebaute Ansichtskartensammlung an das Stadtarchiv Mannheim. Mit Unterstützung der GBG-Mannheimer Wohnungsbau-gesellschaft mbH gelang es somit dem Institut unter der Leitung von Dr. Ulrich Nieß, einen wahren Schatz zu heben. Die ältesten Exemplare gehen auf die 1890er Jahre zurück, mit ihren ca. 18 000 Ansichtskarten und zahlreichen sonstigen Mannheimer Belegen zählt die Sammlung zu den größten ihrer Art in ganz Deutschland.

Bevor wir uns mit der Bedeutung eines derartigen Bestands für die interessierte Öffentlichkeit beschäftigen, soll kurz auf die Geschichte der Ansichtskarte eingegangen werden.

### ZUR GESCHICHTE DER ANSICHTSKARTE

Der geheime Postrat Heinrich von Stephan schlug 1865 bei der 5. Weltausstellung in Karlsruhe vor, ein Postblatt ohne Wertstempel einzuführen. Sein Vorschlag wurde



Lithographie mit dem Wasserturm, der Friedrichsbrücke und dem Bismarckdenkmal. Poststempel vom 14. 3. 1902

StadtA MA, Slg. Albrecht, Alb. 1422, Nr. 15



Osterkarte mit Schloss, von der Rheinseite aus gesehen  
StadtA MA, Slg. Albrecht, Alb. 1422, Nr. 36

von der Mehrheit abgelehnt, die glaubte, dass ein offenes Absenden von Mitteilungen *unmoralisch* und *beleidigend*<sup>1</sup> sei.

Schließlich erschien 1869 in Österreich die von Dr. Emil Herrmann entwickelte Correspondenzkarte (seit 1872 Postkarte genannt) mit eingedruckter Briefmarke.

Dieses Mittel zur kurzen und preiswerten Übermittlung von Nachrichten leitete eine



Neujahrskarte mit der Festhalle Rosengarten – erbaut von Bruno Schmitz in den Jahren 1890–1903

StadtA MA, Slg. Albrecht, Alb. 1422, Nr. 61

neue Ära ein: Die Postkarte war geboren! Die Menschen konnten leichter und mit geringerem Aufwand kommunizieren; für die neue schriftliche Kommunikationsform musste man im Vergleich zum Brief nur die Hälfte an Porto aufbringen (anfangs 5 Pfennige). Bereits kurze Zeit später, am 16. Juli 1870, bedruckte der Hofbuchhändler August Schwartz eine solche Postkarte mit Kriegsmotiven und schickte sie an seine Freunde. Hierin wird allgemein der Beginn der Ansichtskarte in Deutschland gesehen. In der Literatur werden auch noch andere Väter der Ansichtskarte genannt: der Göttinger Ludolf Parisius und der Züricher Verleger J. H. Locher.<sup>2</sup>

So konnten nun politische oder gesellschaftliche Ereignisse ebenso wie Stadtansichten oder Einzelgebäude nicht nur im Bild festgehalten, sondern auch über weite Entfernungen kommuniziert werden. In den Jahren 1898 bis 1918 herrschte ein wahrer Boom in der Verbreitung der Ansichtskarten. Allein 1903/04 liefen 1,16 Milliarden (!) Ansichtskarten im Reich.<sup>3</sup> 1905 erfuhr die Gestaltung der Ansichtskarte eine grundlegende Änderung: Es wurden Mitteilungen an den Empfänger auf der Rückseite zugelassen. Bis dahin hatten die Kartenschreiber ihre Grüße auf die Bildseite geschrieben. Die Menschen konnten ihren Lieben nun ausführlicher ihren Urlaub beschreiben, Glückwünsche aller Art übermitteln und – bildunterstützt – von Ereignissen berichten, an denen sie teilgenommen hatten. Die Texte vermitteln Einblicke in sozialgeschichtliche Gegebenheiten und Mentalitäten, verhandeln Alltägliches und Außeralltägliches. Aufgrund der wirtschaftlichen Entwicklung und der Verbreitung neuer Kommunikationstechniken (Telefon) flachte das Interesse an der Ansichtskarte nach dem Ende des Ersten Weltkriegs ab, auch wenn es in den zwanziger Jahren noch schöne Bildmotive auf manchen Exemplaren gab. Um 1960 setzte das Sammeln von Ansichtskarten verstärkt wieder ein, was sich in den Preisen für dieses Sammelobjekt niederschlug.

## ANSICHTSKARTEN ALS SAMMELOBJEKT

Als Werner Albrecht bei der Übergabe seiner Ansichtskartensammlung gefragt wur-



Plakat zur Jubiläumsausstellung 1907

StadtA MA, Slg. Albrecht, Alb. 1441, Nr. 51

de, ob er einen besonderen *Liebling* habe, antwortete er: *Ach, ich habe viele Lieblingssujets darunter*. Er hatte Jahrzehnte Spaß daran, Motive seiner Heimatstadt zusammenzutragen, um so die *Vielfalt unserer Welt, den Makrokosmos im Mikrokosmos zu beleuchten*.<sup>4</sup> Nun waren in der Tat Stadtbilder eines der frühesten und häufigsten Themen der Ansichtskarten. Darüber hinaus wurden Persönlichkeiten wie Politiker, Schauspieler und lokale Originale abgebildet. Ortsansässige Firmen nutzten die Ansichtskarte zur Werbung. Sehr beliebt sind noch heute die alten *Gruß aus*-Karten, die sich gerade durch ihre aufwändige Drucktechnik und die oftmals künstlerische Gestaltung von den anderen Motiven abheben. Ferner gab es wunderschöne Glückwunschkarten zu Anlässen wie Silvester und Neujahr, Ostern, Pfingsten oder Weihnachten. Leporellos und Exemplare mit Reliefprägung, überzogen mit Lack, Glimmer oder Stoffapplikationen waren nicht zuletzt auch von hohem ästhetischen Wert.

Diese Vielfalt brachte die Sammler bereits seit der Jahrhundertwende auf den Plan: war nun doch eine Möglichkeit gegeben, sich die bunte Welt gewissermaßen nach Hause in die gute Stube zu holen! Die Ansichtskarten wurden in Tabak- und Schreibwarenläden verkauft, die vorwiegend von Berliner, Leipziger und Hannoverschen Verlagen bedient wurden. Es bildeten sich rasch Sammlervereinigungen, die nicht nur national, sondern auch international den Tausch von Ansichtskarten ermöglichten. Mittlerweile wird auf Sammlerbörsen getauscht und gekauft. Die ebay-Auktionen im Internet bieten dem Sammler ebenfalls eine Riesenauswahl, so beispielsweise im Jahr 2006 durchschnittlich über 200 000 Ansichtskarten.

Auch in Mannheim werden im Rahmen von Tauschtagen beim Postwertzeichen-Sammler-Verein Mannheim e. V. nicht nur Briefmarken, sondern auch Ansichtskarten getauscht. Im Ansichtskarten-Tauschkreis „Rhein-Neckar“ trifft sich der „harte Kern“ der Sammler. Darüber hinaus finden im Mannheimer Rosengarten auch nationale und internationale Tauschbörsen statt.

## DIE SAMMLUNG ALBRECHT

Warum interessierte sich nun das Mannheimer Stadtarchiv – Institut für Stadtgeschichte für diese umfangreiche Sammlung? Schon im Namen dieses Instituts liegt die Antwort: Viele Motive dokumentieren die Mannheimer Stadtgeschichte, ergänzen in einigen Bereichen auch die vorhandene Bildsammlung des Stadtarchivs. Zudem bringt diese Art der Dokumentation selbst Menschen, die sich nicht direkt mit dem historischen Mannheim beschäftigen, auf oft amüsante Art die Geschichte der Stadt näher. So hat auch der Autor – selbst Mitglied eines Mannheimer Ansichtskarten-Tauschrings – mit Hilfe von Ansichtskarten Einblicke in die Geschichte seiner Heimatstadt erhalten, die nicht immer den wissenschaftlichen Schriften entnommen werden konnten.

Tausende von Ansichtskarten verlangen Ordnungskriterien, um einen raschen Überblick und Zugriff gewährleisten zu können. Ferner enthält die Sammlung auch Fotos, Eintrittskarten, Rechnungen, Briefe und Broschüren, die aufbereitet werden müssen. Werner Albrecht



Abriss der Quadrate P 5 und P 6 zwischen 1934 und 1936, um eine durchgehende Achse vom Wasserturm bis zum Hafen zu schaffen.  
StadtA MA, Slg. Albrecht, Alb. 1442, Nr. 70



Mannheimer Original. Poststempel vom 24. 3. 1900

StadtA MA, Slg. Albrecht, Alb. 1442, Nr. 401



Vergnügungspark zur 300-Jahrfeier 1907

StadtA MA, Slg. Albrecht, Alb. 1441, Nr. 32



Jubiläumskarte 1907 mit Restaurantanbau am Wasserturm

StadtA MA, Slg. Albrecht, Alb. 1441, Nr. 5

hatte sich für eine alphabetisch-thematische Gliederung entschieden, zudem die Fotos und Ansichtskarten von dem übrigen Material getrennt aufbewahrt. Beide Ordnungsschemata wurden vom Stadtarchiv übernommen, der erstgenannte Teil als Sammlung Albrecht in die Bildsammlung integriert, der zweite als Dokumentation Albrecht ausgegliedert.

Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf den erstgenannten Teilbestand. Es würde den Rahmen dieses Artikels sprengen, wollte man die gesamte Gliederung darstellen. So werden nur einige Hauptgruppen genannt, um den Gesamtumfang und die große thematische Bandbreite dieser Sammlung aufzuzeigen:

Die Sammlung beginnt mit der Zusammenstellung *Origineller Ansichtskarten*. Hier finden wir rd. 400 Exemplare, die u. a. ausgefallene Motive von Mannheimer Ereignissen – wie z. B. Bilder vom zugefrorenen Rhein im Jahre 1929 – zeigen. Es folgen Abbildungen von *Hotels und Gaststätten*. Längst vergangene und heute noch existierende feine Hotels – etwa das altherwürdige Parkhotel am Friedrichsplatz –, berühmte und weniger berühmte Restaurants, Cafés, Ballsäle sind auf ca. 500 Ansichtskarten festgehalten. Die beliebten *Gruß aus Mannheim*-Motive werden auf rd. 700 Sammlerstücken gezeigt. Es handelt sich um aufwändig gestaltete Lithografien, Zeichnungen und Fotos in Farbe oder schwarz-weiß. Einen wesentlichen Teil der Sammlung machen die Ansichtskarten zu den *Mannheimer Stadtteilen* aus. Die oftmals sehr seltenen Stücke bilden gewissermaßen das Herzstück der Sammlung. Über 1000 Abbildungen stehen hier zur Verfügung! Auch

*Friedrichsplatz, Wasserturm und Rosengarten* nehmen naturgemäß einen großen Teil der Sammlung ein. 700 Karten beleuchten diese Filetstücke Mannheims aus allen Blickwinkeln. Den Straßen der Stadt sind ebenfalls über 700 Ansichtskarten gewidmet. Darunter bevorzugt Karten von den Planken, der Mannheimer Hauptgeschäftsstraße. Auch die *Schulen* und *Abiturkarten* sind mit rd. 300 Abbildungen vertreten. *Ereignisse* aller Art nehmen einen bedeutenden Platz in dieser Sammlung ein: Wir finden Jubiläen von Gesangs- und Schützenvereinen ebenso wie die „Mannemer Maimess“ oder das Sportgeschehen (Eiskunstlauf, Fußball, Pferderennen, Rudern, Boxen etc.) dokumentiert. Ferner enthält die Sammlung Ansichtskarten von Persönlichkeiten, so von Politikern, Malern, Musikern, Schauspielern, aber auch von Mannheimer Originalen (Blumepeter, Stadthas und Lorenz, Jäger aus Kurpfalz) oder dem Pfälzer Heimatdichter Hanns Glückstein. Die bedeutenden *Bauten* der Stadt werden auf zahlreichen Karten dargestellt – seien es Behörden, Brücken, Denkmäler, Kirchen, Krankenhäuser, der Flugplatz oder das Nationaltheater. Eine umfangreiche Bilddokumentation ist dem Mannheimer Barockschloss gewidmet. Den Höhepunkt der Sammlung bilden aber die Karten von der *Dreihundertjahrfeier* der Stadt Mannheim im Jahre 1907: Dieses Großereignis dokumentieren 352 Ansichtskarten, die hauptsächlich die Internationale Kunst- und Gartenbauausstellung vom 1. Mai bis 20. Oktober 1907 zeigen. Bilder von der Planung, der Eröffnung, den vielen Gärten und Bauwerken und den Ereignissen rund um diese Ausstellung halten

ein Geschehen fest, das in seiner Pracht schwerlich von der Vierhundertjahrfeier 2007 übertroffen werden kann.

## PRÄSENTATION UND ZUGÄNLICHKEIT DER SAMMLUNG

Primäres Ziel der Verantwortlichen im Stadtarchiv war es von Anfang an, der interessierten Öffentlichkeit einen optimalen Zugang zu diesem Schatz zu gewähren. Unter der Leitung von Frau Dr. Anja Gillen, der Leiterin der Bild- und Filmsammlung, konnten neben den hauptamtlichen drei ehrenamtliche Mitarbeiter (darunter auch der Autor dieses Artikels) gewonnen, ja begeistert werden, sich der Aufbereitung des sehr interessanten Bestands zu widmen.

Zunächst erhielt jedes einem bestimmten Themenbereich gewidmete Album eine Inventarnummer, ebenso jede einzelne Karte innerhalb eines Albums. Anschließend führte ein externer Dienstleister die Digitalisierung der Ansichtskarten durch – wobei von beiden Seiten einer Karte Scans in einer Auflösung von 400 dpi hergestellt wurden, die sich besonders für 1:1 Nachdrucke eignen. Dann galt es, die auf CD-ROMs abgelieferten Bilddateien auf dem archiveigenen Server als TIFF-Dateien zu archivieren, gleichzeitig in geringerer Auflösung als JPGs in das elektronische Recherchesystem des Stadtarchivs (FindStarOnline) einzuspielen. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter hatten nun die Aufgabe, die Ansichtskarten detailliert zu verzeichnen, d. h. hinsichtlich der verwendeten Motive, des Datums des Poststempels, des Zielortes und Ähnliche zu beschreiben. Die Arbeiten wurden im Stadtarchiv oder – wie im Fall des Autors – auf der Grundlage der CDs zu Hause durchgeführt (Telearbeitsplatz). Diese sehr zeit- und aufwändige Tätigkeit erforderte außer guter Ortskenntnis auch sehr viel Engagement und Spaß an der Arbeit.

Nachdem der Bildsammlungsteil der Sammlung Albrecht nunmehr komplett verzeichnet und weitgehend digitalisiert vorliegt, kann jeder Archivbenutzer eigenständig an den hauseigenen Benutzer-PCs recherchieren, sich die Karten auf dem Rechner in einer Thumbnailansicht aufrufen, gegebenenfalls vergrößern und direkt ausdrucken. Wei-



*Autor bei der Arbeit mit FindStarOnline*

StadtA MA, Bildslg., KF 41636, Foto: Kathrin Schwab

terhin besteht die Möglichkeit, sich Reproduktionen in unterschiedlichen Formaten anfertigen zu lassen. Seit kurzer Zeit ist die Recherche über das Intranet der Stadt Mannheim zugänglich, perspektivisch erstrecken sich die diesbezüglichen Planungen auch auf das Internet. So können in nicht allzu weiter Zukunft Privatleute, die Presse, Verlage oder andere Interessierte bequem am heimischen Schreibtisch den Rundgang durch das digitale Ansichtskartenarchiv antreten. Das unzerstörte Mannheim der Vorkriegszeit in all seinen Facetten lebt so wieder auf – einer virtuellen Rekonstruktion stünde nichts mehr im Wege.

### Anmerkungen

- 1 Art. Postkarte, in: Wikipedia, die freie Enzyklopädie im Internet, S. 3.
- 2 Jörg Schadt: Mannheim in alten Ansichtskarten, Würzburg, 2. Aufl. 1989, Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim Nr. 2, S. 5.
- 3 Vgl. [www.sammler-bonn.de](http://www.sammler-bonn.de): Wissenswertes und Tipps zum Hobby (historische Ansichtskarten).
- 4 Lydia Grabenkamp: Sammler Werner Albrecht öffnete seine Schatzkammer – Wallstadter übergab 18 000 Ansichtskarten an das Stadtarchiv, [www.feudenheim-net.de/aktuelles2002](http://www.feudenheim-net.de/aktuelles2002).



Anschrift des Autors:  
Volker Batz  
c/o Stadtarchiv Mannheim – Institut für  
Stadtgeschichte  
Postfach 10 00 35  
68133 Mannheim

# Schloss Mannheim

## Umbau des Mittelbaus für Museum und Bibliothek Wiederherstellung der barocken Ansicht

Bestehende Gebäude mit neuer Nutzung zu beleben und dafür baulich zu reaktivieren, ist ein eigener Bereich architektonischen Gestaltens. Werden beim Neubau Konstruktion, Organisation und Gestalt des Gebäudes nach den Erfordernissen und dem zeitgenössischen Geschmack entwickelt, finden wir beim Bauen im Bestand ein Gebäude vor. Seine Substanz, Konstruktion und Baugeschichte sind erst einmal zu analysieren, bevor eine geeignete Nutzung gefunden und konstruktiv und gestalterisch umgesetzt werden kann.

Das Mannheimer Schloss hat im Laufe der Zeit von der Residenz zum Witwensitz, Museum, Verwaltung und Hochschule vielerlei Nutzungen erfahren. Damit einher gingen immer umfangreiche bauliche Veränderungen. Den bedeutendsten Eingriff in den Bestand stellte die nahezu vollkommene Zerstörung im 2. Weltkrieg und der Wiederaufbau dar.

### DAS CORPS DE LOGIS MIT DEM WIEDER HERGESTELLTEN DACH

Der Wiederaufbau des Corps de Logis wie auch der anderen Teile des Schlosses erfolgte für Verwaltungen des Landes und die Wirt-

schaftshochschule Mannheim. Zielvorgabe des Wiederaufbaus war neben der Wiederherstellung der historischen Hülle und der Rekonstruktion weniger Repräsentationsräume die schnelle und wirtschaftliche Unterbringung der neuen Nutzungen.

Soweit überhaupt noch vorhanden wurde die Raumstruktur des 18. Jahrhunderts den neuen Nutzungen angepasst oder neu entwickelt und in die alte wiederhergestellte Hülle eingefügt. Das führte durchgängig zu einschneidenden Veränderungen, dabei auch zu unglücklichen baulichen Lösungen.

Die entscheidende Abweichung im Wiederaufbau wurde im Dachbereich des Mittelbaus vorgenommen, wo die mächtigen barocken Mansarddächer lediglich als flach geneigte Satteldächer ausgeführt wurden.

### DER WIEDERAUFBAU DER NACHKRIEGSZEIT

Der Einbau der Bereichsbibliothek unter den wiederhergestellten Mansarddächern, die Neuordnung der Institute in den anschließenden Ecktürmen und die Neuorganisation und Vergrößerung des Schlossmuseums im Erd-



*Mittelbau mit den neuen Mansarddächern*



*Mittelbau nach dem Wiederaufbau mit Satteldächern*



*Neuer Durchgang mit Schlossfundamenten unter dem Haupttreppenhaus*

geschoss und der Belle Etage erforderten grundlegende Umbau und Wiederaufbaumaßnahmen, denen der Abbruch großer Teile der Nachkriegsbausubstanz vorausging. Nur die wiederhergestellten historischen Räume blieben davon ausgenommen, da sie bis auf den roten Saal der gewachsenen Struktur entsprechen.

Diese neuen Nutzungen standen in vieler Hinsicht in Konkurrenz zueinander. Ursprünglich war das Haus als Residenz errichtet worden und völlig auf das höfische Zeremoniell zugeschnitten gewesen. Jetzt waren drei eigenständige Nutzungen unterzubringen, die separat voneinander erschlossen und technisch versorgt werden mussten und dies ohne die Gesamtansicht zu verändern oder zu beeinträchtigen.

## MUSEUM UND REPRÄSENTATIONSRÄUME

Das Museum sollte sich über das gesamte Erdgeschoss und die Beletage im Mittelbau erstrecken. Gleichzeitig gab es die Forderung die Repräsentationsräume Rittersaal, Haupttreppenhaus und Gartensaal separat zu nutzen. Im Falle der Vermietung hätte der Mittelbau die beiden Mansardflügel voneinander getrennt. Mittelbau und Westflügel wären dann nicht Bestandteil des Museumsrundgangs gewesen. Das Museum sollte aber bundesweit übliche Öffnungszeiten anbieten und nicht den Hinweis tragen „Wegen Veranstaltung geschlossen“.

Der einzig gangbare Weg bestand darin, den bisher nicht unterkellerten Mittelbau mit

einem unterirdischen „Beipass“ zu versehen. Dazu musste die Fundamenttiefe untersucht werden. Mittels 5 m tiefer Bohrungen im Flur vor dem Gartensaal und Schalmessungen wurde die Fundamenttiefe ermittelt. Baggerschürfungen im Außenbereich hatten schon gezeigt, dass die Fundamente bis zu vier Meter tiefer lagen als das Eingangs-niveau. Rund einen Meter binden die Fundamente ins geologische Niveau der Sanddüne ein, auf der das Dorf Mannheim ursprünglich gebaut wurde. Demnach war zwischen den aufgemauerten Fundamenten im Mittel drei Meter hoch verfüllt worden. Für den „Beipass“ musste also nur die Aufschüttung entfernt werden.

## UNTERIRDISCHER „BEIPASS“ MIT FUNDAMENTEN UND MAUERN DER ALTEN FRIEDRICHSBURG

Dieser Umstand kam uns noch ein weiteres Mal zu gute. Bisher war die Heizungs- und Lüftungszentrale für den Rittersaal im Dachgeschoss des Mittelbaus gelegen. Dort sollte aber zukünftig die Bibliothek untergebracht werden. Zu Zeiten des Kurfürsten gab man sich mit Kachelöfen und offenen Kamine zu-



*Original Stuckgesims im 1. Wohnzimmer der Beletage*

frieden und fror im Winter. Heute dagegen fordern die Restauratoren, die Museumsräume nicht nur zu heizen, sondern zu klimatisieren, um die wertvollen Exponate zu schützen.

In Neubauten plant man Technikzentralen in der Regel auf dem Dach. Eine solche Veränderung der historischen Gesamtansicht des Schlosses verbot sich von selbst, also blieb nur die Unterkellerung. Dem Umstand der tiefen Fundamentierung verdanken wir die Möglich-



*Blick auf das Mansarddach mit Oberlicht zur Rheinseite*

keit, unter dem Mittelturm eine Technikzentrale anzulegen zu können. Das 350 m<sup>2</sup> große und 3,5 m tiefe Loch im Gartensaal ist heute wieder überdeckelt. Schaut man sich seine aus Sandstein gemauerten Wände an, könnte man meinen, das Untergeschoss stamme aus dem 18. Jahrhundert.

Entscheidend für die Gestaltung der wiederhergestellten Räume der Enfilade war die Frage, wie diese Räume ausgestaltet werden sollten. Eine originalgetreue Rekonstruktion war nicht gewollt, auch auf Grund fehlender fotografischer Dokumentation nicht möglich. Um dem ehemals kurfürstlichen Raumambiente gerecht zu werden entschied man sich für eine strukturelle Gestaltung. Die Gliederung der Räume in den Decken- und Wandbereichen passte man den ursprünglichen Strukturen der Vertäfelung, Stuckaturen oder Auskleidung in reduzierter Form an. Damit war die einheitliche Raumgestalt bewirkt, aber keine willkürliche Interpretation ehemaliger Innenausstattung erzwungen. Die Raumschale wurde damit zu einem zusammenfügenden Rahmen der noch originalen beweglichen Einrichtungsteile und der gewünschte räumliche Gesamtzusammenhang konnte damit wieder entstehen.

Während der Abbrucharbeiten in der Beletage wurden im 1. und 2. Wohnzimmer der Stefanie Reste der Stuckfriese aus der Zeit der Erbauung (1720–1760) freigelegt. Der Originalstuck befand sich in einem bedauernswerten Zustand. Die Meinungen darüber, ob er erhaltenswert sei, gingen weit auseinander, zumal das Museumskonzept mit seiner

schlüssigen Darstellung der Einrichtung ein solches Relikt als störend empfand.

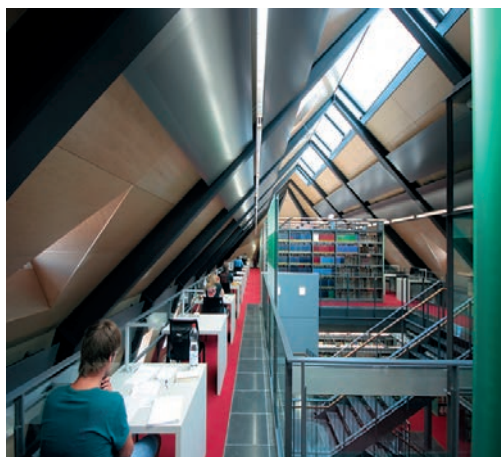
## ORIGINALSTUCK UND STILISIERTE NEUSCHÖPFUNG

Hier setzte sich die Auffassung des Denkmalschutzes durch, zumal im Mittelbau nur wenige Originalstuckteile im Haupttreppenhause und Rittersaal erhalten sind. Die aufgefundenen Reste der Stuckfriese wurden gesichert, konserviert und erinnern in einer ansonsten makellosen Museumseinrichtung an ein schreckliches Kapitel der Geschichte.

## BIBLIOTHEK

Die Hochschule musste im 2. OG des Mittelbaus Flächen aufgeben, damit die Beletage für die Wiederherstellung der fürstlichen Prunkgemächer zur Verfügung stand. Ersatz in direkter Nähe bot die Wiederherstellung der Mansarddächer über der Beletage. Dort sollten die bisher den Fakultäten zugeordneten Bereichsbibliotheken zentral auf 4500 m<sup>2</sup> als Präsenzbibliothek Platz finden.

Gebaut werden sollte entsprechend dem historischen Vorbild. Kein leichtes Unterfangen, da Stiche, Lithografien und Fotos unterschiedliche Gaubenzahlen im Dach zeigen und zunächst die exakte Gradzahl der Dachneigung nicht ermittelt werden konnte. Nachdem sich die Mansarddachneigung über



*Bibliothek im Mansarddach mit Oberlicht*



*Gaupaen in der Mansarde*

eine noch vorhandene Anschlusskehle in den Sandsteinverblendungen des Mittelturms nachweisen ließ und wir viel Licht in der Bibliothek benötigen, entschied man sich für die Umsetzung der Idealdarstellung von Pigage mit Gauben über jeder Fensterachse. Nur das Oberlicht auf der Rheinseite zur Belichtung der Bibliothek gibt den Dächern in Richtung Ludwigshafen ein moderneres Aussehen.

### **ZUR RHEINSEITE HIN BILDET DAS LICHTBAND EIN KOMPROMISS ZWISCHEN DENKMALSCHUTZ UND ERFORDERNISSEN DER BIBLIOTHEK**

Bibliotheken mit ihren hohen Verkehrslasten von  $750 \text{ kg/m}^2$  werden in der Regel nicht in luftiger Höhe untergebracht und für unsere Idee ernteten wir zunächst nicht nur Applaus. Zuerst musste untersucht werden, ob das Mauerwerk des Schlosses überhaupt in der Lage war, die zusätzlichen Lasten aus drei Bibliotheksgeschossen aufzunehmen.

Dazu wurden die Pfeiler der Außenwände mittels Radarwellen untersucht. Dabei entsteht ein Bild wie beim Ultraschall, aus dem der Fachmann herauslesen kann, ob es sich um einen homogenen Mauerwerksverband handelt und ob Materialwechsel und Hohlräume vorhanden sind. Zusätzlich wurden Bohrkerns gezogen und deren Festigkeit in der Materialprüfanstalt untersucht. Die barocke Bauweise kannte in der Regel eine gemauerte Pfeilerschale in die Steinabfälle mit Mörtel vermischt lagenweise als Füllung eingebracht

wurden. Dabei sparte man oft am Mörtel und schwächte die Tragfähigkeit der Pfeiler. Eine minderwertige Füllung drückt seitlich auf die Außenmauer und kann diese unter Umständen sprengen. Derlei Befürchtungen haben sich beim Mannheimer Schloss nicht bestätigt.

Das auf Mauerwerk spezialisierte Büro für Baukonstruktionen (Prof. Dr. Wenzel) aus Karlsruhe stellte in seinem Gutachten fest, dass die Außenmauern solide erstellt wurden. Die größte Last (75%) komme dabei aus dem Eigengewicht der teilweise 2 m dicken Mauern, die Nutzlast der neuen Bibliothek könne ohne weiteres über die vorhandenen Außenmauern abgetragen werden.

Ein Wermutstropfen gab es allerdings doch. Als zu Beginn des letzten Jahrhunderts eine Warmwasserheizung eingebaut wurde, musste man die Heizleitung zu den jeweils in den Fensternischen liegenden Heizkörpern führen. Dazu schlitzte man jeden zweiten Pfeiler horizontal auf ganzer Länge und zerstörte auf drei Pfeilerseiten die tragende Außenschale. Nach Aussage der Statiker hätte das Haus dabei in sich zusammenbrechen müssen. Nur die gute Qualität der Füllung hat dies bisher verhindert. Alle in der Form geschwächten Pfeiler mussten in der Umbauphase aufwendig saniert werden.

Die horizontale Lastabtragung für die Decken der Bibliothek übernehmen 90 cm hohe und 18 m lange Stahlträger, deren Flasche als so genannte Verbundträger ausbetoniert wurden. Diese liegen auf den Außenwänden auf und tragen insgesamt drei Bibliotheksgeschosse. Im Laufe der Planung stellten die Architekten dabei fest, dass die Fensterachsen der Ehrenhofseite und der Rheinseite nicht übereinstimmen. Die Träger kommen auf der Rheinseite genau über dem Entlastungsbogen der Fenster zu liegen. Folge davon war, dass entlang der gesamten Rheinseite ein Druckentlastungsbalken eingebaut werden musste.

### **STAHLTRÄGER FÜR DIE DECKEN DER BIBLIOTHEK**

Die Übereinstimmung der Achsen von Rheinseite und Ehrenhofseite war im Barock vermutlich deshalb nicht erforderlich gewesen,

da an keiner Stelle Räumlichkeiten über die gesamte Tiefe des Gebäudes vorhanden waren. Jetzt wurde das 2. Obergeschoss vollständig ausgeräumt, um großzügige Eingangsbereiche und Arbeitsflächen für die Bibliothek zu schaffen.

Dieser Versatz der Achsen bereitete den Planern bei der Anordnung der Dachgauben nochmals Probleme. Die Gauben saßen ursprünglich aus Gründen der Symmetrie auf beiden Seiten jeweils in den Fensterachsen. Die Stahlrahmen, welche das neue Mansarddach tragen, sind aber auf die Hauptträger die sich an der Ehrenhofseite orientieren, aufgesetzt. Dadurch hätten die Gauben der Rheinseite teilweise mitten auf den Trägern gelegen. Nach hartem Ringen mit dem Denkmalschutz setzte sich die Gaube mittig zwischen den Trägern durch, um einen harmonischen Innenraum zu schaffen. Die Gauben der Rheinseite sind daher mit den Fensterachsen nicht identisch. Eine Abweichung die „fast“ nicht auffällt.

## DACH ZUR STADTSEITE

Eine immer wichtigere Rolle beim Bauen spielt der vorbeugende Brandschutz. Die Nutzung historischer Gebäude ist ohne Kompromisse und kompensierende Maßnahmen nicht mehr möglich. Ein Beispiel von vielen am Schloss ist das oberste Geschoss der Bibliothek im Mittelturn. Es liegt 25 m über dem Eingangsniveau, damit fällt es unter die Hochhausrichtlinien. Diese fordert ab 22 m ein durchgehendes Sicherheitstreppehaus mit direktem Ausgang ins Freie. Also hätte das Treppenhaus durch den Ritter- und Gartensaal geführt werden müssen. Erst nach langen Verhandlungen mit der Feuerwehr wurde der Fluchtweg in die beiden Seitenflügel akzeptiert. Zum Personenschutz musste im Mittelturn zusätzlich eine Hochdruckwassernebellöschanlage installiert werden, mit allen Problemen im Ernstfall für Bücher und die Stuckdecke im Rittersaal.

Alle am Planungsprozess beteiligten haben sich Mühe gegeben das Haus im Vorfeld gründlich zu untersuchen, und doch sind wir an der Schnittstelle zwischen barocker Bausubstanz und Nackriegswiederaufbau auf viele Überraschungen gestoßen.



*Stahlverbundträger über dem 2. OG als Tragkonstruktion für die Bibliothek*

So stellte während der Rohbauphase der Statiker auf der Westseite kurzfristig den Bau ein. Die dort abzubrechenden Decken waren so genannte TVG-Decken. Dieses Kürzel steht für Trümmerverwertungsgesellschaft. In Ermangelung von Baumaterial wurde kurz nach dem Krieg der Schutt aus dem Abraum der zerstörten Gebäude zerkleinert und mit wenig Zuschlag und Zement zu einem betonartigen Gemisch verarbeitet. Dieses wurde in Stahlträger mit zwischengespannten Brettern und einer Schalung aus Schilf gefüllt. Eine Tragfähigkeit war nicht nachzuweisen. Von dieser Deckenart mussten zusätzlich 1000 m<sup>2</sup> erneuert werden.

## DIE NEUE BIBLIOTHEK DER SCHLOSSUNIVERSITÄT MANNHEIM

Gebäude mit einer bewegten Vergangenheit wie das Mannheimer Schloss zeugen vom Geschmack und der Baukultur vieler Generationen. An ihnen ablesbar sind Baukonstruktionen und Materialien aus drei Jahrhunderten. Das macht den Reiz im Umgang mit Ihnen aus und wird uns auch in der weiteren Arbeit so manche Überraschung bescheren.

Anschrift des Autors:

Johannes Gürlich

Vermögen und Bau Baden-Württemberg

Amt Mannheim

L 4, 4–6

68163 Mannheim

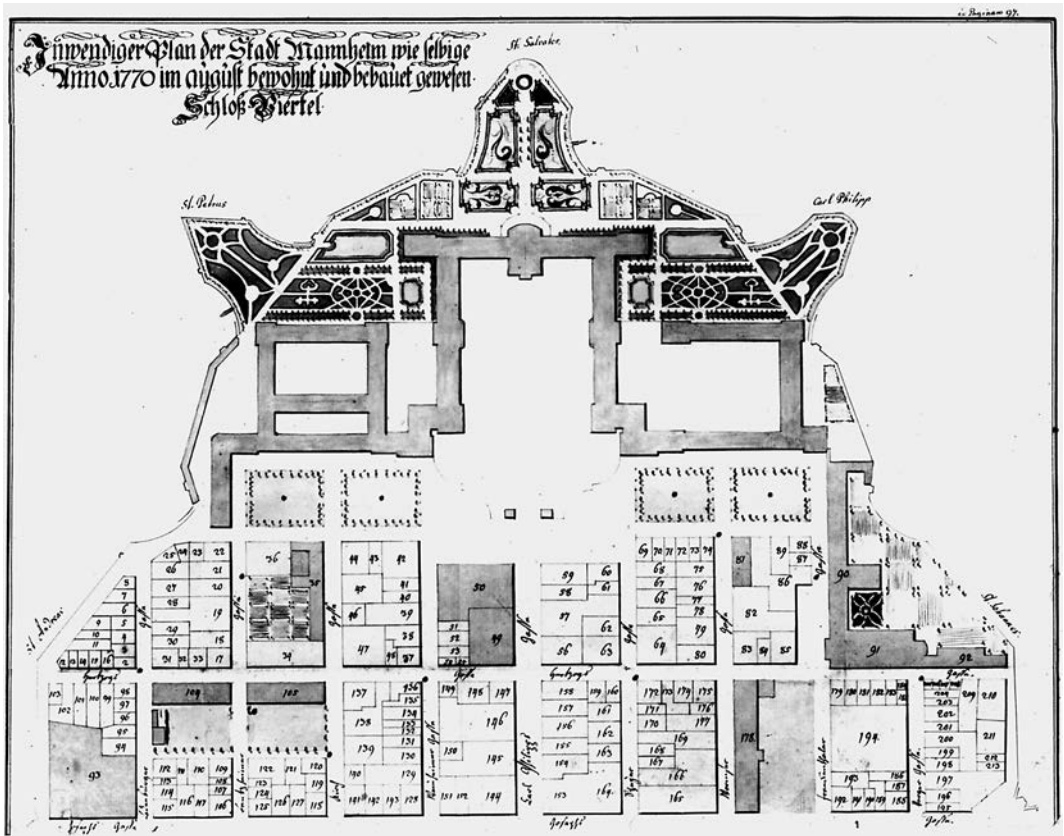
# Von Vielen vermisst

## Die Mannheimer Schlosswachthäuschen und ihre Geschichte

### VORBEMERKUNG

„Der Punkt, von dem aus der Beschauer den Schloßbau betrachten soll, ist mathematisch genau, fast nach Berninischem Rezept fixiert. Es ist der Schnittpunkt der Achse der Breiten Straße mit den Baufluchten an der Platzerweiterung von A 1 und L 1, heute allerdings wenig zu ungestörtem ästhetischem Genuß geeignet“<sup>1</sup>, bemerkte Regierungs-

baumeister Otto Eberbach (1876–1935) 1906 in seinem Beitrag über die Mannheimer Baukunst innerhalb des Standardwerks „Mannheim und seine Bauten“. Trotz dieses zweifellos berechtigten kritischen Untertons besaß der Schloßbau vor rund einhundert Jahren trotz erster Eingriffe infolge der ab 1894 neu angelegten Bismarckstraße in seiner Verbindung zur Stadt noch eine gewisse Voll-



„Inwendiger Plan der Stadt Mannheim wie Selbige Anno 1770 im August bewohnt und bebauet gewesen.“

Ansicht des Schloßviertels mit einem Blick auf Schloßplatz, Schloßplanen und Ehrenhof mit Wachthäuschen, 1770.

Reiss-Engelhorn-Museen, Kunst- und Kulturgeschichtliche Sammlung



*Le Chateau Electoral.*

„Le Chateau Electoral“. Blick auf Ehrenhof und Westflügel des Schlosses (Ausschnitt). Kupferstich der Gebrüder Klauber aus der Serie „Vues de Mannheim“ nach Johann Franz van der Schlichten, 1782.

Reiss-Engelhorn-Museen, Kunst- und Kulturgeschichtliche Sammlung

kommenheit, die erst die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges und der „autogerechten Stadt“ der späten 1950er Jahre vollends vernichteten. Jetzt erst geriet der mächtige Bau, der zum Verkehrshindernis schlechthin degradiert und von zahlreichen Protagonisten als Anachronismus einer längst vergangenen Epoche bezeichnet wurde, ins völlige Abseits, nachdem er in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht bis in die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich in eine Randlage geraten war und „im

Bewusstsein der Bürger immer mehr an Bedeutung“ verloren hatte.<sup>2</sup>

Die städtebauliche Aufgabe vier aus unterschiedlichen Richtungen kommende Bundesstraßen am Rheinbrückenkopf kreuzungsfrei zusammenzuführen führte nicht nur zu weiterem Substanzverlust in dem ohnehin schon stark geschrumpften Schlossgarten, sie führte auf der der Stadt zugewandten Seite auch zu einer auf das Doppelte verbreiterten Bismarckstraße. Zwar mühten sich die Stadtplaner des städtischen Hoch- und Tiefbauamtes und ihrer freiberuflichen Kollegen redlich, dass die neuen Stahlbaukonstruktionen auf der Rheinseite „in ihrer technischen Qualität und ästhetischen Wirkung das moderne Mannheim repräsentieren“<sup>3</sup> sollten, sie schnürten damit aber die Schlossanlage auch derart ein, dass sie am Ende in eine Insellage geriet. Sowohl die Schlossplanen vor dem Ost- und Westflügel, als auch der weit in die Stadt ausgreifende Ehrenhof fielen den Anforderungen an die Moderne zum Opfer.

Das Bindeglied zwischen dem Ehrenhof und dem nördlich vorgelagerten, heute städtebaulich nicht mehr wahrnehmbaren Schlossplatz, bildeten die beiden Wachthäuschen, die in ihrer Substanz der Kriegszerstörung weitgehend getrotzt hatten, vielfältig genutzt



Schloss mit Ehrenhof, Wachthäuschen und Einfriedung. Augsburger Guckkastenblatt von G. M. Probst. Kolorierter Kupferstich, um 1775.

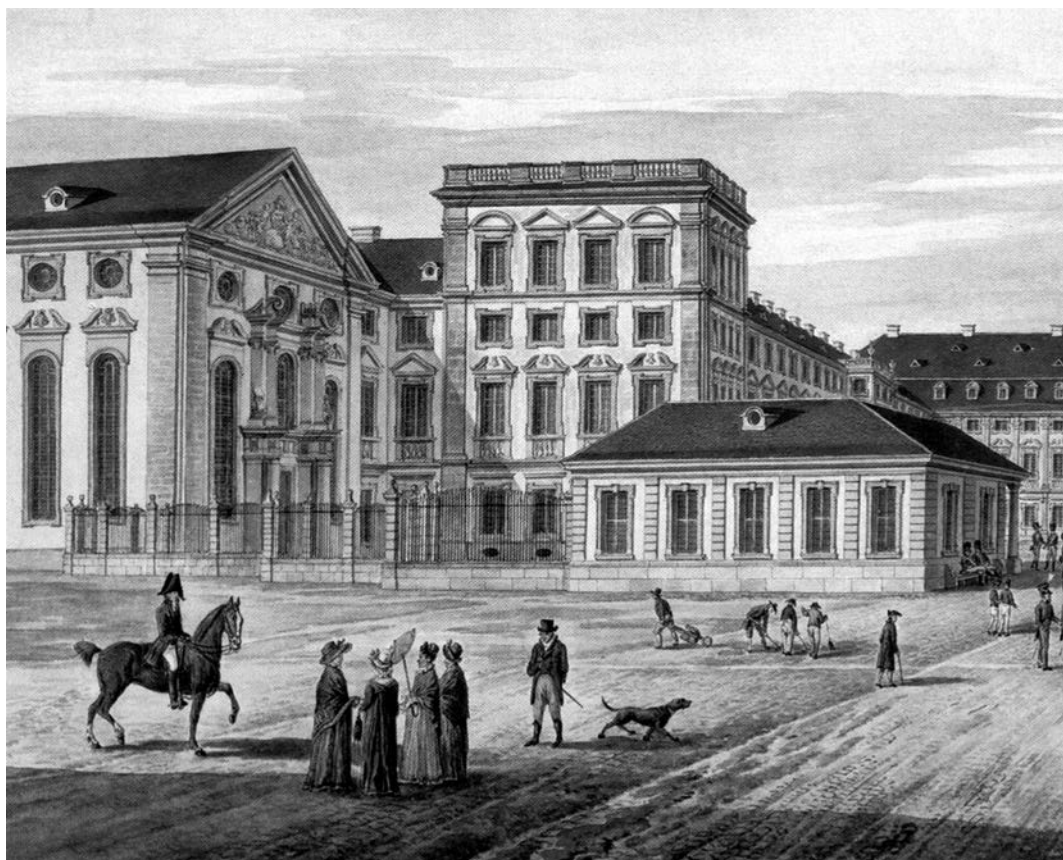
Reiss-Engelhorn-Museen, Kunst- und Kulturgeschichtliche Sammlung

wurden und trotz Wiederaufbauabsichten der Spitzhacke und nicht zuletzt dem damals herrschenden Zeitgeist zum Opfer fielen. Bis heute sind sie zum Verständnis eines barocken Schlosses unverzichtbar und die Mannheimer haben mehr als einmal ihren Wiederaufbau gefordert. Die Wachthäuschen blieben im kollektiven Bewusstsein der Stadt durch ihre Nutzung als zeitweilige Ausleihe der Schlossbücherei oder der Freien Akademie allgemein verankert und beliebt. Der Wiederaufbau des Mansarddaches und die vielfältige Nutzung des Corps de Logis als Ort der Wissenschaften und der Kunst und Kultur sowie die Neugestaltung des Ehrenhofes sind ein erster Schritt, allein komplett wird die Anlage erst durch die beiden Wachthäuschen, die auch für die Proportionen des Schlosses, dessen Bedeutung und Tiefenstaffelung unverzichtbar sind und für die – wie

schon in den 1950er Jahren – zahlreiche Nutzungsvorschläge vorliegen, die auch zu einer Belebung des Ehrenhofes führen könnten.

## ZEITGENÖSSISCHE (REISE-)BESCHREIBUNGEN

Blickt man in die zeitgenössischen (Reise-) Beschreibungen der Kurpfälzischen Haupt- und Residenzstadt Mannheim, so fällt in Johann Goswin Widders (1734–1800) „Geographischer[r] Beschreibung der Kur=Pfalz.“, jener ersten Kurpfälzer Landeskunde von 1786, eine ausführliche Schilderung der Schlossanlage auf. „Der Haupttheil stehet der Breite nach gegen die Stadt; auf beiden Seiten ziehen zween Flügel der Länge nach hinunter, und der Zwischenraum macht den großen Vorhof aus, der stadtwärts mit eisernen Gegittern



*Ansicht des Schlosses mit dem östlichen Wachthäuschen von der Stadtseite (Ausschnitt). Aquarellierte Federzeichnung von Philipp Adolf Le Clerc, um 1800.*

Staatliche Graphische Sammlung München



*Blick auf den Ehrenhof des Schlosses gegen die Stadt mit Wachthäuschen und Einfriedung. Aquarellierte Federzeichnung von Philipp Adolf Le Clerc, um 1800.*  
Staatliche Graphische Sammlung München

eingefasset und am Eingange mit zwei Wachthäusern beschlossen ist.<sup>4</sup> Anlässlich des 50-jährigen Regierungsjubiläums Kurfürst Carl Theodors und der Goldenen Hochzeit von ihm und seiner Frau Elisabeth Augusta 1792 spannte die begeisterte Menschenmenge nach einer Rundfahrt der Kurfürstin durch die Stadt an den Wachthäuschen die Pferde aus dem Wagen und zog „die Karosse durch den Hof zum Eingangstor“<sup>5</sup> des Schlosses.

Etwas ausführlicher beschreibt Rieger 1824 in badischer Zeit die Begrenzung des Ehrenhofes, der „durch eine niedrige, in Schlangenwindung weit auf den großen Schloßplatz hinauslaufende Brustmauer, auf welcher Termen mit aufgesetzten Kugeln, und eiserne, oben vergoldete Lanzen, aufgerichtet sind, und durch zwei, an der Haupteinfahrt in den großen Schloßhof stehende, einstöckige Wachehäuser begrenzt [sic!]“ wurde.<sup>6</sup>



*Blick auf den Ehrenhof mit flankierenden Wachthäuschen, Kaiser-Wilhelm-Denkmal und Corps de Logis in den 1920er Jahren*  
Reiss-Engelhorn-Museen

## ZUR GESCHICHTE DER SCHLOSSWACHTHÄUSER

Diese ehemals jeweils eingeschossigen, fünfachsigen Wachthäuser mit ihren flachen Satteldächern und zierlichen mittigen Gaupen wirkten gegen die Stadt hin „blockhaft geschlossen“<sup>7</sup> und markierten damit eine deutliche Trennung des städtischen und höfischen Bereiches. Entstanden sind die beiden Schlosswachthäuschen im Jahr 1731 im Rahmen der zweiten Schlossbauperiode (1725 bis 1731).<sup>8</sup> Nachdem am 29. Oktober 1731 den Schlosswächtern und „Kehrmenschen“ im Schloss ihre Zimmer angewiesen werden sollten, bezog Kurfürst Carl Philipp am 22. November 1731 selbst das Schloss.<sup>9</sup> Dennoch war der Ehrenhof unfertig, denn erst mit dem ab 1750 unter Nicolas de Pigage errichteten Ostflügel konnte der Ehrenhof 1757 de facto geschlossen werden, als „das Gitter zwischen Bibliotheksbau und dem östlichen Wachthäuschen entsprechend dem Vorbild auf der Westseite“<sup>10</sup> ergänzt wurde. In Bauausführung und Architektur bezogen sich die Wachthäuser auf die Schlossanlage. Erst auf Probsts bekanntem Guckkastenblatt aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts scheinen sie sich farblich vom Schlossbau abzuheben.

Alle Fenster waren ohrenumrahmt und wie die rustizierten Eck- und Mittellisenen aus rotem Sandstein. Aus dem gleichen Material bestanden auch die jeweils sechs Säulen, die zur Ehrenhofseite einen überdeckten, offenen Gang trugen. Das Dach über dem Hauptgesims bestand aus Schiefer. 1759 dienten die west- und östlichen Schmalseiten der Wachthäuser als Bezugspunkte, als auf ihrer Höhe, jeweils parallel zum West- und Ostflügel eine Allee aus 136 jungen Bäumen gepflanzt wurde. Welche Baumart letztlich gepflanzt wurde, verschweigen die Bauakten. Von den seinerzeit vorgeschlagenen Linden-, Vogelbeer- oder Esskastanien, den so genannten „Maronniers“, könnten, wie Kunsthistorikerin Monika Scholl vermutet, Lindenbäume gepflanzt worden sein und tatsächlich ist man versucht, diese Baumart auf den Klauberschen Stichen von 1782 zu erkennen. Tatsächlich markiert die Allee eine natürliche Zäsur, bildeten doch die Wachthäuser einen „Riegel“ zwischen dem für jeder-



*Westliches Schlosswachthaus in einer Ansicht gegen die Bismarckstraße in den 1920er Jahren* Reiss-Engelhorn-Museen



*Bei der Rückversetzung der beiden Wachthäuschen wurde die Durchfahrtsbreite bedeutend vergrößert, Foto Mitte der 1920er Jahre* Reiss-Engelhorn-Museen

mann offenen Schlossplatz und dem, dem Zeremoniell vorbehaltenen eigentlichen Ehrenhof. Mit Blick auf die Architektur der Wachthäuser fallen Funktionalität und architektonischer Ausdruck zusammen. Entgegen der geschlossenen Front zum Schlossplatz sind die Säulengänge zum Ehrenhof hin bewusst offen gehalten. Die strenge Hierarchie der Zugangsberechtigungen zu den einzelnen Höfen orientierte sich an Versailles als dem Vorbild des Absolutismus schlechthin.<sup>11</sup> Erst während des 19. Jahrhunderts – unter badischer Herrschaft – fanden Veränderungen des Ehrenhofraumes statt, nachdem das Pflaster zwar 1825 mit feinem Kiessand gefestigt wurde, sich jedoch bereits 1844 in einem derart schlechten Zustand befand, dass Ingenieur Johann Friedrich Dyckerhoff (1789–1859) gepflasterte Wege mit Rasenflächen und Buschgruppen ähnlich der Schwetzingener Situation des dortigen Ehrenhofes vorschlug.<sup>12</sup> Die Maßnahme wurde 1845/46 beendet.<sup>13</sup> Die Pläne von 1870 zeigen eine abweichende Situation, die in ihrer Struktur weitgehend bis zum Bau des Schlossbunkers 1941/1942 erhalten blieb. Schon 1845/46 waren das Ehrenhofgitter im Anschluss an die Wachthäuschen beidseitig begrünt und damit eine weitere Sichtbarriere zur Stadt hin geschaffen worden, die man auch nach dem Tode der Großherzoginwitwe Stephanie 1868 beibehielt. Inzwischen hatte sich infolge der Vermietung von Wohnungen und dem Einzug zahlreicher Behörden der ehemals streng abgeschirmte Ehrenhof in eine mehr und mehr öffentliche Verkehrsfläche verwandelt. Die Großherzog-

liche Domänenverwaltung äußerte 1869 gar die Befürchtung, dass das „schon mehrfach angeordnete Projekt der Anlage einer Hauptstraße von der Stadt durch den Schlosshof zur Eisenbahnbrücke über den Rhein zur Ausführung käme“.<sup>14</sup> Davon blieb das Schloss glücklicherweise verschont, doch brachten die geänderten Verkehrsverhältnisse nach der Anlage der Rheinbrücke 1869 und dem Bau und Durchbruch der Bismarckstraße 1894 mit sich, dass „die Wachthäuser, deren Front mit Durchfahrtsbreite früher genau die Hälfte der Ehrenhofbreite entsprach, weiter auseinander gerückt und etwas nach dem Mittelbau zu zurückversetzt“<sup>15</sup> wurden.

Dies sei ohne nennenswerte Änderung des Abschlussgitters dadurch möglich gewesen, „daß an der Schloßkirche und an der Bibliothek der Viertelkreisbogen unter Weglassung des vorher vorhandenen Verbindungsstückes



*Blick vom Carl-Theodor-Platz nach Westen zum Ehrenhof mit Bismarckstraße, 1946*

Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Mannheim



*Das westliche teilinstandgesetzte Wachthäuschen, 1950*  
Oberfinanzdirektion Karlsruhe

unmittelbar angefügt wurde.“<sup>16</sup> In dieser Situation blieben die beiden Wachthäuschen bis zu ihrer teilweisen Zerstörung im Zweiten Weltkrieg erhalten. Während ins östliche Wachthaus während des Krieges die Notausleihe der Schlossbücherei einzog, wurden im westlichen künstliche Gliedmaßen hergestellt.<sup>17</sup>

Nach Kriegsende bezog das Badische Bezirksbauamt (später Staatliches Hochbauamt und heute Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Mannheim) im August 1945 das so genannte linke, westliche Schlosswachthäuschen, nachdem beide Wachthäus-



*Bereits 1945 bezog das Badische Bezirksbauamt das westliche Wachthaus und nutzte bis zum Einzug ins Schloss auch die nebenstehende Baracke, um 1946/47*  
Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Mannheim

chen Notdächer erhalten hatten. Parallel begannen im Schloss, soweit möglich, erste Aufräums- und Instandsetzungsarbeiten.<sup>18</sup> 1950 bewarb sich der Betreiber des bis 1942 unter dem nördlichen Teil des Ehrenhofes entstandenen Schlossbunkers darum, im westlichen Wachthaus ein Schlosscafé betreiben zu dürfen, nachdem das Bezirksbauamt als bisheriger Nutzer in den instandgesetzten Pavillon des Ehrenhofwestflügels gezogen war. Tatsächlich arbeitete das Staatliche Hochbauamt detaillierte Pläne eines „Cafés Schlosswache“ aus. Dabei blieb es am Ende. Ins östliche Wachthaus zog am 17. Juli 1954 die Stadt Mannheim mietzinsfrei zu Vorkriegskonkonditionen ein und übernahm fortan im Gegenzug die gärtnerische Pflege des Ehrenhofes.<sup>19</sup> Doch die städtische Nutzung des Wachthäuschens war von kurzer Dauer, denn schon 1957 notierte Regierungsbaudirektor Karl Kölmel in einem Aktenvermerk, dass die Stadt die billigste Lösung im Abriss der Schlosswachthäuschen sehe, was es zu verhindern gelte. Der Abriss sollte der Preis für die neue kommunale Verkehrspolitik sein, deren Ziel es war, den Durchgangsverkehr über eine Südtangente an der Stadt vorbei zu leiten. Dafür sollte die Bismarckstraße verbreitert werden. Das von der Denkmalpflege vorgebrachte Argument einer ästhetischen Notwendigkeit der beiden Wachthäuschen für die Gesamtanlage des Schlosses überzeugte nicht mehr, so Kölmel. Vielmehr favorisierte er den Gedanken einer weiteren Nutzung, etwa eines Cafés, ähnlich wie in Schwetzingen oder bei der Frankfurter Hauptwache. Eine Buchhandlung, weitere kleine Geschäfte und ein öffentliches WC im Untergeschoss sollten die Funktion der Häuser unterstreichen helfen. Auch ein optionales Drehen um 180 Grad wurde erwogen, um den Säulengang als Fußweg nutzen zu können.

Ab 1957 begann die Staatliche Hochbauverwaltung mit verformungsgetreuen Bauaufnahmen für den Fall einer möglichen Versetzung. Doch zu diesem Zeitpunkt tobte eine, möglicherweise gezielt gesteuerte Pressekampagne gegen den Erhalt der beiden Gebäude, die dem vermeintlichen Fortschritt im Wege zu stehen schienen. So hieß es in einer Ausgabe des „Mannheimer Morgen“, dass die Wachthäuschen dringend renovierungsbe-



*Die veränderte Eingangssituation zum Ehrenhof heute. Restaurator Hans-Volker Dursy schuf bei der Neugestaltung der Einfriedung die beiden flankierenden Trophäen nach den Vorlagen am Treppenhausepavillon.* Verfasser

dürftig und einsturzgefährdet seien. Am 16. Juli 1957 spitze sich die Berichterstattung im Blatt auf die Formel zu: „Die Wachhäuschen müssen weg [...]“. Dennoch kamen Stadt und Staat – vertreten durch das Staatliche Hochbauamt – in Verhandlungen am 18. September 1957 zu dem Ergebnis, dass die Gebäude um 180 Grad gedreht und um sieben Meter nach Süden versetzt werden sollten. Dabei wollten beide hälftig die Kosten tragen. Was so einfach schien, scheiterte letztlich an vielen einzelnen Faktoren. So sprach sich die Oberfinanzdirektion Karlsruhe in ihrem Bericht vom 22. Februar 1958 an das Finanzministerium zwar gegen die Rückversetzung mit dem Bemerken aus, dass dann eine Maßstäblichkeit nicht mehr gegeben sei, doch wollte man am Ende die, wie es schien, einhellige Planung nicht gefährden. Auch sollten die Gebäude „nur dann abgerissen werden dürfen, wenn sie anschließend sofort wieder aufgebaut“<sup>20</sup> würden. Was dann folgte gleicht einem Skandal, denn nach

dem am 15. Juli 1958 begonnenen Abriss ließ der Mannheimer Verkehrsverein unter seinen Mitgliedern eine Abstimmung vornehmen, bei der 338 von 457 den Wiederaufbau ablehnten. Die „repräsentative“ Umfrage wurde seitens der Stadt als eindeutiges Votum der Mannheimer Bürgerinnen und Bürger gewertet.<sup>21</sup> Ein Ortstermin des baden-württembergischen Finanzministers Karl Ludwig Frank (FDP; 1900–1973) schien für die Gegner „Wasser auf die Mühlen“ zu sein, denn Frank habe die „beiden Schloßwachhäuser [...] ohne inneren Zwang [...] geopfert“.<sup>22</sup> Tatsächlich lehnte das Finanzministerium erst am 19. Mai 1959 den Wiederaufbau ab, nachdem dafür ein anderer Standort ins Spiel gebracht wurde. Allerdings wollte man der Stadt zu diesem Zweck auch nicht die Steine kostenlos überlassen. Stattdessen dienten sie nach Inkrafttreten des Beschlusses fortan als Ausbesserungsmaterial. Einzig fünf monolithische Säulentrommeln haben sich im Schwetzingen Bauhof erhalten.<sup>23</sup>

## JÜNGERE VERGANGENHEIT UND AUSBLICK

Der Abriss wurde in der jüngeren Vergangenheit, in der sich, wie es der langjährige Schlosskenner Karl J. Svoboda ausdrückte, „das architektonische Gespür für Ausgewogenheit und Harmonie wieder melden darf“<sup>24</sup>, von vielen Seiten bedauert. Architekt Andreas Plattner beklagte offen den Mangel an Qualität im unmittelbaren Umfeld des Schlosses und hoffte auf die Impulse des 400-jährigen Stadtjubiläums 2007.<sup>25</sup> Und auch der „Mannheimer Morgen“ bedauerte inzwischen mehrfach offen den Verlust der charakteristischen Zwillingsbauten am Eingang des Ehrenhofes.<sup>26</sup> Sechzig Jahre nach Beginn des Wiederaufbaues erhält Mannheim Stück für Stück seine Krone zurück, wird die so genannte Kurpfalzachse trotz der nach wie vor brachial trennenden Bismarckstraße, immer erlebbarer, nicht zuletzt dank der Neugestaltung des Ehrenhofes und dem Wegfall der zentralen Rasenfläche samt Wasserbassin, die bislang die Fortführung dieser zentralen Achse negierten und den Ehrenhof damit auch optisch signifikant von der Stadt trennten.<sup>27</sup> Der bisherige Zugang zum Ehrenhof mit den beiden die Einfahrt

flankierenden, rustizierten Säulen und den von Hans-Volker Dursy geschaffenen Kopien der Trophäen vom Treppenhauspavillon sowie den nach innen geschwungenen Viertelkreisbögen stellt keine adäquate Lösung dar.<sup>28</sup> Die in anderer Form einst Schlossplatz und Ehrenhof trennenden Wachthäuschen könnten künftig zwischen Stadt, Uni-Campus und dem neuen Schlossmuseum ein wichtiges Bindeglied darstellen und versuchen die Mannheimerinnen und Mannheimer und ihre Gäste gleich am Eingang für das Erlebnis Schloss zu gewinnen. Nicht zuletzt im Verein „Mannheimer Stadtbild e.V.“ hat die Idee inzwischen Früchte getragen, auch über die Vereinsgrenzen hinaus wird der Ruf nach der Komplettierung des Ensembles Schloss immer lauter.<sup>29</sup> Die Zeiten sind reif und ein „Prinz“, der die Ideen verwirklichen hilft, wird sich doch finden lassen!

#### Anmerkungen

- 1 Otto Eberbach: Alt-Mannheim. In: Mannheim und seine Bauten, hg. v. Unterrheinischen Bezirk des Bad. Arch.- u. Ing.-Vereins u. vom Arch.- u. Ing.-Verein Mannheim-Ludwigshafen, Mannheim 1906, 44 f.
- 2 Ludwig W. Böhm: Daten zur Baugeschichte des Mannheimer Schlosses. In: Das Mannheimer Schloss, hg. v. d. Oberfinanzdirektion Karlsruhe, 4. Aufl., Karlsruhe 1982, S. 3–18, hier: S. 14.
- 3 Andreas Schenk (Bearb.): Architekturführer Mannheim, hg. v. d. Stadt Mannheim, Berlin 1999, Nr. 3.
- 4 Johann Goswin Widder: Versuch einer vollständig Geographisch-Historischen Beschreibung der Kurfürstl. Pfalz am Rheine, 4 Bde., Bd. 1, Frankfurt/M., Leipzig 1786 (–1788), S. 99 f.
- 5 Rudolf Haas: Die Bewohner des Mannheimer Schlosses 1725–1975. In: Mannheimer Hefte, Heft 1 (1978), S. 23–29, hier: S. 26.
- 6 J. G. Rieger: Historisch-topographisch-statistische Beschreibung von Mannheim und seiner Umgebung, Mannheim 1824, S. 224.
- 7 Monika Scholl: Untersuchungen zur bauhistorischen Entwicklung des Ehrenhofes von Schloss Mannheim. Erstellt im Auftrag des Staatlichen Vermögens- und Hochbauamtes Mannheim, Offenburg 2000, S. 11. [unveröffentl. Ms.]
- 8 Scholl: Untersuchungen, S. 6.
- 9 Hans Huth: Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim. 2 Bde., Bd. 1, München, Berlin 1982, S. 173 f.
- 10 Huth: Kunstdenkmäler, Bd. 1, S. 355.
- 11 Vgl. Scholl: Untersuchungen, S. 12.
- 12 Hartmut Ellrich: Gestalterische Gedanken zum Ehrenhof des Mannheimer Schlosses. In: Badische Heimat, Heft 1 (2005), S. 31–37, hier: S. 33.
- 13 Scholl: Untersuchungen, S. 16.
- 14 Zit. nach: Scholl: Untersuchungen, S. 18.
- 15 Friedrich Walter: Das Mannheimer Schloss. 1. Aufl., Karlsruhe 1922, S. 80.
- 16 Walter: ebd.
- 17 Haas: Bewohner, S. 29.
- 18 Hartmut Ellrich: Der Wiederaufbau des Mannheimer Schlosses nach 1945. In: Mannheimer Geschichtsblätter N. F., Bd. 10 (2003), S. 147–178, hier: S. 151.
- 19 Scholl: Untersuchungen, S. 28.
- 20 Scholl: Untersuchungen, S. 30.
- 21 Scholl, ebd.
- 22 Karl J. Svoboda: Residenz aus Trotz- und Trozdem. Das Mannheimer Schloß, Mannheim 1977, S. 101.
- 23 Scholl: Untersuchungen, S. 30 f.
- 24 Karl J. Svoboda: Das Mannheimer Schloß. Geschichte des Wiederaufbaus, München 1990, S. 60.
- 25 Andreas Plattner: Kunst und Kultur in Baudenkmälern. In: Mannheim und seine Bauten 1907–2007. Bd. 3: Bauten für Bildung, Kultus, Kunst und Kultur, bearb. v. Andreas Schenk, hg. v. Stadtarchiv Mannheim u. d. Mannheimer Architektur- u. Bauarchiv e.V., 1. Aufl., Mannheim 2002, S. 117–121, hier: S. 118.
- 26 Zuletzt: Susanne Räuchle: Trauer und Traum: Die alten Schlosswachthäuser. Barocke Außenposten 1959 vom Verkehrsfluss mitgerissen / Verein Stadtbild entwickelt Visionen. In: Mannheimer Morgen von Donnerstag, 16. Juni 2005, S. 17.
- 27 Ferdinand Werner: Die Kurfürstliche Residenz zu Mannheim, Worms 2006, S. 365.
- 28 Zur Eingangssituation vgl. Huth: Kunstdenkmäler, Bd. I, S. 357.
- 29 Vgl. Räuchle: Trauer und Traum, S. 17.

Anschrift des Autors:  
Hartmut Ellrich, M. A.  
Marktstraße 15  
99885 Ohrdruf/Thür.

# Denkmalpflegerische Maßnahmen an Mannheimer Baudenkmalen

Im Jahre 2007 feiert Mannheim sein vierhundertjähriges Stadtjubiläum. Seit einiger Zeit finden an den meisten wichtigen Baudenkmalen der Stadt Renovierungen und teilweise beträchtliche Umbauten statt, die zum Jubiläum abgeschlossen sein sollen.

Während bei der Jesuitenkirche eine Restaurierung des Außenbaus erfolgt, die kaum in die Substanz eingreift, veränderte sich das Bild von Schloss und Zeughaus. Bei beiden Gebäuden, die zu den wichtigsten Baudenkmalen in Baden-Württemberg zählen, wurde eine Rekonstruktion der nicht erhaltenen Dächer des 18. Jahrhunderts vorgenommen. Diese Maßnahmen waren keine Forderung der Denkmalpflege, sondern sind in erster Linie durch die Nutzung dieser Objekte begründet. Mit der Rekonstruktion der ursprünglichen Dachformen erhielten jedoch beide Großbauten ihre frühere charakteristische Silhouette zurück.

## SCHLOSS

Neben einem Neuanstrich der Außenfassaden entsprechend einer Befunduntersuchung, der das seit mehreren Generationen vertraute Bild des Mannheimer Schlosses veränderte, führte vor allem die Art der Rekonstruktion der im 2. Weltkrieg verbrannten Mansarddächer auf dem Corps de Logis zu öffentlichen Diskussionen. Hintergrund der Maßnahmen war der Wunsch nach einer adäquaten Unterbringung der Universitätsbibliothek im Schloss, wofür lediglich der Dachraum in Frage kam. Das Vorhaben konnte nur durch eine großzügige private Stiftung durchgeführt werden.

Grundsätzlich sind Rekonstruktionen von vor langer Zeit zerstörten Bauteilen keine Auf-

gabe der Denkmalpflege, der es in erster Linie um die Erhaltung von Originalsubstanz geht. Andererseits hatte sich die Silhouette des Schlosses beim Wiederaufbau durch den Verzicht auf die charakteristischen Mansarddächer zu Gunsten von niedrigen Satteldächern empfindlich verändert. Der Mittelurm des Corps de Logis hatte somit eine vorher nicht vorhandene Dominanz erhalten, außerdem führten die Satteldächer der Nachkriegszeit zu unschönen Lösungen an den Ansätzen zu den Seitenflügeln und den rheinseitigen Ecktürmen. Deshalb hat die Denkmalpflege die



*Schloss, Ehrenhof, Mittelbau*

Bedenken gegen die Rekonstruktion der seit über 60 Jahren nicht mehr vorhandenen Mansarddächer zurückgestellt.

Denkmalpflegerisches Ziel war die möglichst getreue Kopie der Originaldächer, um den beim Wiederaufbau in der Nachkriegszeit eingeschlagenen Weg der authentischen Wiederherstellung des Außenbaus des Schlosses fortzuschreiben. Seinerzeit wurde das Innere des Schlosses, bis auf einige Prunkräume, modern gestaltet, der Außenbau jedoch – ohne die Dächer des Corps de Logis – weitgehend

getreu dem Vorbild des 18. Jahrhunderts wieder aufgebaut.

Die neuen Dachkonstruktionen bestehen, aus Gründen einer besseren Nutzbarkeit für die Zwecke der Bibliothek, aus Metall und haben nichts mit den mächtigen barocken Dachstühlen gemeinsam. Die originalen Dächer besaßen in der oberen Zone je zwei Reihen von kleinen dreieckigen Gauben übereinander. Die neue Nutzung machte dagegen eine Veränderung der Belichtung der Dachräume gegenüber dem 18. Jahrhundert erforderlich, da die früher vorhandenen Gaubenfenster vor allem im oberen Dachraum den Anforderungen an eine moderne Bibliothek nicht genügten. Deshalb war zunächst auf beiden Seiten ein durchlaufendes Lichtband in der oberen Zone der neuen Mansarddächer geplant. Dieser einzige – weithin sichtbare – moderne Eingriff in die Architektur des Schlosses hätte jedoch den konsequenten Wiederaufbau des Außenbaus in der Vorkriegsform empfindlich gestört, weshalb die Denkmalpflege sich gegen diese Lösung aussprach. Das nun nur auf der Rheinseite ausgeführte Glasband in Firstnähe, das sich durch seine grünliche Farbe deutlich von der Schieferdeckung der Dachflächen abhebt, stellt einen Kompromiss dar, der auf einer interministeriellen Abstimmung beruht. Das Fehlen der

obersten Gaubenreihe der Mansarddächer stellt eine Abweichung vom Originalzustand dar. Außerdem wurde auf die charakteristischen Kaminköpfe über dem First verzichtet, die mit ihrer zinnenartigen Form die Dachlandschaft des Schlosses vor der Zerstörung entscheidend geprägt hatten.

Insgesamt konnte jedoch durch die Rekonstruktion der Dächer das ursprüngliche Bild des Außenbaus eines der wichtigsten Barockschlösser Europas weitgehend wieder gewonnen werden, was der gesamten Stadtansicht von der Rheinseite zu Gute kommt.

Im Zuge der über mehrere Jahre dauernden Renovierung des Schlosses werden auch die Innenräume des Corps de Logis neu gestaltet und das Schlossmuseum beträchtlich erweitert. Im weniger stark zerstörten Westflügel des Corps de Logis konnte die ursprüngliche Raumstruktur weitgehend wieder gewonnen werden. Allerdings liegt die beim Wiederaufbau entstandene Betondecke über der Beletage nicht exakt an der Stelle ihrer Vorgängerin, musste jedoch übernommen werden. Im Zuge der Entkernung fanden sich noch beachtliche Reste von Originalstuck an den Hohlkehlen in den zuletzt von Großherzogin Stephanie genutzten Räumen. Die authentische Erhaltung der durch den Brand im 2. Weltkrieg beschädigten Originalstuckteile machte eine



*Friedrichsplatz und Wasserturm bei Nacht*

Foto: Thomas Tröster

intensive Abstimmung mit Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Mannheim, sowie dem Schlossmuseum erforderlich. Zahlreiche Originalgegenstände aus dem Mannheimer Schloss wurden bei der Inventarversteigerung im Neuen Schloss in Baden-Baden durch das Land erworben und kehren nun nach Mannheim in ihre angestammten Räume zurück. Insgesamt sollen im neuen Schlossmuseum 243 Möbel und Holzobjekte, 22 großformatige Tapisserien, 34 Gemälde, 31 Porzellan- und 158 Metallobjekte präsentiert werden, die aus dem Mannheimer Schloss stammen. Hierdurch erschließen sich auch die wichtigsten Innenräume des Schlosses wieder in ihrer authentischen Form.

Von besonderem Interesse ist die fachgerechte restauratorische Instandsetzung der Kabinettsbibliothek der Kurfürstin im Erdgeschoß. Die Wanddekoration der Bibliothek war noch rechtzeitig vor der Kriegszerstörung ausgelagert worden, der originale Fußboden wurde erst in der Nachkriegszeit vernichtet und später vorbildgetreu erneuert. Entgegen der bisherigen Annahme stellte sich während den nun durchgeführten Maßnahmen heraus, dass die Wanddekoration nicht beim Wiedereinbau um 1956 weitgehend neu geschaffen wurde, sondern noch größtenteils aus der Bauzeit stammt. Die Kabinettsbibliothek, die jetzt über eine neu geschaffene Gucköffnung von außen durch Besucher eingesehen werden kann, zählt zu den wichtigsten erhaltenen profanen Innenräumen des Rokoko in Südwestdeutschland.

Während der Bauphase hat man die seit langer Zeit vermauerten Lichtöffnungen der unteren Zone des Haupttreppenhauses wieder entdeckt. Bislang galt der untere Teil der repräsentativen Treppe als sog. Schachttreppenhaus, das vom Dunkel der Halle ins Licht der Obergeschosse führt. Wie nun festgestellt wurde, waren jedoch ursprünglich auch die unteren Partien des Treppenhauses lichtdurchflutet. Die historische Lichtführung im Treppenhaus konnte nun wiedergewonnen werden, wenn auch die Gewände der lange vermauerten Bogenöffnungen verloren sind. Hierfür musste die bereits weit fortgeschrittene Planung für den Umbau des Erdgeschosses erheblich verändert werden.



*Mittelrisalit Fassade Zeughaus*

Der Mittelbau des Schlosses war nicht unterkellert. Zur Raumgewinnung hat man nun größtenteils einen Keller in die beiden Hauptflügel des Corps de Logis sowie unter dem Gartensaal eingebaut. Im Zuge der Maßnahmen ergaben sich wichtige Befunde, die Aufschluss über die Baugeschichte des Schlosses bzw. die Entwässerung der Baustelle im 18. Jh. ergaben. Zwar fanden sich keine Reste der Feste Friedrichsburg aus dem 17. Jh., dafür kam im Aushub jedoch überraschend ein Halsring aus der Bronzezeit zutage. Offenbar handelte es sich um eine Grabbeigabe, wobei die Lage des Gräberfeldes wohl nicht unter dem Schloss zu suchen ist, da es sich um einen Einzelfund handelt. Vielmehr gelangte der Halsring vermutlich aus einem abgeschwemmten Grab über eine Entwässerungsleitung des 18. Jh. in den Untergrund des Corps de Logis.

Im Zuge der Umbauten im Schloss wird auch der Ehrenhof neu gestaltet. Die Denkmalpflege legte größten Wert auf die Wiederherstellung des charakteristischen Achsenkreuzes der Wege im Ehrenhof, das bei der Umgestaltung in den 1950er Jahren aufgegeben worden war. Die Kurpfalzachse wird nun wieder in ihrer historischen Weise bis zum Hauptportal des Corps de Logis verlängert, wodurch eine wesentliche Aussage der früheren barocken Residenzstadt der Kurfürsten von der Pfalz



*Rückseite mit Glasgang*

erlebbar wird: Stadt und Schloss bilden eine Einheit, deren Zentrum die Gemächer des Fürsten bilden.

## ZEUGHAUS

Auch das 1777/78 entstandene Zeughaus am Toulonplatz hat nun wieder seine ursprüngliche Silhouette erhalten. Allerdings brannte hier das hohe verschieferte Walmdach bereits 1882 ab und wurde durch ein wesentlich flacheres Walmdach ersetzt. Dieses im Verhältnis zum ursprünglichen Entwurf zu niedrige Dach hat man auch bei der Wiederherstellung des im 2. Weltkrieg schwer beschädigten Gebäudes beibehalten.

Das Zeughaus ist schon seit den 1920er Jahren museal genutzt und dient heute als Hauptgebäude der Reiss-Engelhorn-Museen. Einerseits war dringend eine Generalsanierung der Fassaden dieses bedeutenden frühklassizistischen Bauwerks nach Plänen von Peter Anton von Verschaffelt erforderlich, andererseits benötigte das Museum mehr Fläche. Da der Dachstuhl aus der Nachkriegszeit starke Schäden aufwies, lag es nahe, das hohe Walmdach des Zeughauses zu rekonstruieren und in den Dachgeschossen neue Räume unterzubringen.

Leider gab es jedoch keine erhaltenen Werkpläne des ausgeführten Bauwerks, weshalb die originale Dachneigung nicht mehr genau festzustellen war. Die Rekonstruktion erfolgte auf Grundlage der Auswertung von historischen Ansichten. Wie beim Schloss

wurde das äußere Bild des Daches möglichst authentisch wieder hergestellt, es handelt sich aber auch hier um einen modernen Metalldachstuhl. Außerdem hat man die Anzahl der Gauben gegenüber dem Original erhöht, um die neu geschaffenen Räume besser nutzen zu können.

Eine weitere Zutat ist der komplett verglaste Gang zwischen den beiden rückwärtigen Risaliten, der zur Erschließung des Gebäudes dient und nicht unumstritten ist. Außerdem erfolgte der Wiedereinbau des nach dem 2. Weltkrieg aufgegebenen Treppenhauses im westlichen Risalit. Dies machte eine Veränderung des in der Nachkriegszeit eingebauten Florian-Waldeck-Saales erforderlich, der als Ort von zahlreichen Sitzungen des Stadtrates von hoher stadthistorischer Bedeutung ist. Das Pendant des Treppenhauses im gegenüberliegenden Risalit konnte in seiner in den 1920er Jahren überarbeiteten Form restauriert werden.

Dafür wurde die in den 1950er Jahren im Zentrum des Gebäudes errichtete Freitreppe entfernt. Ursprünglich handelte es sich bei der filigranen Treppenanlage um ein interessantes Zeugnis ihrer Bauzeit, durch eine später vorgenommene Einhausung aus Gründen des Brandschutzes war jedoch ihr Zeugniswert verloren, weshalb die Denkmalpflege dem Abbruch zustimmte.

Außerdem hat man das Innere der dreischiffigen Hallen in den Hauptetagen teilweise neu gestaltet, die vorhandenen Fenster instandgesetzt und mit inneren Vorsatzfenstern aus Metall versehen. Die beim Wiederaufbau ohne die historisch belegte Sprossenteilung wiederhergestellten Fenster im Erdgeschoß sind durch neue mit der früheren Teilung ersetzt worden. Während der Maßnahmen fanden sich im Mezzaningeschoß in den Außenwänden die Reste von zahlreichen Kaminen und Ofennischen, die offenbar aus der Zeit der späteren Nutzung des Gebäudes als Kaserne stammten.

Der rückwärtige Hof des Zeughauses wurde teilweise unterkellert, wobei die neuen Räume über einen vorher nicht vorhandenen Zugang mit dem kreuzgratgewölbten Untergeschoß des Zeughauses verbunden sind. Bei Aushebung der Baugrube im Hof kamen die Über-

reste der früher auf dem Gelände stehenden Kasernen zum Vorschein, deren Vorgängerbauten bis in die Gründungszeit der Stadt zurückreichen. Leider ließen sich die interessanten archäologischen Zeugnisse aus der Frühzeit der Stadt Mannheim nicht in den Neubau einbeziehen und wurden nach der wissenschaftlichen Untersuchung abgetragen.

Eine besondere denkmalpflegerische Herausforderung stellte die Sanierung der Fassaden des Zeughauses dar. In den 1780er Jahren hatte das Gebäude einen einheitlichen grauen Anstrich, der später zu Gunsten einer Steinsichtigkeit der Architekturglieder bzw.



*Gesamtansicht Fassade*

einem ockerfarbigen Putz gewichen ist. Obwohl der heutige steinsichtige Zustand des Gebäudes nicht dem charakteristischen Bild der Bauzeit entspricht, schied eine Wiederherstellung der durch Abstrahlen der Fassaden nicht mehr nachweisbaren Graufassung aus. Wie beispielsweise bei der Ludwigskirche in Saarbrücken, deren hellgrauer Anstrich später einer heute prägenden Steinsichtigkeit gewichen ist, war das Mannheimer Zeughaus in seiner heutigen Farbigkeit der Bevölkerung seit vielen Generationen vertraut, weshalb das vorhandene Bild beibehalten wurde.

Das denkmalpflegerische Konzept sah eine behutsame Reinigung der Stein- und Putzflächen vor, ohne dem Gebäude seine Patina völlig zu nehmen. Nur konstruktiv bedenkliche Schäden an den Sandsteinteilen sowie Blessuren, die zu weiteren Frostsprengungen geführt hätten, wurden fachgerecht ergänzt. Sämtliche noch technisch einwandfreien früheren Reparaturen, Einschusslöcher aus

dem 2. Weltkrieg und sonstige Altersspuren wurden bewusst belassen, da diese die Geschichte des Zeughauses bzw. der Stadt dokumentieren. Auf der Südseite konnte der Putz instandgesetzt werden, ebenso in den Putzfeldern der übrigen Fassaden. Während der Arbeiten stellte sich heraus, dass ein Großteil der Substanz in den Stuckfeldern des Mezzaningeschosses noch aus der Bauzeit stammt; lediglich die originale Oberfläche ist verloren und musste aufwändig ersetzt werden. Die Schäden an der im 2. Weltkrieg eingestürzten und in den 1950er Jahren wiederaufgebauten Westfassade waren verhältnismäßig gering, während die Sanierung der übrigen Sandsteinteile an den Fassaden aufwändiger war. Auch der reiche Skulpturenschmuck über den Portalen, der zu den wichtigsten Zeugnissen der Bildhauerkunst in der früheren Kurpfalz zählt, wurde von einer Fachrestauratorin gereinigt und behutsam instandgesetzt.

Das mächtige Traufgesims des Bauwerks zeigte durch Umwelteinflüsse starke Salzausblühungen. Die Steine mussten hier durch ein aufwändiges Verfahren entsalzt werden, um eine dauerhafte Erhaltung zu ermöglichen.

In einem weiteren Bauabschnitt wurden das Hofgebäude und die interessante Einfriedung des schlossartigen Ehrenhofes auf der Rückseite des Zeughauses in Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege instandgesetzt.

## PALAIS BRETZENHEIM

Als weiterer Großbau in Mannheim erlebte auch das Palais Bretzenheim in A 2 kürzlich eine Renovierung. Das frühklassizistische Palais prägt den Mannheimer Schlossplatz und wurde durch Kurfürst Karl Theodor für die Kinder aus seiner Verbindung mit Josepha Seyffert-Haydeck, einer Tänzerin des Mannheimer Opernballetts, errichtet. Karl Theodor erhob seine Nachkommen aus dieser Beziehung in den Adelsstand und übergab ihnen die Herrschaft Bretzenheim bei Bad Kreuznach. Während die Mutter bis zu ihrem Tod 1771 in A 2, 5 lebte, erwarb der Kurfürst bis 1781 für die Kinder mehrere weitere Häuser in A 2 auf Abbruch und ließ wohl unter Einbeziehung von älterer Substanz in der Folgezeit nach Plänen Peter Anton von Verschaffelts das bestehende



*Großsiedlung Erlenhof, Wohnturm Waldhofstraße*

Palais bauen. Die großzügige Dreifügelanlage ging 1899 an die Rheinische Hypothekenbank über und brannte im 2. Weltkrieg großenteils aus. Zahlreiche im Krieg nur leicht beschädigte Stuckdekorationen in den Innenräumen wurden leider beim Wiederaufbau durch A. Lange und H. Mitzlaff 1948/49 für die Zwecke der Bank beseitigt. Dies ist besonders im großen Saal bedauerlich. Lediglich das reich stuckierte Haupttreppenhaus wurde damals annähernd nach historischem Vorbild wiederhergestellt, die übrigen Räume großenteils modern gestaltet, wobei die Flursituation teilweise auf den historischen Bestand zurückgeht.

Das weitgehend authentisch wiederhergestellte Äußere leidet seit dem Wiederaufbau stark unter dem Verlust der architektonisch wirksamen Klappläden. Außerdem hat man damals auf die charakteristischen Gauben auf dem Schieferdach verzichtet. Insgesamt ist das Äußere des Palais jedoch in für die unmittelbare Nachkriegszeit bemerkenswerter Weise instandgesetzt worden.

Vor wenigen Jahren wurde das Palais Bretzenheim durch das Land Baden-Württemberg erworben und 2003 zu einem Justizgebäude umgenutzt. Bei dieser Gelegenheit fand unter Federführung von Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Mannheim, eine Innenrenovierung statt.

## ERLENHOF

Von der Bevölkerung vielfach beachtet wird die Renovierung der sog. Erlenhofbebauung an

der Waldhofstraße. Diese Siedlung, aus drei parallelen Wohnblockreihen beiderseits der Straße zusammengesetzt, wurde 1926–27 nach Plänen von Ferdinand Mündel errichtet. Die Erlenhofbebauung, seinerzeit zur Behebung der nach dem 1. Weltkrieg herrschenden Wohnungsnot durch die Gemeinnützige Baugesellschaft Mannheim entstanden, ist ein wesentliches architektonisches Zeugnis der klassischen Moderne in Mannheim, mit Anklängen an den zeittypischen Expressionismus. Die Baugruppen sind durch Vor- und Rücksprünge der Fassaden aufgelockert und durch Kopfbauten akzentuiert. Westlich der Waldhofstraße gruppieren sich die Zeilen um interessante Innenhöfe. Während die dreistöckigen Blocks an der Herzogenriedstraße Mansarddächer erhielten, besitzt der übrige vierstöckige Teil der Bauten charakteristische Flachdächer über einem Mezzaningeschoß.

Auf Anregung des Vereins Stadtbild fand eine fachliche Überprüfung der architektonischen Bedeutung der Erlenhofbebauung durch das damalige Landesdenkmalamt statt, die in einer Aufnahme der gesamten Erlenhofbebauung in die Denkmalliste mündete.

Die Gebäude wurden im 2. Weltkrieg schwer beschädigt, ein Block musste beim Wiederaufbau komplett ersetzt werden und unterscheidet sich deutlich von den älteren Bauten. Deren Außenfassaden wurden in der Nachkriegszeit im Bereich der Treppenhäuser und Mezzaningeschosse verändert. Außerdem erfolgte eine komplette Neuverputzung. Ferner waren auch die architektonisch wirksamen Sprossenfenster nicht mehr vorhanden. Der Eindruck der Erlenhofbebauung litt stark unter dem grauen Anstrich der Nachkriegszeit.

In Zusammenarbeit mit der GBG als Eigentümer der Wohnungen wurde ein denkmalpflegerisches Konzept entwickelt, das den ursprünglichen Eindruck der großzügigen Erlenhofbebauung weitgehend wieder herstellte. Große Probleme bereitete die Konservierung der teilweise aus stark verwittertem gelben Sandstein bestehenden architektonischen Gliederung der Fassaden. Beim Wiederaufbau waren die Sandsteinteile mehr oder weniger fachmännisch mit Kunststein geflickt worden, an einem der Baublöcke sogar ganz in Kunststein erneuert. Bei der nun

erfolgten Renovierung wurden die Architekturglieder teilweise ersetzt und insgesamt ergänzt. Ein einheitlicher Überzug stellte die ursprüngliche Oberflächenfarbigkeit der Gliederungselemente annähernd wieder her.

Der in der Nachkriegszeit aufgebrachte Außenputz konnte an den Altbauten erhalten werden, der nach dem Krieg neu errichtete Block erhielt eine neue Außendämmung. Um der Architektur der Gebäude gerecht zu werden, erfolgte ein Neuanstrich sämtlicher Fassaden in den Farbtönen der Bauzeit. Die Hauptfassaden erhielten wieder ihr Farbleid aus abgestuften Grüntönen, das Mezzaningeschoß wurde grau gestrichen. Mit den an das historische Vorbild angenäherten neuen Sprossenfenstern und den nach zeittypischen Entwürfen gefertigten neuen Haustüren verbinden sich die grünen Fassaden zu einem ansprechenden Bild, wodurch der Erlenhof erheblich aufgewertet wurde.

Auch die historischen Treppenhäuser konnten renoviert werden. In den meisten der fast 800 Wohnungen war der Bestand an historischen Türen, Fußböden und Tafelungen unter den Fenstern nur vereinzelt erhalten. Hier wurde der Innenausbau in moderner Form erneuert. Sämtliche Wohneinheiten erhielten neue Sanitäranlagen und Heizungen.

Auf Anraten der Denkmalpflege wurden in einem Gebäude mit noch fast vollständig vorhandenem historischen Innenausbau die alten Türen, Fußböden und Tafelungen erhalten und aufgearbeitet bzw. durch originale Elemente aus den anderen Häusern ergänzt. Der Eindruck dieser Wohnungen ist durchaus überzeugend.

## SPIEGELKOLONIE

Lange Zeit war der erhaltene Rest der früher ausgedehnten sog. Spiegelkolonie vom Abbruch bedroht. Nun konnte der Baublock mit früheren Arbeiterwohnungen durch den Umbau zu an Reihenhäuser erinnernde Wohneinheiten gerettet werden.

Die Arbeitersiedlung der ehemaligen Spiegelfabrik, einer französischen Firma, die heute im Konzern Saint Gobain aufgegangen ist, stellt eine der frühesten Werksiedlungen in Südwestdeutschland dar. Die erste, nicht erhaltene



*Großsiedlung Erlenhof, Rückansicht Erlenstraße*

Alle Fotos: Bernd Hausner

Bauzeile entstand 1853. In den 1860er Jahren folgten nach gleichem Muster weitere Gebäude, die bis auf einen Reihenzug inzwischen abgerissen sind. Auch die bis 1882 ausgeführten Häuser, die sich bis zur Luzenbergstraße erstreckten, sind nicht mehr vorhanden.

Der erhaltene Rest der Spiegelsiedlung ist bau- und sozialgeschichtlich von herausragender Bedeutung. Außerdem kam Sepp Herberger in einer der abgerissenen Bauzeilen zur Welt und lebte in den 1920er Jahren mit seiner Mutter in einer Wohnung im Obergeschoß des erhaltenen Blocks.

Den Musterentwurf für die charakteristischen Reihenzüge lieferte der Pariser Architekt Raymond. Die ersten Bewohner der Siedlung waren aus Frankreich mitgebrachte Arbeiter.

Der nachträglich auf der Ostseite erweiterte, erhaltene Reihenzug zeigt die charakteristische Form der Arbeiterwohnungen der Spiegelfabrik. Im Erd- und Obergeschoß gab es je elf einfache Wohnungen, wobei die übereinander liegenden Wohneinheiten nicht verbunden waren. Während die unteren Wohnungen auf der Straßenseite eine eigene Haustür und rückwärtig eine Hintertür besaßen, wurden die Einheiten im Obergeschoß durch ein zentrales Treppenhaus erschlossen. Dieses führte zu einem balkonartigen Laubengang auf der Rückseite, von dem aus die oberen Wohnungen zugänglich waren. Die Einheiten bestanden in beiden Stockwerken aus Stube, Kammer und Küche

und wurden im Erdgeschoß erst nachträglich mit rückwärtig angebauten Aborten ausgestattet. Auch die vom Laubengang aus zugänglichen Toiletten der oberen Wohnungen hat man erst später eingebaut. Nur die rückwärtige Haushälfte ist unterkellert, wobei ein auf der Gartenseite vorgelagerter, gemeinschaftlicher Gang die den Wohnungen zugeordneten Kellerräume erschließt. Das Dachgeschoß war nicht ausgebaut.

Der Zustand der Wohnungen, die von Anfang an nur einfachen Standard aufwiesen, war desolat. Lediglich im Westteil der Baugruppe waren je zwei übereinander liegende Einheiten durch eine in den 1950er Jahren eingebaute Treppe verbunden worden, die übrigen Wohnungen hatten noch die Aufteilung der Bauzeit.

Die auf Betreiben eines Mannheimer Bundstagsabgeordneten durchgeführte Umnutzung und Sanierung des Reihenbaus stellte eine große denkmalpflegerische Herausforderung dar. Nach mehreren Anläufen konnte in Zusammenarbeit mit einem Karlsruher Architekturbüro ein tragfähiges Konzept gefunden werden, bei dem auch der Dachstuhl mit seiner charakteristischen Mittelfette erhalten wurde.

Durch Verbindung der übereinander liegenden Wohnungen durch neue Treppen konnten elf reihenhausartige Einheiten geschaffen werden. Zusätzlich hat man auch den Dachraum entsprechend der neuen Aufteilung mit den Wohneinheiten vereinigt und ausgebaut, um eine zeitgemäße Wohnfläche zu erhalten. Die historischen Dielenböden und die wohl um 1900 eingebauten hölzernen Deckenverkleidungen in den Innenräumen wurden nach Möglichkeit erhalten und aufgearbeitet. Die historischen Fenster und Klappläden waren nicht mehr vorhanden, konnten jedoch an Hand alter Fotos in angepasster Weise neu angefertigt werden. Die Abdeckung über dem rückwärtigen Kellergang war in schlechtem Zustand, konnte jedoch repariert und als Basis einer neuen Terrassenanlage benutzt werden, welche über die früheren Hintertüren betreten wird. Ferner konnten zwei der nachträglich angebauten Aborthäuschen als Abstellräume erhalten werden.

Der Laubengang im Obergeschoß gibt der Bauzeile durch seine malerische Form ein

interessantes Gepräge; er konnte trotz gravierender Schäden repariert und als Balkon der einzelnen Wohneinheiten umgenutzt werden. Das nun funktionslose mittige Treppenhaus soll museal instandgesetzt werden und könnte als kleine Gedenkstätte für Sepp Herberger, den großen Sohn der Spiegelkolonie, dienen.

Der Anstrich der verputzten Außenfassaden erfolgte nach historischem Befund in einem zeittypischen Ockerton.

In einem weiteren Bauabschnitt werden an Stelle der schon vor langer Zeit abgerissenen Nebengebäude am Ende der Gartenparzellen neue Garagen errichtet.

Mit dem nun großenteils abgeschlossenen Umbau der Spiegelkolonie blieb einerseits der Charakter der Arbeitersiedlung aus der Zeit der sog. industriellen Revolution ablesbar, andererseits entsprechen die nun geschaffenen Wohneinheiten durchaus modernen Wohnansprüchen.

In den letzten Jahren wurden in Mannheim zahlreiche weitere Baudenkmale mit viel Engagement der Eigentümer instandgesetzt, wobei eine Aufzählung den Rahmen dieses Beitrages sprengen würde. Besondere Beachtung verdient die mit großem finanziellen Aufwand erfolgte Wiederherstellung und Umnutzung der früheren Badischen Brauerei in der Käfertaler Straße, die lange Zeit vom Abbruch durch den Ausbau der Straßenbahnlinie bedroht war.

Auch nach 2007 wird es eine wichtige Aufgabe bleiben, den durch die Zerstörung im 2. Weltkrieg dezimierten Bestand an Baudenkmalen in Mannheim fachgerecht zu erhalten und zu pflegen.



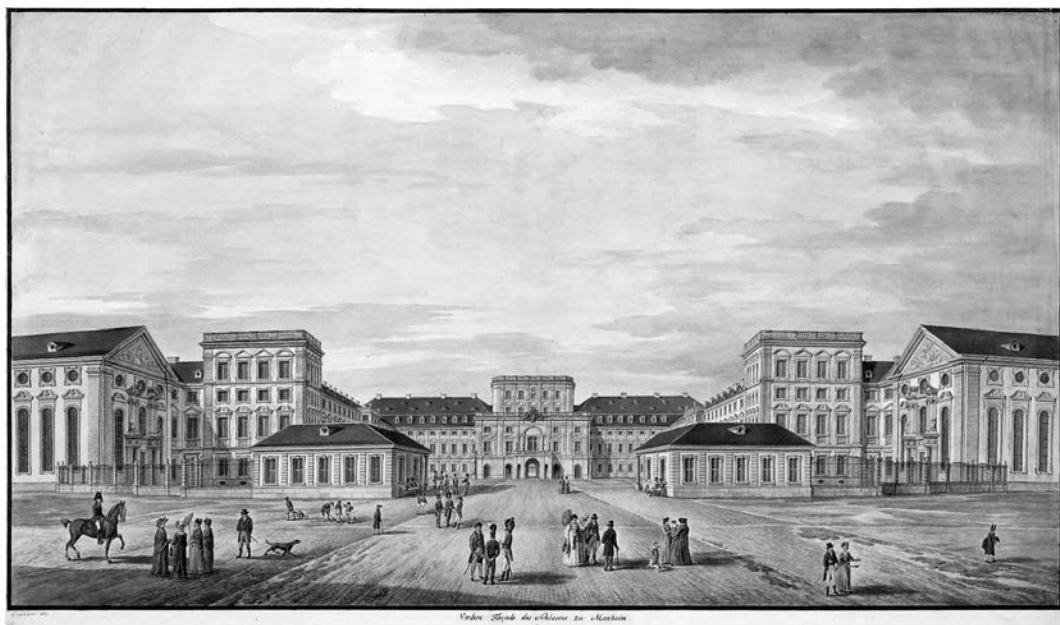
Anschrift des Autors:  
Dr. Martin Wenz  
Regierungspräsidium  
Karlsruhe  
Referat 25  
– Denkmalpflege  
Moltkestraße 74  
76133 Karlsruhe

## Die Rückkehr des Thrones

Als im Jahr 1802 die Kurpfalz an Baden übergang, brach für Schloss Mannheim eine neue Epoche der herrschaftlichen Repräsentation an. Residierten einst die wittelsbachschen Kurfürsten von altem Stamm in der zu den größten Schlössern in Deutschland zählenden Anlage, zog in das bedeutende Bauwerk nun der badische Markgraf im Stand eines neuen Kurfürsten ein. Schmerzlich mag der Wechsel empfunden worden sein, doch längst hatte man in Mannheim die alte Herrschaft entbehren müssen, war sie ja vor 25 Jahren nach München übergesiedelt. An eine Rückkehr des Kurfürsten schienen die Menschen nicht mehr zu glauben und nur in Erinnerungen trauerte man vielleicht der guten alten Zeit nach.

Der große Aufschwung für Mannheim hatte 1720 begonnen und war mit einer der

mächtigsten Residenzen Europas in Erscheinung getreten. Voll barocker Fülle entwarfen die Architekten eine für das 18. Jahrhundert typische Schlossanlage mit Seitenflügeln und Innenhöfen. In absolutistischem Sinne entstand die Beletage im Zentrum des Schlosses, die mit Prunksälen und -räumen versehen war. Hier befand sich vom Ehrenhof aus gesehen rechts das Quartier des Kurfürsten. Links waren die Paradezimmer der Kurfürstin vorgesehen, doch diese gab es in Mannheim zunächst nicht. In der Kurpfalz hatten sich nämlich gesonderte Familienverhältnisse herausgebildet, da der Schlossgründer Carl Philipp Gräfin Thurn und Taxis wohl erst 1729 im Verborgenen geheiratet hatte und damit eine standesgemäße Rangordnung und exponierte Stellung der Gattin ausschloss. So blieb das Quartier der Fürstin unbelegt und wurde auch



*Schloss Mannheim um 1775, Aquarell von Philippe le Clerc*

Foto: Staatliche Graphische Sammlung, München



*Kaiser Karl VII. (1697–1745), reg. 1742–1745,  
Adam Friedrich Oeser, um 1756*

Foto: Deutsches Historisches Museum, Berlin – Bildarchiv

nicht sofort ausgebaut. Erst nach dem Einzug des Kurfürsten ins Schloss ab 1731 und während der wesentlichen Neuorientierung des gesamten Hauses Wittelsbach in seinen politischen und herrschaftlichen Zielen um 1740 änderte sich dies wesentlich. Bereits 1724 schlossen die beiden Zweige Pfalz und Bayern einen Hausvertrag zur gegenseitigen Beerbung, da vor allem die Kurpfalz mit männlichen Erben dünn versehen war. Nun zeichnete sich in den 30er Jahren ein gravierender Wandel ab, der nach großer Repräsentation zu verlangen schien.

Die kaiserliche Erbfolge stand zur Disposition, da im Hause Habsburg kein männlicher Agnat zur Verfügung stand. Mit Kaiser

Karl VI. war die Habsburger Dynastie in eine schwere Krise geraten und mit Hilfe der so genannten „Pragmatischen Sanktion“, der Erbberechtigung der kaiserlichen Töchter, sollte Abhilfe entstehen. Doch die Kurfürsten des Reichs waren mit dieser Lösung nicht einverstanden. Vor allem die Schwiegersöhne des Kaisers August III. von Sachsen und Karl Albrecht von Bayern waren dagegen und machten sich große Hoffnungen auf den Thron. Mit Hilfe eines Überhangs an Kurstimmen wuchsen die bayerischen Bemühungen stark an und auch in Mannheim legte sich der betagte Kurfürst Strategien einer Aufwertung des wittelsbachschen Stammes zurecht. Die Bedeutung des Hauses für die Lande am Rhein wurde wichtiges Thema auch bei der Ausgestaltung des Mannheimer Schlosses. Gerade in den Räumlichkeiten der Beletage sollte es zur Wirkung gelangen. So wurde das Appartement der Kurfürstin für eventuelle höchste Besuche in der Kurpfalz entsprechend umgestaltet. Mit Vorzimmern, Thronsaal, Paradeschlafzimmer und Kabinetten ausgestattet gehörte es nun neben dem eigenen Kurfürsten-Quartier zum Herzstück des Schlosses.

Tatsächlich gelang es dem Hause Wittelsbach seinen Kandidaten Karl Albrecht bei der Königswahl in Frankfurt 1742 durchzusetzen. Nach einem langen politischen Verwirrspiel wählten die Kurfürsten einstimmig den Bayer als Karl VII. zum Reichsoberhaupt. Doch Habsburg hatte schon seine Maßnahmen gegen den Verlust des Kaisertums in Gang gebracht. Maria Theresia, die sanktionierte kaiserliche Erbin, besetzte zur selben Zeit der Kaiserwahl die zukünftige Kaiserstadt München. Dem neuen Kaiser blieb nur ein Verweilen in der Krönungsstadt Frankfurt übrig. Ohne angemessene Residenz gab das neue Oberhaupt eine kärgliche Erscheinung ab, obgleich die Wahlzeremonie mit äußerstem Prunk gefeiert wurde. Karl VII. blieben die verheerenden langjährigen Auseinandersetzungen mit Habsburg aber insofern erspart, da er bereits 1745 starb.

Der zu Frankfurt nächstgelegene wittelsbachische Stammsitz war Mannheim. Hier nun hatte man das prächtig ausgebaute Paradeappartement, das der Kaiser schon vor seiner Frankfurter Krönungsreise im Januar 1742 bewohnte, als ständiges Staatsquartier aus-

gestattet. In der Beletage des Corps de Logis war das so genannte „Kaiserappartement“ entstanden. Im Zentrum dieser kaiserlichen Residenzwohnung befand sich der Thronsaal mit dem Zeremonialthron in der Mitte. Von seiner Anordnung geben uns heute noch die Inventareinträge von 1746 beredtes Zeugnis.

Der Raum war mit drei Gobelins ausgestattet, welche Motive nach Raffaels Fresken im Vatikan aufwiesen: Der Sturz des Heliodor, der Papst hört die Messe (Messe von Bolsena in der Stanza d'Eliodoro) und Kaiser Attila (in der Stanza d'Eliodoro). Im Zentrum stand der Thronbaldachin aus blauem, kaiserlichem Samt, mit breiten und schmalen Goldborten reich besetzt, und oben um den Kranz waren goldene Fransen angebracht. Unter dem Baldachin stand wohl auf einem Podest ein mit blauem Samt bezogenes Tischchen, ebenfalls mit breiten und schmalen goldenen Borten besetzt. Dieses war für die kaiserlichen Kroninsignien vorgehalten, sollte eine entsprechende Audienz gehalten werden. Neben dem Tischchen befanden sich links und rechts zwei geschnitzte und vergoldete Armsessel mit blauem Samtbezug und gleichartigem Goldbortenbesatz. An den Wänden waren 36 Stühle mit blauem Samtbezug aufgereiht. Die Türen hatten aus blauem Samt gefertigte und blauem Taft gefütterte Türvorhänge. Über ihnen befanden sich zwei Supraporten (Türgemälde). Die Vorhänge der Fenster bestanden aus blauem Taft. Ein Kaminschirm aus rotem Carmoisin-Samt, mit Gold- und Seidenstickerei verziert, sowie eine große Wanduhr von Uhrmacher Will schmückte ebenfalls den Raum. Vor den Fensterpfeilern standen zwei geschnitzte und vergoldete Konsoltische mit Marmorplatten. Die Beleuchtung des Saales erfolgte über einen englischen Kronleuchter und sechs silberne Wandleuchter mit alten pfälzischen Wappen, die im Zentrum den Reichsapfel zeigen.

Eigenartig erscheint die Anbringung des Thronhimmels, denn er befand sich vor einem Gobelin. Die großen Formate der Tapisserien zwangen zu einer Hängung der Objekte an drei Wänden, so dass sich auch an der Thronwand ein Teppich vorgefunden hat. Man nahm wohl im 18. Jahrhundert kaum darauf Rücksicht, einen ungestörten Blick auf den Teppich zu

haben. Hintergrund, Draperie und Möbel wurden als Einheit betrachtet und insgesamt präsentiert.

Unter Kurfürst Carl Theodor blieben die Kaiserzimmer weitgehend unverändert. 1758 waren Baldachin und Thron, Sessel und Türvorhänge, Konsoltische und Supraporten erhalten. Lediglich die Raffael-Gobelins hatte man durch sechs Tapisserien in so genannter „Haute Lice-Technik“ mit Bildmotiven aus der Hannibal-Geschichte ersetzt. Die Teppiche waren mit Goldfäden gewirkt und wohl von äußerster Prächtigkeit. Noch immer stach das kaiserliche Blau des Samtes mit seinen goldenen Borten hervor, obgleich von den beiden



*Der Sturz des Heliodor, Paris um 1730–1737,  
Akademie der Bildenden Künste München*

Foto: Akademie der Bildenden Künste München

Sesseln die „hintere garnirung, wie auch die unterste Einfaßborth von dem Baldachin, selbst nach Aussag des Hoff Tapeçirs H. Haßart vor ungefähr 8 Jahren gestohlen worden“ war. Die wirkungsvolle Situation änderte sich auch 1775 nicht, wie uns das Inventarbuch dieses Jahres zeigt. Dagegen war nach dem Tode des Kurfürsten Carl Theodor, der seit 1778 in München regierte, der kaiserliche Thron obsolet geworden. Hatte Carl Theodor wohl noch aus Traditionsgründen das Arrangement erhalten lassen, so lag seinem Nachfolger Max I. Josef aus dem Hause Pfalz–Zweibrücken–Birkenfeld um 1800 kaum mehr etwas an der ehemals berühmten Bewohnung des Quartiers. Vom Baldachin, dem Thron und den dazugehörigen Sesseln fehlt jede Nachricht. Wahrscheinlich diente der Gold-Silber-Besatz in Zeiten zu bestreitender Feldzüge der Gewinnung finanzieller Mittel. Was noch aus dem kaiserlichen Audienzzimmer ver-



*Jasons Treueschwur, Paris um 1762–1767, SSG Baden-Württemberg*  
Foto: LMZ Baden-Württemberg, Arnim Weischer

wertbar erschien, gelangte nach München, wie etwa der große Augsburger Silberleuchter, den heute die bayerische Schlösserverwaltung in der Münchner Residenz verwahrt.

Wie zu Beginn dieses Aufsatzes erläutert, schien sich die Zeit (1802) gegen die so ehrwürdige und stolze Residenz der Kurpfalz zu wenden. Von kaiserlicher Repräsentation sprach niemand mehr und ob je ein Monarch hier Hof halten würde, stand in den Sternen. Badens Kurfürst Carl Friedrich jedenfalls, der neue Herr in Mannheim, seit über 60 Jahren an der Regierung (1738), entschied sich für seinen Karlsruher Stammsitz. Dennoch kannte er aus eigener Anschauung die Bedeutung der alten Mannheimer Residenz. Die große Hochzeit der wittelsbachschen Fürstenhäuser oder der einstige Zug des Kaisers zur Krönung nach Frankfurt etwa dürfte ihm als herausragendes Ereignis unvergesslich gewesen sein. So liegt es nahe, dass der neue Herr sofort an eine Wiederherstellung des fürstlichen Ortes ging. Schon 1803 ließ er das ehemalige Thronzimmer mit Tapisserien, neuen Möbeln und Kronleuchtern ausstatten. Die Wandteppiche erwarb er aus dem Nachlass des 1803 ver-



*Historische Aufnahme von 1897, aus: Rudolf Tillessen, Das Großherzogliche Schloss zu Mannheim, Mannheim 1897*  
Repro: LMZ Baden-Württemberg

storbenen Fürstbischofs von Straßburg aus der französischen Grafenfamilie Rohan. Drei Stücke gehörten dem Motiv-Zyklus „Jason und Medea“ von Michel Audran und Pierre Cozette (1762–67 nach Entwürfen von Jean Francois de Troy, Rom 1744–47) und ein Teppich der Antikenfolge „Marc Anton“ von Michel Audran aus der Pariser Gobelinmanufaktur (1750–53 nach Entwürfen von Charles Natoire 1741) an. Die prächtigen Gobelins hängte man links und rechts des Thrones und an den Seitenwänden auf.

Im Zentrum stand das Thronensemble selbst, das aus einem Baldachin, einem Podest und einem Thronessel bestand. Es wurde 1803 neu angefertigt und mit rotem Samt und vergoldeten Silberbordüren versehen. Der Inventareintrag von 1804 nennt es folgendermaßen: „1 Thron bestehend aus einem Himmel geziert, oben auf mit einem vom Bildhauer gefertigten und vergoldeten Aufsatz mit einem Kurhut und dem kurbadischen Wappen in der Mitte zwischen 2 auf den Ecken stehenden Feder Sträußen, überzogen inwendig von rothem Sammet überzogen mit breit und schmalen goldenen Glanzborden, dann bereichert mit einem dito doppelten Kranz mit goldenen Frangen, und zweierlei goldenen Glanzborden – aus 2 dito Bonnes Grace, jede mit goldenen Frangen, und 2 goldenen Guasten versehen – endlich aus einer Rückwand mit breit und schmalen goldenen Glanzborden. Der Thron Sessel, das Gestell reich vergoldet,

die Rücklehn oben auf geziert mit dem vergoldeten Kurhut und badischen Wappen, Sitz und Rückwand hingegen garnirt und überzogen von rothem Sammet reich mit goldenen Glanzborden besetzt. 1 unter diesem Sessel befindliche tannene viereckigte Staffelei von 2 Fußstritten, überzogen mit 1 geblümt gewirkten Teppich.“ Bis 1835 hatte man das Thronensemble im Wesentlichen nicht geändert, nur das Thronpodest erhielt ebenfalls den roten Samt mit den vergoldeten Silberborden. Dagegen war der Thronsessel aus unbekannten Gründen 1856 in die großherzogliche Hauskammer (Möbelmagazin) nach Karlsruhe abgegeben worden. 1857 ist im Mannheimer Inventarbuch ein anderer Thronsessel verzeichnet, der folgendermaßen beschrieben wird: „11. Ein Thronsessel reich in Bildhauer Arbeit mit Schwanen Köpfen und neu vergoldet, garnirt mit Carmoisin rothem Samet und goldenen Borden besetzt, Sitz und Rückenlehne 200,—.“ Eine Aufnahme aus dem Jahr 1897 zeigt das Thronensemble in seiner authentischen Form. Durch genaue Recherchen konnte ermittelt werden, dass es sich bei dem Thronsessel um den fürstbischöflichen Thron aus Bruchsal handelt. Er wurde unter Großherzog Friedrich I. nach Mannheim abgegeben, nachdem Schloss Bruchsal keiner höfischen Nutzung mehr unterlag.

Die neue Kombination blieb bis zum Ende der badischen Monarchie 1918 erhalten. Danach wurde sie im Zuge der Gründung des historischen Museums als Mannheimer Schlossmuseum 1925 aufgelöst, um Stülzimmern und Vitrinen Platz zu geben. Die zum Raum gehörenden Tapisserien gelangten in die großherzogliche Privatsammlung nach Schloss Baden-Baden, die Throngarnitur in das neue Schlossmuseum Bruchsal, das Fritz Hirsch, Referent im badischen Finanzministerium und zuständig für Bauangelegenheiten, mit Schlosseigenem Gut ausstatten ließ. Hier nahm der Mannheimer Thronbaldachin eine merkwürdige Stellung ein, zumal man seine charakteristische Bekrönung aus Gründen der Raumhöhe verkürzte. Im 2. Weltkrieg wurden dann die Reste des Thronensembles durch Bomben vernichtet.

Traurig klingt das Schicksal des für die Mannheimer Schlossgeschichte so wichtigen



*Thronsessel von 1803, Leihgabe des Badischen Landesmuseums*

Foto: Badisches Landesmuseum, Karlsruhe

Ausstattungs-guts. Wäre es noch vorhanden, könnte man mit dem im 19. Jahrhundert erhaltenen Thronensemble vielleicht sogar noch eine Brücke ins 18. Jahrhundert schlagen und sich durchaus die Grundform des kaiserlichen Thrones vorstellen. Denn die Inventarbeschreibungen erlauben die Vermutung, dass sich im Mannheimer Audienz-zimmer ein frei in den Raum hineinreichender Baldachin befunden hat und dieser von der späteren Version der badischen Großherzöge kaum abwich. Im Zuge der Neuausstattung des Residenzschlosses war deshalb die Rekonstruktion des Ensembles nach der Aufnahme von 1897 ein verlockender Gedanke. Doch die fehlende Substanz der Textilien und Holzarbeiten ließen ihn schnell zu einem fiktiven Traum werden. Wäre da nicht der Moment Zufall gewesen.

Bei der Suche nach möglichen Restbeständen der Mannheimer Schlossausstattung fiel ein kleiner, aber dekorativ herausgehobener Fauteuil (Sessel) im französischen Stil des frühen Klassizismus um 1780 auf, der sich in eine museale Sitzmöbelpräsentation im Badischen Landesmuseum einreichte. Das Stück war 1995 aus den markgräflichen

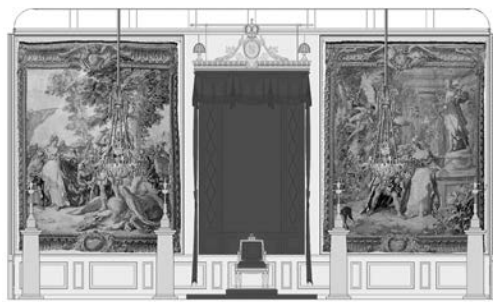
Sammlungen erworben worden, da es mit dem Monogramm „CF“ des badischen Großherzogs Carl Friedrich versehen war und gut in die kunstgewerbliche Ausstellung des Karlsruher Fürstenhofs passte. Seine Besonderheit lag vor allem in den noch original vorhandenen Polsterbezügen aus rotem Samt und Silberlitzten. Bei genauerem Hinsehen konnte festgestellt werden, dass die dekorative Rückenlehnenbekrönung mit dem Monogramm eine nachträgliche Zutat war. Der französische Sessel wurde also zu einem besonderen Funktionsobjekt auserkoren. Wann diese Aufwertung stattfand, war zunächst nicht offensichtlich. Hier spielte dann des Forschers Neugier eine wichtige Rolle. Bei der genauen Untersuchung des Stückes fand sich unter der Gurtbespannung der Sitzfläche an den Innenseiten



*Inventarzettel des Mannheimer Thrones von 1835*  
Foto: SSG Baden-Württemberg, Monika Bürger

der Hinterzarge ein papierner Inventarzettel mit der Aufschrift: „Mannheimer Schlossinventar Pag. 21, Lit ..., Thronsessel“. Eine Überprüfung des bedeutenden Dokuments mit dem oben genannten Eintrag des Inventarbuches von 1835 ergab, dass der Sessel tatsächlich das im großen Audienzzimmer des Schlosses verzeichnete Stück („1 Fauteil das Holz geschnitten & vergoldet garnirt mit Cramoisin rothem Samt und goldenen Lahnborsten besetzt, 50.–“) darstellte.

Aber das Monogramm CF machte immer noch Kopfzerbrechen. Konnte man dieses mit dem badischen Wappen gleichsetzen? Die weitere Recherche sollte hier Aufklärung bringen. Im eigenen Audienzzimmer des Kurfürsten auf der linken Seite des Rittersaales (R 435) befand sich seit 1803 ebenfalls ein Thronensemble in



*Entwurf des wiederhergestellten Thronensembles in Schloss Mannheim, Nordwand*

Foto: Ausstellungsarchitektur und -gestaltung von Jacobs, Matthias Falke, Stuttgart

fast gleicher Ausführung, aber nicht mit Wappen, sondern mit den Namensziffern Carl Friedrichs. Sowohl auf dem Thronbaldachin, wie auch auf dem Thronsessel waren die Monogramme zu sehen. Carl Friedrich stellte hier nicht den badischen Staat ins Zentrum seiner Repräsentation, sondern sich selbst. Dies mag mit der zu Beginn des 19. Jahrhunderts heiklen Ausgangssituation der herrschaftlichen Nachfolge in der Kurpfalz zusammenhängen. Der eigentliche Regent des Landes saß ja in München. Sich selbstherrlich in die Reihe der großen pfälzischen Kurfürsten zu stellen, war für Carl Friedrich nicht unproblematisch und auch aus eigenem Traditionsverständnis kein Thema. Geschickt wurde deshalb mit dem unverfänglichen Monogramm gearbeitet.

1804 gehörten zum Thronsaal im kaiserlichen Quartier auch ein Satz von acht Medaillonsesseln, vier Säulenpostamente und vier Girandolen. Davon hatten sich bis auf die Postamente die Einrichtungsstücke noch erhalten. Mit der klaren Zuordnung war plötzlich der Gedanke an eine Rekonstruktion des Mannheimer Thrones in Reichweite gerückt.

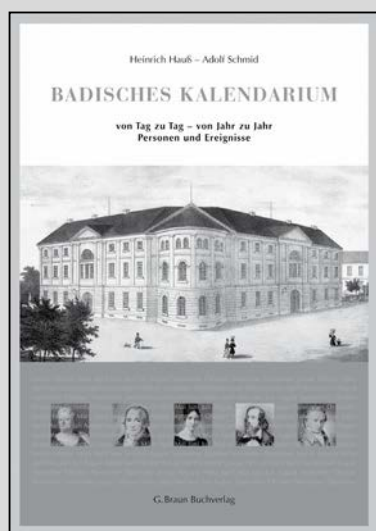
Spannend gestaltete sich der Vergleich mit dem nicht mehr vorhandenen, aber im historischen Foto genau zu sehenden Thronbaldachin. Die Ähnlichkeiten waren frappant. Lorbeergehänge, Zweige und Medaillonkartusche mit Kurfürstenkrone bzw. die Bordüre stimmen fast überein. Im verkleinerten Maßstab wurde die Rückenlehnenbekrönung gegen 1803 nach der Baldachinbekrönung gefertigt oder vielleicht sogar umgekehrt. Klar bildeten wandfester Thronhimmel und Thronsessel mit

dem zweistufigen Podest ein Repräsentationsensemble. Nach der bedeutenden Kurfürstenzeit der rheinischen Pfalz mit einem eigenen zentralen Thronzeremoniell im kurfürstlichen Quartier war der badische Thron an der Stelle des ursprünglichen Kaiserthron noch das einzige Herzstück zweier in Mannheim so bedeutenden Monarchien. Ging der Raum im Zweiten Weltkrieg zwar unter, war es jedoch bei der Neueinrichtung der Beletage des Schlosses eine zwingende Aufgabe gerade diese Inkunabel für große Geschichte, die kaiserlichen Rang besaß (Kaiser Karl VII. und Napoléon III.), der aktivierten Kulturstätte wieder einzupflanzen. Fehlen zwar die Wand- und Deckendekorationen, so sind doch die

beweglichen Originalelemente in der strukturell geschaffenen Raumschale wahrzunehmen. Wir können sagen: Die Rückkehr des Mannheimer Thrones ist geglückt!



Anschrift des Autors:  
Dr. Wolfgang Wiese  
Staatliche Schlösser  
und Gärten  
Vermögen und Bau  
Baden-Württemberg  
Schlossraum 22 A  
76646 Bruchsal



**Heinrich Hauß, Adolf Schmid**

## **BADISCHES KALENDARIUM**

von Tag zu Tag – von Jahr zu Jahr  
Personen und Ereignisse

**Ein außergewöhnliches Nach-  
schlagewerk für alle Badener und  
Baden-Freunde**

Buchhandelsausgabe gebunden:  
320 Seiten, 166 Abbildungen  
ISBN 978-3-7650-8326-6, € 19,90

„Das Kalendarium soll dem Vergessen entgegenwirken und Identität stiften.“ (BNN)

[www.gbraun-buchverlag.de](http://www.gbraun-buchverlag.de)

**G. BRAUN BUCHVERLAG** 

# Pfälzische Möbel auf Wanderschaft

Düsseldorf – Mannheim – München

In den meisten Schlössern sind Möbelstücke zu finden, die ursprünglich oder zwischenzeitlich an einem anderen Ort gestanden haben. Nicht immer ist dies ein Resultat von Verkäufen und Umräumaktionen der jüngsten Zeit. Mobiliar ist, wie der Name besagt, beweglich und ist zu allen Zeiten und aus den verschiedensten Gründen von Ort zu Ort transportiert worden.

Klare Aussagen zum originalen Aufstellungsort von historischen Möbelstücken zu treffen, fällt schon deswegen schwer, weil man die Möbel innerhalb eines Schlosses gelegentlich umräumte, erst recht aber, da sie oft genug von einem Schloss ins andere transportiert wurden, wenn die Herrschaft ihren Wohnsitz wechselte. Schon beim alljährlichen Umzug in die Sommerresidenz Schwetzingen und zurück wurden neben den nötigen Gebrauchsgegenständen wie beispielsweise Bettzeug auch besonders geschätzte Möbelstücke und andere Kostbarkeiten mitgenommen.

Wurde hingegen die Residenz gänzlich verlegt, so bediente man sich erst recht selbstverständlich aus dem Hausrat der aufgegebenen Schlösser. In das neu erbaute Mannheimer Schloss kamen vor allem Möbel und Kunstwerke aus Düsseldorf, aber auch aus Sulzbach und Neuburg. Die wertvollsten Ausstattungsstücke des Mannheimer Schlosses sind indessen heute in der Münchner Residenz zu sehen.

## VON DÜSSELDORF NACH MANNHEIM

Nach der Zerstörung des alten kurpfälzischen Stammschlusses Heidelberg im Erbfolgekrieg von 1689 wurde Düsseldorf, Hauptort der Grafschaften Jülich und Berg, zum Mittelpunkt des kurpfälzischen Territoriums. Unter Kurfürst Johann Wilhelm und seiner

Gemahlin Anna Maria Luisa Medici entwickelte sich dort eine glanzvolle Hofhaltung mit reichen Kunstsammlungen. Nach Johann Wilhelms Tod kam für seinen Nachfolger Carl Philipp jedoch nicht in Frage, weiterhin in den stets umstrittenen Gebieten am Niederrhein zu residieren. Im kurpfälzischen Kernland gab es nur das halb ruinöse Stammschloss der Dynastie in Heidelberg. Ein Neubauprojekt war nötig, um eine einem Kurfürsten angemessene Residenz zu schaffen, die den Ansprüchen des barocken Hofzeremoniells genügte. 1720 begann Carl Philipp den Bau des Schlosses in Mannheim, in das er elf Jahre später, im November 1731, seinen feierlichen Einzug hielt.<sup>1</sup>

Die niederrheinischen Schlösser Düsseldorf, Benrath und Bensberg waren zu Carl Philipps Zeit unbewohnt und wurden allenfalls als Absteige für eventuelle Reisen in die Grafschaften Jülich und Berg bereitgehalten. Daher lag es nahe, Ausstattungsstücke von



Gobelin „Fischerkai“, Brüssel 1701–1706, nach Motiven von David Teniers

Wert zur Möblierung des neuen Residenzschlosses in Mannheim zu benutzen. Möbeltransporte vom Niederrhein sind anhand der Akten in den Jahren 1726 und 1730/31 greifbar.

Die ersten Lieferungen von 1726, als der Innenausbau im kurfürstlichen Appartement einsetzte, bestanden vorwiegend aus Tapisserien und anderen wertvollen Textilien.<sup>2</sup> Seiden-, Damast- und Brokatstoffe waren kostbar und wurden so lange wie möglich wieder verwendet. Textilien dominierten das Erscheinungsbild der Räume. Behänge, Draperien, Baldachine, Tischteppiche, Vorhänge, Portieren verkleideten Möbelstücke, Wände, Türen und Fensteröffnungen. Mit einem zusammengehörigen Satz an Textilien gleicher Farbe erreichte man eine einheitliche Raumwirkung.

Das Wertvollste, was es an Einrichtungsgegenständen gab, waren die großen gewirkten Wandtapisserien aus den Manufakturen in Frankreich, Flandern und den Niederlanden. Bildteppiche dienten als repräsentativer Wandschmuck, der beweglich war, zu besonderen Anlässen angebracht oder gar auf Reisen mitgenommen werden konnte. Ganze Serien mit Bildmotiven aus der Mythologie oder Geschichte dienten zur Dekoration eines oder mehrerer Räume.

Eine große Anzahl von Gobelins mit historischen und mythologischen Bildfolgen, zumeist Serien aus 6–8 Einzelstücken, kam damals aus Düsseldorf nach Mannheim. Eine lange verschollene Tapisseriefolge aus dem Besitz Johann Wilhelms, die so genannten Teniers-Teppiche, ist ab 2007 wieder im Mannheimer Schloss zu sehen. Die vier Gobelins, Produkte der Werkstatt von Caspar van der Borcht und Hieronymus le Clerk in Brüssel aus den Jahren 1701–1706, zeigen Bauern- und Fischerszenen nach Gemälden von David Teniers d. J. (1610–1690). 1746 sind die Teppiche in Mannheim im Audienzzimmer des Kaiserinnenappartements nachgewiesen.<sup>3</sup>

Als sich im Sommer 1730 abzeichnete, dass die herrschaftlichen Wohnräume in Mannheim bald bezugsfertig sein würden, erkundigte sich der Kurfürst nach dem übrigen Mobiliar im Düsseldorfer Schloss. Als erstes wurde die dortige Schatzkammer inventarisiert und für den Transport vorbereitet. Noch vor dem



*Lykischer Apoll im Schwetzingen Schlossgarten*

Winter kamen die Bilder aus den Düsseldorfer Gemäldekabinetten ebenfalls nach Mannheim.<sup>4</sup> Carl Philipp ließ mit den zumeist kleinformatigen Gemälden die beiden Kabinette in seinem Mannheimer Appartement bestücken. Auch Johann Wilhelms Sammlung von Münzen und Medaillen befand sich Anfang Mai 1731 bereits in Mannheim.<sup>5</sup>

Im Frühjahr 1731 erging eine erneute Anfrage nach den noch in Düsseldorf und Benrath vorhandenen Gemälden, Uhren und sonstigen Kunstgegenständen. Vor allem die originalen Statuen in der Düsseldorfer Galerie sollten nach Mannheim gebracht werden. Hinzu kam eine Sammlung von Gipsabgüssen der berühmtesten antiken Bildhauerwerke aus Rom und Florenz. Die Transporte wurden im Sommer und Herbst 1731 per Schiff auf dem Rhein durchgeführt.<sup>6</sup>

Zwei italienische Marmorstatuen nach antikem Vorbild, Ceres und den lykischen Apoll darstellend, bestimmte Carl Philipp für den Mannheimer Rittersaal. Die beiden unfertigen Statuen, die ausdrücklich als „nicht völlig ausgearbeitet“ bezeichnet wurden, vollendete der Mannheimer Hofbildhauer Paul Egell. Bis in die 1750er Jahre standen sie in den beiden Ecknischen des Rittersaals, bis Kurfürst Carl Theo-



*Tischuhr, Gehäuse von André Boulle, Werk von Jacques Thuret, Paris um 1710*

dor den Beschluss fasste, an dieser Stelle Verschaffelts Porträtstatuen des kurfürstlichen Paares zu platzieren, die dort noch immer stehen. Die beiden Düsseldorfer Statuen sollten in Schwetzingen Aufstellung finden, doch die Ceres stürzte beim Transport um und zerbrach. Der lykische Apoll mit der Leier steht heute im Schwetzingener Schlossgarten.<sup>7</sup>

Von den insgesamt 18 kostbaren Uhren, die 1731 aus Düsseldorf geholt wurden, kehrt eine jetzt nach Mannheim zurück. Es handelt sich um eine Tischuhr, hergestellt um 1710 in Paris in der Werkstatt des Kunstschreiners André Charles Boulle mit einem Uhrwerk von Jacques Thuret. Johann Wilhelm erwarb sie 1711 für seine Residenz in Düsseldorf, wo sie im Audienzzimmer stand, also im repräsentativsten Raum des ganzen Schlosses. In Mannheim bekam sie ebenfalls einen prominenten

Platz, nämlich im zweiten Vorzimmer des kurfürstlichen Appartements.<sup>8</sup>

## VON MANNHEIM NACH MÜNCHEN

Nach dem Tod des bayerischen Kurfürsten Maximilian am Silvestertag 1777 erbte Carl Theodor zusätzlich Bayern. Gemäß den Erbverträgen des Hauses Wittelsbach war er gezwungen, künftig seine Residenz in München zu nehmen. Der Kurfürst hielt das Mannheimer Schloss aber für gelegentliche Aufenthalte in der Pfalz bereit. In der Zeit unmittelbar nach der Residenzverlegung ließ er nur Hausschmuck, Tafelsilber und einzelne kostbare Uhren, aber kaum Mobiliar nach München überführen. Die Bibliothek, die wissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungen blieben vorerst ebenfalls in Mannheim. Einzig das Münz- und Medaillenkabinett holte Carl Theodor schon 1781 nach München, um es mit der dortigen Sammlung zu vereinigen.

Größere Transporte aus den kurpfälzischen Schlössern erfolgten erst während der Franzosenkriege. Im Sommer 1793 besetzten die Franzosen das Herzogtum Pfalz-Zweibrücken. Der Herzog floh nach Mannheim. Teile des Mobiliars aus seinen Schlössern Zweibrücken und Karlsberg samt der umfangreichen Gemäldegalerie konnten über den Rhein nach Mannheim geflüchtet werden. Auch aus dem Sommerschloss der Kurfürstin in Oggersheim brachte man Mobiliar über den Rhein. Das Mannheimer Schloss glich damals wohl einem gewaltigen Möbellager.

Carl Theodor wahrte vorerst strikte Neutralität und konnte sein Land aus den Kriegshandlungen heraushalten, bis die politische Lage seinen Statthalter im Dezember 1793 schließlich zwang, die Festung Mannheim den Österreichern zu öffnen.

Französische Truppen standen auf dem gegenüberliegenden Rheinufer. Angesichts der drohenden Kriegsgefahr kam Anfang des Jahres 1794 aus München die Order, alles Wertvolle in Sicherheit zu bringen. Am 8. Januar waren bereits mehrere Wagen mit dem Kirchenschatz der Hofkirche und anderen „pretiosa“ aus der Schatzkammer gen Bayern unterwegs.<sup>9</sup> Auch die Gemäldegalerie muss in dieser Zeit nach München gebracht worden

sein. Die Fluchtung der übrigen Sammlungen scheiterte an den immensen Kosten für Verpackungsmaterial und Fuhrlohne.

Das Kriegsgeschehen wogte hin und her. Wechselnde Besetzungen, Belagerungen und die ständige Gefahr von Bombardements bedrohten die Stadt und das Schloss Mannheim. Im November 1795, nach Beschießungen erst durch französische, dann durch österreichische Truppen, zählte man in der ganzen Stadt nur noch vierzehn unbeschädigte Häuser. Auch das Schloss war betroffen. Die Hofoper, das Ballhaus und ein Teil des Westflügels brannten aus.

Im Spätjahr 1799 verursachte die französische Besetzung größte Besorgnis – zu Recht, wie sich zeigen sollte. Mit Übergriffen auf Mobiliar und Sammlungen war zu rechnen. Unter Berufung auf eine Anweisung des Direktoriums, aus allen besetzten Gebieten Kunstwerke für die Museen in Paris auszuwählen, wurden sämtliche Mannheimer Sammlungen durchgesehen. Der französische General Lecourbe entnahm zwar verschiedene Stücke aus dem Naturalienkabinett und der Antikensammlung, doch entstanden dadurch keine gravierenden Verluste.<sup>10</sup>

Die pfälzischen Sammlungsdirektoren hatten rechtzeitig Vorsorge getroffen. Hofbibliothekar Traiteur konnte, als alle Tore des Schlosses schon von den Franzosen besetzt waren, die wertvollsten Bücher der Bibliothek durch die eisernen Gitter der Fenster an der Rückseite hindurch oder über eine geheime Treppe hinaus schaffen. Die Zweibrücker Gemälde und Grafiken, die nach der Fluchtung in den Mannheimer Galeriestälen aufgehängt worden waren, ließ Galeriedirektor Mannlich in einer mutigen Aktion heimlich herausholen und auf den Weg nach München bringen.<sup>11</sup> Die Mannheimer Gemäldegalerie und das Kupferstichkabinett befanden sich längst in München, wo sie zunächst in einem Saal des Schlosses Nymphenburg eingelagert waren.<sup>12</sup> Die rechtzeitigen Transporte nach München haben große Teile der Gemäldegalerien von Mannheim und Zweibrücken gerettet. Die Alte Pinakothek in München verdankt diesen Umständen einige ihrer größten Schätze.

In der Münchner Residenz sind noch heute zahlreiche Möbel, Uhren und Tafelsilber zu



*Schreibtisch aus dem Großen Kabinett des Kurfürsten  
Carl Theodor*

sehen, die einst in den pfälzischen Schlössern ihren Platz hatten. Einige kostbare Möbelstücke aus nachweislich kurpfälzischem Besitz, die wahrscheinlich schon frühzeitig nach Bayern mitgenommen worden sind, werden inzwischen in den Schauräumen gezeigt. Ein Ziertisch des Mannheimer Hofebenenisten Johann Jacob Christoph Kieser aus der Zeit nach 1763 steht im Blauen Kabinett der Kurfürstenzimmer. Aus dem Schloss der Kurfürstin Elisabeth Auguste in Oggersheim stammen ein Pultsekretär und eine Sitzgarnitur mit roter Lackmalerei in fernöstlichem Stil. Sie bilden heute die Möblierung des chinesischen Kabinetts in der Residenz.<sup>13</sup> Auch in den Vitrinen der dortigen Schatzkammer sind etliche Kostbarkeiten pfälzischer Herkunft zu entdecken.

## IN BADISCHE HAND

Anfang Juli 1802 verbreiteten sich am pfälzbayerischen Hof Gerüchte über die bevorstehende Abtretung der rechtsrheinischen Kurpfalz an die Markgrafschaft Baden. Kurfürst Max Joseph wünschte, das noch in der Pfalz befindliche Privateigentum des Hauses Wittelsbach möglichst vorher nach München zu holen. Hierzu gehörten in erster Linie die Sammlungen im Mannheimer Schloss. In Mannheim regte sich bald Widerstand gegen den Abtransport der Sammlungen, insbesondere als Baden im September die provisorische Besitznahme der Kurpfalz vollzog



*Fischverkäufer, Frankenthaler Porzellanfigur von K. G. Lück*

Bildrechte für alle Abbildungen: Landesbetrieb Vermögen und Bau – Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg

und die Mannheimer sich im Einklang mit den Wünschen der künftigen Landesherrschaft wussten. Somit waren es drei Parteien, die sich aus unterschiedlichen Interessen heraus für den Verbleib der Bibliothek, der Galerie und der Kabinette einsetzten: die Mannheimer Bürgerschaft, der badische Markgraf und seine Kommissare und nicht zuletzt die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften.

Um die Bibliothek und die Sammlungen vor dem Zugriff der Besatzungsmacht zu schützen, hatte der Kurfürst sie 1799, wenn auch nur pro forma, der Akademie der Wissenschaften geschenkt – jedoch mit dem Hintergedanken, die Übertragung später wieder rückgängig zu machen. Die Akademie nahm diese Schenkung allerdings ernst, ebenso der Markgraf von Baden. Kurfürst Maximilian betrachtete die Sammlungen als sein Eigentum und wollte sie nunmehr nach München holen. Als Eigentum der Akademie wären sie aber an den neuen Landesherrn, also Baden, gefallen. Langwierige Verhandlungen waren die Folge, bis Baden im Dezember 1802 nachgab.<sup>14</sup>

Die Möbel, die sich noch im Schloss befanden, waren für den Münchner Hof unbrauchbar, da sie in keiner Weise dem neueren Geschmack entsprachen. Bei seinem ersten

Besuch in Mannheim Anfang Dezember bewohnte Markgraf Carl Friedrich die kurfürstlichen Zimmer und äußerte den Wunsch, die vorhandenen Möbel dort zu belassen. Gegen Zahlung des Schätzwertes gingen sie daraufhin in badischen Besitz über. Darunter befanden sich verschiedene Konsoltische und Spiegel, die Baldachine in den beiden kurfürstlichen Audienzimmern, ferner eine Reihe von „Hautelissetapeten“ (Gobelins), unter anderem die Teniers-Teppiche, und auch der große Schreibtisch aus dem Arbeitszimmer des Kurfürsten. Der noch in Mannheim lagernde Teil des Naturalienkabinetts wurde Baden ebenso überlassen wie die Instrumente der Sternwarte.<sup>15</sup>

Der badische Erbprinz Carl bezog 1806 das Mannheimer Schloss mit seiner Gemahlin Stephanie Napoleon. Nach seinem frühen Tod bewohnte Stephanie es bis 1860 als Witwensitz. Verschiedene Räume wurden in jener Zeit neu ausgestattet, in anderen blieb das alte Mobiliar erhalten. Bis zum Ersten Weltkrieg diente das Schloss den Großherzögen als Zweigresidenz, wurde aber kaum noch genutzt. Zwischen den Weltkriegen gab es bereits ein erstes Schlossmuseum, das die Sammlungen der Stadt Mannheim präsentierte.

Im Bombenhagel des Zweiten Weltkrieges wurde das Schloss bis auf die Außenmauern zerstört, die kunstvollen Stuckaturen, Deckengemälde und Wandverkleidungen vernichtet. Der Wiederaufbau stellte lediglich die Raumschale wieder her, nur in den Prunksälen rekonstruierte man anhand von Fotografien auch die wandfeste Ausstattung. Von der Möblierung hingegen konnte vorerst wenig bis nichts gezeigt werden.

## DIE RÜCKKEHR

Nach dem Ende der Monarchie 1918 und dem Fürstenausgleich zwischen dem Land Baden und dem Markgrafenhaus war ein großer Teil des Mobiliars aus den badischen Schlössern, das dem Markgrafen als Krongut zugesprochen worden war, in das Neue Schloss in Baden-Baden gelangt. Im Jahr 1995 verkaufte der Markgraf von Baden das gesamte im Neuen Schloss befindliche Inventar. Mobiliar und Kunstsammlungen kamen in einer drei-

wöchigen Auktion unter den Hammer. Dem Land Baden-Württemberg gelang es, eine große Zahl von Möbeln und Kunstgegenständen zu erwerben und damit für die badischen Schlösser zu sichern, nicht zuletzt erhebliche Teile der Originalausstattung von Schloss Mannheim aus dem 18. und 19. Jahrhundert, die bis dahin als verschollen galten.<sup>16</sup>

Erste Pläne für eine Neugestaltung der Prunkräume und eine künftige museale Präsentation im Mannheimer Schloss erhielten damit weitere Nahrung. Der Ausbau des Corps de Logis mit den ursprünglichen hohen Mansarddächern ermöglichte die Erweiterung der Schauräume. Anlässlich des 400jährigen Gründungsjubiläums der Stadt Mannheim wird das Schloss im Frühjahr 2007 wieder für das Publikum geöffnet. Rund 800 Möbel, Porzellane, Uhren, Gemälde und andere Kunstobjekte, die nachweislich aus dem Mannheimer Schloss stammen, kehren nun an ihren Ursprungsort zurück.

Dabei sind 21 großformatige Tapisserien, unter anderem die wiederentdeckten Teniers-Teppeiche, und die Pariser Tischuhr. Ein Sortiment an Porzellanfiguren aus der kurpfälzischen Porzellanmanufaktur Frankenthal vertritt sowohl das Dekor der Wohnräume als auch die wirtschaftlichen Aktivitäten des Kurfürsten. Die Schauräume spiegeln die Ausstattung des Schlosses in verschiedenen Zeitepochen und künden von der einstigen Pracht der kurpfälzischen Residenz.

#### *Anmerkungen*

- 1 Zur Baugeschichte des Mannheimer Schlosses zuletzt Ferdinand Werner, *Die kurfürstliche Residenz zu Mannheim*, Worms 2006.
- 2 GLA 77/3904.
- 3 Wolfgang Wiese, *Schloß Mannheim*. In: *Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg*, Landesmedienzentrum Baden-Württemberg und Staatsanzeiger-Verlag (Hg.), Tapisserien. Wandteppiche aus den staatlichen Schlössern Baden-

Württemberg. Weinheim 2002, S. 163–165; Margret Klinge u. Dietmar Lüdke (Hg.), *David Teniers der Jüngere 1610–1690, Alltag und Vergnügen in Flandern* (Ausstellungskatalog Staatliche Kunsthalle Karlsruhe 2005). Heidelberg 2005, S. 348–357, GLA 77/2765.

- 4 GLA 77/3894.
- 5 GLA 77/4141.
- 6 GLA 77/3894, 77/3895.
- 7 GLA 77/3895; Klaus Lankheit, *Der kurpfälzische Hofbildhauer Paul Egell 1691–1752*, München 1988, Bd. 1, S. 79–82; Werner 2006, S. 166. Im Garten ist heute eine Kopie aufgestellt, das Original befindet sich im Lapidarium in der Orangerie.
- 8 GLA 77/2765; Wiese, Wolfgang: *Prunkuhr mit „einen laccierten Kasten“*. In: *Schlösser Baden-Württemberg* 4/1999, S. 11. Döry, Ludwig Baron: *Eine Prunkuhr und andere Möbel des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz*. In: *Mannheimer Hefte* 3/1970, S. 4–21.
- 9 GLA 77/3876, BayHStA Abt. III Geh. Hausarchiv, Schatzakten Nr. 221.
- 10 BayHStA MA 8231.
- 11 Johann Christian von Mannlich, *Lebenserinnerungen (Mémoires)*, dt. Ausgabe Gernsbach 1974, S. 467–472.
- 12 BayHStA Abt. III Geh. Hausarchiv, Hofhaushaltsakten Nr. 917.
- 13 Gerhard Hojer u. Hans Ottomeyer (Hg.), *Die Möbel der Residenz München*, Bd. 2: *Die deutschen Möbel des 16. bis 18. Jahrhunderts*, München/New York 1996, S. 240–260.
- 14 BayHStA MA 8233, MA 8333, MA 82082, MA 82301–82303; BayHStA Abt. III Geh. Hausarchiv, Handschriften Nr. 93.
- 15 BayHStA MA 82302, GLA 213/1904.
- 16 Ulrike Grimm u. Wolfgang Wiese, *Was bleibt. Markgrafenschätze aus vier Jahrhunderten für die badischen Schlösser bewahrt* (Ausstellungskatalog Schloss Schwetzingen 1996), Stuttgart 1996.



Anschrift der Autorin:  
Dr. Kathrin Ellwardt  
freie Kunsthistorikerin  
Hardtstraße 68  
76185 Karlsruhe

# Stadtpunkte – Mannheimer Geschichte vor Ort

Ein stadthistorisches Projekt (nicht nur) zum Jubiläumsjahr 2007

Wer aufmerksam durch die Mannheimer Innenstadt geht, stößt seit Anfang 2006 immer wieder auf Glastafeln an Häusern oder eigens dafür aufgestellten Sandsteinstelen, die in Wort und Bild interessante Aspekte der Mannheimer Geschichte darstellen. STADTPUNKTE



*Der Neckarkran der Firma Mohr und Federhaff mit Stele und Glastafel, 2006. Die Ansicht aus der Zeit um 1900 ist als große Abbildung auf der Glastafel abgedruckt.*

heißt das von Kulturbürgermeister Dr. Peter Kurz initiierte und vom Stadtarchiv Mannheim – Institut für Stadtgeschichte realisierte Projekt, das der Mannheimer Innenstadt ihre historische Dimension zurückgibt.

Natürlich gäbe es an vielen Orten sehr viel Unterschiedliches zu erzählen aus 400 Jahren Stadtgeschichte. Da nicht alles berücksichtigt werden kann, bemühen sich die Stadtpunkte um eine historische Profilbildung: Was unterscheidet Mannheim von anderen Städten, was ist wirklich typisch für die Metropole der Kurpfalz. Darüber hat ein hochkarätig besetzter historischer Fachbeirat<sup>1</sup> beraten und auch kontrovers diskutiert. Entwickelt wurden fünf für Mannheim typische Kategorien, die als Richtschnur für die Themen, die auf den STADTPUNKTE-Tafeln behandelt werden, dienen:

1. Festung – Planstadt – Residenz
2. Migration – Toleranz – Verfolgung
3. Bürgertum – Handel – Industrie
4. Demokratie – Arbeiterbewegung – Widerstand
5. Lebendige Stadt – Geschundene Stadt – Moderne Großstadt.

Zur welcher Kategorie die einzelne Tafel zählt, lässt sich an dem farbigen Punkt vor der Überschrift erkennen.

Im Laufe des Jubiläumsjahres 2007 werden rund 100 Orte in der Mannheimer Innenstadt mit Glastafeln bestückt sein. Längerfristig geplant ist, auch die Stadtteile mit Stadtpunkten zu versehen.

In erster Linie richten sich die STADTPUNKTE an die Mannheimer Bevölkerung, die durch sie auf Schritt und Tritt mit ihrer Stadt-

geschichte konfrontiert wird. Aber natürlich sind sie auch für Touristen interessant und sie erleichtern den Mannheimer Stadtführern ihre Arbeit. Da das Stadtbild durch zahlreichen Zerstörungen an vielen Stellen keine historische Bausubstanz mehr aufweist, ist es nicht einfach nur zu erklären, wie es in früheren Jahrhunderten dort ausgesehen hat. Deshalb ist es besonders wichtig, dass auf den neuen Tafeln nicht nur Text, sondern auch bis zu fünf Bildern präsentiert werden können. Dies ermöglicht vor Ort einen direkten Vergleich zwischen historischer Ansicht und modernem Erscheinungsbild und macht einen besonderen Reiz der Mannheimer Stadtpunkte aus.

Die einheitliche Gestaltung der Glastafeln liegt in den Händen der Gestalterin Ina Köhler, Berlin, die den 1999/2000 durchgeführten Wettbewerb zu den Stadtpunkten gewonnen hat. Ihre Idee war es, Sicherheitsglas im Siebdruckverfahren rückseitig zu bedrucken und diese Tafeln entweder an Hausfassaden anzubringen oder, wenn das nicht geht, sie auf 2 Metern hohen, 40 cm breiten und 10 cm tiefen Sandsteinstelen zu befestigen.<sup>2</sup> Standardmäßig sind die Tafeln hochformatig und 40 x 95 cm groß. Doch hat sich das System in der Praxis als sehr flexibel erwiesen. So können an sehr strukturierten Fassaden die Tafeln in Größe und Format an vorgegebene Bedingungen angepasst werden. Es gibt inzwischen sowohl querformatige wie quadratische Tafeln. Die Stele können aus gelben oder rotem Sandstein gefertigt werden, je nachdem, wie die Umgebung gestaltet ist. Die Hänge- bzw. Standorte werden von der Gestalterin und der Projektleiterin im Stadtarchiv gemeinsam in enger Absprache zwischen den Hausbesitzern, dem Stadtplanungsamt und gegebenenfalls dem Denkmalschutz ausgewählt. Da die Sandsteinstelen ein richtiges Fundament brauchen, müssen Aufgrabungsgenehmigungen eingeholt werden, damit keine im Boden liegenden Leitungen zerstört werden. Gedruckt werden die Tafeln bei der Siebdruckerei Heerlein und Söhne in Berlin, die Sandsteinstelen werden von der Mannheimer Gartenbaufirma Motz und Kadner aufgestellt. Der Sandstein stammt aus heimischen Steinbrüchen in der Pfalz und im Odenwald.

**STADTPUNKTE**  
MANNHEIMER GESCHICHTE VOR ORT

**STADTMANNHEIM**

---

● ● ● Kaufhaus – Rathaus – Stadthaus N 1

Das von Architekt Carlfried Mutschler (1926–1999) geplante Stadthaus N 1 wird in den Jahren 1987–91 errichtet. Es wirkt wie ein modernes Abbild des im 2. Weltkrieg an dieser Stelle zerstörten Kaufhauses. Erst nachdem ein Bürgerentscheid für eine Rekonstruktion des historischen Gebäudes gescheitert ist, kann das Quadrat N 1 neu bebaut werden. Das alte Kaufhaus, zwischen 1724 und 1747 entstanden, erfüllt nur teilweise die ihm zugewiesene Aufgabe als Handelshaus. Denn von dem Geschenck des Kurfürsten Karl Philipp (1661–1742) an die Einwohner seiner neuen Residenzstadt sind der Mannheimer Stadtrat und die ansässigen Kaufleute nur wenig begeistert: Das Gebäude sei zu groß und der Standort unpassend. So beherbergt das Kaufhaus schon seit dem 18. Jahrhundert verschiedene staatliche Verwaltungs- und Polizeibehörden. In seinem Arrestlokal sitzt 1836 der Dichter Karl Gutzkow (1811–1878) wegen seines Skandalromans „Wally die Zweiflerin“ eine Gefängnisstrafe ab. 1903 gelangt das Kaufhaus in den Besitz der Stadt und wird nach Plänen des Architekten Richard Perrey (1866–1937) zum Rathaus umgebaut. © STADTMANNHEIM

Diese Tafel wurde gestiftet von: STADTMANNHEIM

Gliederung der Mannheimer Stadtpunkte:

- Festung · Planstadt · Residenz
- Migration · Toleranz · Verfolgung
- Bürgertum · Handel · Industrie
- Denkmal · Arbeiterbewegung · Widerstand
- Lebendige Stadt · Geschundene Stadt · Moderne Großstadt

Weiterführende Informationen: [www.stadtmannheim.de](http://www.stadtmannheim.de)



Der Saal des Kaufhauses zwischen im Herbst 1740 Revolutionskriege war einem geschäftlichen Sammelort dergestalt. Das hier dargestellte Verfügen gegen den ehemaligen Bürgermeister der Pöbelischen Stadt von Mannheim (1718–1842) unter mit einem Saal, der am 14. August 1740 an der Mann zum Haupt-Haus der Kaufleute wird über weitere Indumente liegen.



Das Kaufhaus im 18. Jahrhundert



Bürgermeisters Sitzung im Rathaus N. 1, 1910



STADTPUNKTE-Tafel „Kaufhaus – Rathaus – Stadthaus“ Während viele Tafeln sich nur auf eine Kategorie beziehen, gibt es an exponierten Standorten, wie dem Paradeplatz, auch Tafeln, die inhaltlich verschiedene Kategorien abdecken.

Bei der Mannheimer Bevölkerung stoßen die STADTPUNKTE durchweg auf sehr breite und positive Resonanz. Das zeigt sich an vielen Punkten: So sind die Anbringungsgenehmigungen bei den Hausbesitzern in der Regel leicht zu bekommen. Immer, wenn neue Tafeln in der Stadt aufgehängt werden, erlebt das Hängeteam, dass es von der Bevölkerung positiv

darauf angesprochen wird. Nachdem die Lokalzeitung, der Mannheimer Morgen, im Rahmen einer Serie über das Projekt und einzelne seiner Tafeln berichtet hat, mehrten sich die Anrufe im Stadtarchiv mit Nachfragen, wo genau die Tafeln in der Stadt zu finden sind. Da die geplante Broschüre zu den STADTPUNKTEN in der Mannheimer Innenstadt erst veröffentlicht werden kann, wenn alle Tafeln ihren Standort gefunden haben, kann man das Wachsen des STADTPUNKTE-Netzes im Moment vor allem im Internet verfolgen: [www.mannheim.de](http://www.mannheim.de) und [www.stadtarchiv.mannheim.de](http://www.stadtarchiv.mannheim.de).

Nicht zuletzt zeigt sich die positive Aufnahme der Tafeln auch daran, dass vielen von ihnen ein Stifter gefunden haben. Zwar konnte die Stadt eine Grundfinanzierung des Projekts garantieren, doch hing letztlich die genaue Zahl der zu realisierenden Tafeln auch davon ab, ob sich zusätzlich Sponsoren bereit erklärten, die Kosten für einzelne Tafeln zu übernehmen. Inzwischen haben mehr als 40 verschiedene Stifter das Projekt finanziell unterstützt, in dem sie eine oder mehrere Tafeln gestiftet haben. Darunter finden sich nicht nur große Unternehmen und Stiftungen, sondern auch mittelständische Betriebe, Vereine und sogar Privatpersonen, die sich für bestimmte Themen, die ihnen am Herzen liegen, auf diese Weise engagiert haben. Mit jeder neuen Tafel wird deutlicher, dass viele Mannheimer und Mannheimerinnen dieses Projekt wahrnehmen als etwas, das ganz direkt mit ihnen zu tun hat, das ihnen Identität verleiht und „ihre“ Stadt in ihren eigenen und auch in den Augen von Fremden aufwertet. Dass bisher noch kein Fall von Vandalismus an den Glastafeln zu beklagen ist, weist auch in diese Richtung.

Es gibt auch bereits Anfragen nach weiteren Tafeln mit Inhalten, die außerhalb der durch die STADTPUNKTE angestrebten Profilbildung liegen. Weil die Projektmacher das prinzipiell für eine wünschenswerte Entwicklung halten, werden dafür Realisierungshilfen angeboten. Zwar werden solche Tafeln nicht in das System aufgenommen und müssen in jeden Fall komplett privat bzw. durch Spon-



*Die Tafel die an das ehemalige Apollotheater erinnert, greift in ihrem Format den Stein in der Hauswand auf.*

soren finanziert werden. Doch bei Texterstellung, Gestaltung und Produktion stehen die STADTPUNKTE-Macher gerne beratend zur Seite sobald das Projekt Mitte 2007 seinen Abschluss gefunden hat.

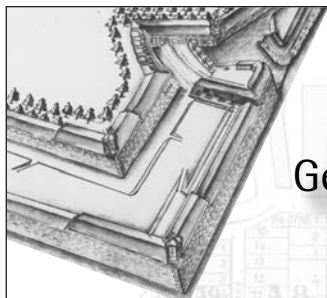
#### Anmerkungen

- 1 Der Fachbeirat tagte 2002–2004 mehrfach. Im gehörten u. a. an: Dr. Tilde Bayer, Jena, Prof. Dieter Hein, Frankfurt, Prof. Dr. Jakob Messerli, Mannheim, Dr. Christian Peters, Bonn, Prof. Dr. Sylvia Schrauth, Mannheim, Prof. Helmut Striffler, Mannheim, Prof. Dr. Hermann Weber, Mannheim, Prof. Dr. Clemens Zimmermann, Saarbrücken.
- 2 Siehe auch [www.stadt-punkte.de](http://www.stadt-punkte.de).



Anschrift der Autorin:  
Dr. Susanne Schlösser  
Stadtarchiv Mannheim –  
Institut für Stadt-  
geschichte  
Abteilungsleitung  
Historisches Archiv  
Collini-Straße 1  
68161 Mannheim

[stadtarchiv@mannheim.de](mailto:stadtarchiv@mannheim.de)  
[www.stadtarchiv.mannheim.de](http://www.stadtarchiv.mannheim.de)



# Geschichte der Stadt Mannheim

Ulrich Nieß /  
Michael Caroli (Hrsg.)

## Geschichte der Stadt Mannheim

In der „Geschichte der Stadt Mannheim“ beschreiben ausgewiesene Experten wissenschaftlich zuverlässig die einzelnen Zeitabschnitte. Dabei wird besonderer Wert auf flüssige Lesbarkeit und reiche Bebilderung gelegt. Stadtgeschichte wird so zu einem unterhaltsamen Lesevergnügen.

Neben den Kapiteln in chronologischer Folge öffnen „Fenster“ – bebilderte Doppelseiten zu einem speziellen Thema – den Blick über die Stadt hinaus und ordnen die lokale Entwicklung in allgemeine Zusammenhänge ein. Eine übersichtliche Gliederung erlaubt den gezielten Zugriff, so dass die „Geschichte der Stadt Mannheim“ auch in kleinen Portionen problemlos gelesen werden kann. Neue multimediale Präsentationsformen ergänzen das gedruckte Werk.

Viele namhafte und bekannte Autorinnen und Autoren haben ihr Wissen zu einzelnen Zeitabschnitten der Stadtgeschichte eingebracht, um das Ergebnis ihrer Forschungen einem breiten Lesepublikum anschaulich und kompetent zu präsentieren.

Als Herausgeber zeichnen der Leiter des Stadtarchivs Mannheim – Institut für Stadtgeschichte Dr. Ulrich Nieß und sein Stellvertreter Michael Caroli verantwortlich, die sich seit vielen Jahren mit Themen der Mannheimer Geschichte beschäftigen.

3 Bde.; jeder Band ca. 600 S. mit zahlreichen, z.T. farbigen Abb., fester Einband. Schutzumschlag mit Leineneinband. Einzelpreis € 39,90

Vorbestellbar im Buchhandel oder direkt beim verlag regionalkultur.

### Band 1 | 1607–1801

ISBN 978-3-89735-470-8. € 39,90.  
Erscheint voraussichtl. im Frühjahr 2007

### Band 2 | 1801–1914

ISBN 978-3-89735-471-5. € 39,90.  
Erscheint voraussichtl. im Sommer 2007

### Band 3 | 1914–2007

Incl. CD-ROM (Stadtchronik mit über 25.000 elektronisch recherchierbaren Einträgen, großformatigen Karten und Plänen).  
ISBN 978-3-89735-472-2. € 39,90.  
Erscheint voraussichtl. im Herbst 2007

Die **Geschichte der Stadt Mannheim** ist auch als **Gesamtwerk** erhältlich. Bei direkter Vorbestellung bzw. Subskription beim **verlag regionalkultur** gilt: Die Rechnungsstellung erfolgt mit Auslieferung des ersten Bandes; die fertigen Bände werden umgehend zugesandt. Der Versand erfolgt für Privatpersonen innerhalb Deutschlands kostenfrei.

Das **Gesamtwerk** umfasst alle 3 Bände incl. CD-ROM.

Bei einer **Bestellung des Gesamtwerks** bis 15.08.2007 gilt ein

**Subskriptionspreis von insgesamt € 89,-.** ISBN 978-3-89735-487-6.

**verlag regionalkultur**



**STADTARCHIV MANNHEIM**  
INSTITUT FÜR STADTGESCHICHTE

Bahnhofstraße 2 • 76698 Ubstadt-Weiher  
Telefon (07251) 69723 • Fax (07251) 69450  
E-Mail: kontakt@verlag-regionalkultur.de  
Internet: www.verlag-regionalkultur.de

Collinstraße 1 • 68161 Mannheim  
Telefon (0621) 293-7027 • Fax (0621) 293-7476  
E-Mail: Stadtarchiv@mannheim.de  
Internet: www.stadtarchiv.mannheim.de



# Frühere Mannheim-Hefte der Badischen Heimat zum Bestellen

## Doppelheft 2/3 – 1957

aus dem Inhalt: 350 Jahre Mannheim als Pflegestätte von Kunst und Kultur; Mannheim und die Jesuiten; Die Jesuitenkirche in Mannheim; Die Obrigkeit im Oberamt Heidelberg anno 1496 und die Einwohnerschaft von Mannheim und Umgebung 1439–1650; Jugendzeit des Mannheimer Nationaltheaters; Mannheimer Mundart und Mundartdichtung; Die Entwicklung der Gemarkungsfläche und des stadteigenen Grundbesitzes; Zerstörung und Aufbau Mannheims; Verkehrs- und Wirtschaftsbeziehungen zwischen Weinheim und Mannheim; Mannheimer Entdecker und Erfinder; Die Mannheimer Kunsthalle; Das Reiss-Museum im Zeughaus; Das Mannheimer Schloß; Alte Reiseberichte aus Mannheim; Mannheim und sein Hof im Jahre 1764 im Urteil eines Engländers; Zur Geschichte der Ortsgruppe Mannheim des Landesvereins Badische Heimat 1924–1957

## Heft 2 / 1982

Die Themen, u.a.: Hafenanlagen; Nationaltheater; Reiss-Museum; Universitätsbibliothek; Stadtarchiv; Post; Theaterplatz 1815; Die 48er Revolution; Franz Sigel; Barockkirche; Jesuitenkirche; Otto Julius Beck; Rosengarten; Isaak Jolly; Polen; K. Chr. G. Nadler

## Heft 3 / 1991

Inhalt: Acht Beiträge über das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim

## Heft 1 / 1999

Die Themen, u.a.: Das historische Profil der Stadt; Plakatsammlung; Denkmalschutz und Denkmalpflege; Reiss-Museum; Der badische Thronwechsel; Kurfürst C. Th. v. d. Pfalz; Tritonenbrunnen; Musikleben; Geistliche Musik; Stengelhof; Lulu Kayser-Darmstädter; Schifffahrtszentrum; Spiegelkolonie; Die Sternwarte; Friedhöfe; E. und Dr. C. Hermann;

## Heft 3 / 2003

Inhalt: Der Wiederaufbau des Corps de Logis und das neue Schlossmuseum; Begeg-

nungen zwischen moderner und historischer Baukunst; Mannheim wird badisch (1802/03); Die Stadtjubiläen von 1707 und von 1807; Die Stadt kämpft gegen den Schwarzen Tod 1666; 200 Jahre „Harmonie“; Ein filmisches Zeugnis vom Besuch des badischen Erbgroßherzogs 1907; Mannheims Kulturgüter in den digitalen Welten; Die Künstlerfamilie Kobell; W. v. Traiteurs Projekt einer Kettenbrücke 1823/24; J. Hintersehers Brunnenplastik „Walddidylle“; Mannheim – Große Merzelstr. 7; Die „Spiegelkolonie“ in Waldhof; Die Gartenstadt; Das Neckarauer Heimatmuseum; Die Rettung der Lanz-Kapelle; Erinnerung an K. F. Schimper; J. A. Beringer, Pädagoge und Kunsthistoriker; Marie Bernays – eine der ersten badischen Parlamentarierinnen; Landschaftswandel und Naturschutz am Beispiel von Mannheim-Neckarau; Mauern als Lebensräume für Pflanzen

Alle fünf Hefte sind noch in der Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat vorhanden und können gegen Rechnung (zuzügl. Porto) bestellt werden.

## Preise für Nichtmitglieder:

|                  |        |
|------------------|--------|
| Heft 2, 3/1957 = | 10,- € |
| Heft 2/1982 =    | 7,50 € |
| Heft 3/1991 =    | 7,50 € |
| Heft 1/1999 =    | 7,50 € |
| Heft 3/2003 =    | 7,50 € |
| Heft 1/2007 =    | 10,- € |

Für Mitglieder des Landesvereins sind die Hefte jeweils 1,- € billiger,

Heft 1 / 2007 kostet für Mitglieder 6,50 €.

## Bestelladresse:

Landesverein Badische Heimat e.V.  
Hansjakobstr. 12  
79117 Freiburg  
Tel. 07 61 / 7 37 24  
Fax: 07 61 / 7 07 55 06  
E-Mail: [info@badische-heimat.de](mailto:info@badische-heimat.de)  
[www.badische-heimat.de](http://www.badische-heimat.de)

# Licht aus der Vergangenheit zum Jubiläum 2007

## Die Kandelaberleuchten auf dem Mannheimer Friedrichsplatz

Nach der Einweihung der Festhalle „Rosengarten“ stand der angrenzende „Friedrichsplatz“ den Einwohnern der Stadt Mannheim offen. Allerdings sorgten Schutzleute dafür, dass nach Einbruch der Dunkelheit auf dem neuen Schmuckplatz kein Schabernack getrieben wurde. Dies wurde durch Ketten signalisiert, die quer über die Zugangswege gespannt wurden.

Für diesen neuen Schmuckplatz hatten die technischen Ämter anlässlich der Einweihung des 1889 fertig gestellten Wasserturms einen Plan ausgearbeitet, von dem allerdings nur der Grundriss und die wenigen Bäume in der Nähe des Wasserturms heute noch zu sehen sind.

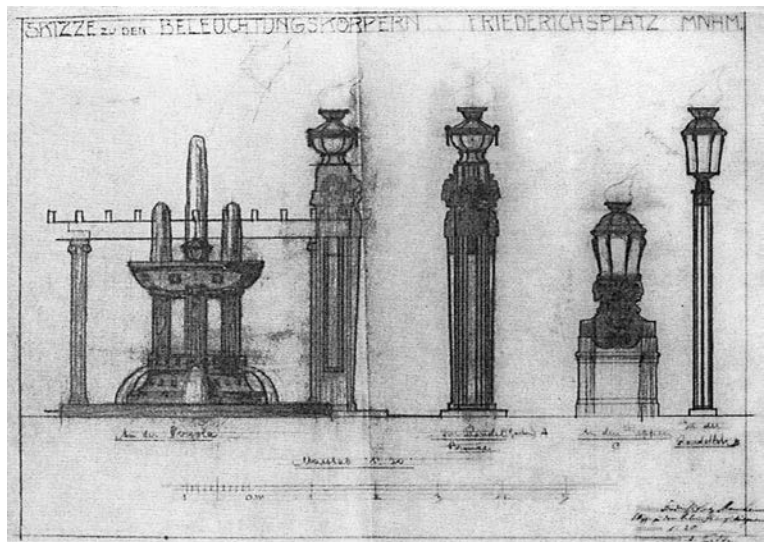
Die heutige Gestalt des Platzes mit Hecken, Bänken, Blumenbeeten, Rasenflächen, Kaskade, Bassin und den Laubengängen (Pergolen) wurde bis 1903 nach Plänen des Berliner Architekten Bruno Schmitz (1858–1916) hergestellt. Sein Argument der Einheitlichkeit in der Ausformung des Platzes hatte den Stadtvätern eingeleuchtet. Nach dem Entwurf dieses Architekten mussten die Hausbesitzer der den Platz umgebenden Arkadenhäuser die Fassaden ausführen lassen.

Für die jetzt wieder hergestellten, etwa fünf Meter hohen Kandelaberleuchten legte Bruno Schmitz 1906 Entwurfs-

varianten vor, deren einer zur Ausführung bestimmt wurde.

Die geschlossene Gesamtwirkung der Friedrichsplatzbebauung ist heute nur noch in Ansätzen wahrzunehmen, da vor allem in der Dachzone sowohl des „Rosengartens“ als auch der Arkadenhäuser nach den Zerstörungen während des Zweiten Weltkriegs sehr starke Veränderungen vorgenommen wurden.

Vor allem der Ersatz der ursprünglichen Mansarddächer durch ein zusätzliches Wohngeschoss hat den Platz um seine ursprüngliche Wirkung gebracht. Besonders die Eckhäuser an der Augustaanlage verloren durch monumentale Dachaufbauten ihre ursprüngliche Proportion. Lediglich bei einem der Eck-



Bruno Schmitz, Entwürfe zur Ausstattung des Friedrichsplatzes, 1906

Foto: Reproduktion nach Ausstellungskatalog

„Jugendstil. Architektur um 1900 in Mannheim“, Mannheim 1985, S. 217



*Mannheim, Friedrichsplatz, Kandelaberleuchte*

Foto: Präger



*Mannheim, Friedrichsplatz, Kandelaberleuchte, Detail*

Foto: Präger

gebäude (Friedrichsplatz 12/Friedrich-Karl-Straße 16) kann man sich auch heute noch eine Vorstellung von der originalen Dachzerfallung und von dem ehemaligen Umriss der Dachlandschaft machen.

Auch die Ausstattung der Platzfläche wies nach 1945 viele Zerstörungen auf. Wegen Geldmangels verkürzte man beim Wiederaufbau in den fünfziger Jahren die Pergolen an den vier Enden jeweils um mehrere Meter, auch musste damals die Anzahl der Parkleuchten reduziert werden.

Während der letzten Jahre war vor allem der Verein „Stadtbild e. V.“ um eine Wiederherstellung der ursprünglichen Platzgestalt besorgt. Den regen Aktivitäten dieses Vereins mit dem Engagement seiner Mitglieder und seines Vorsitzenden, Herrn Hans Freiländer, ist es zu verdanken, dass sich der Platz im Jubiläumsjahr 2007 den Besuchern in einer Form präsentieren kann, die dem ursprünglichen Aussehen sehr nahe kommt. Die Pergolen wurden verlängert und die Anzahl der großen Parkleuchten wurde auf insgesamt 30 Stück erhöht. Bei der Nachbildung der ca. 5 m hohen

Leuchten wurden durch die Firma Friedhelm Trapp in Mainhausen/Hessen acht Kandelaberständer und alle 30 darauf befindlichen urnenförmigen Leuchtkörper nach den alten Vorbildern erneuert.

Die eigentliche Lichtquelle ist ein vasenförmiger, gläserner Lampenschirm aus weißem Glas, der durch eine Halterung aus Metall eingefasst ist. Dieser obere Abschluss der etwa 5 m hohen Leuchten wurde auch auf die Pergolapfeiler aus massivem Sandstein gesetzt. Die Postamente der frei stehenden Leuchten dagegen sind aus Metall. Die einzelnen Metallteile sind zu einem Gitter gefügt, das die Form eines durchsichtigen Postaments hat, das sich nach unten verjüngt und auf einem Fuß aus kantigen Voluten steht, in seiner oberen Zone trägt er an jeder Seite einen reliefgeprägten ovalen Kranz.

Der stilsichere Berliner Architekt, der als junger Mann lange Studienreisen unter anderem durch Italien und Frankreich absolviert hatte, wählte für das Aussehen der Großkandelaber Formen aus der Architektur des 17. und 18. Jahrhunderts. Die im folgenden



Berlin, Jagdschloss Glienicke, Beleuchtungskörper im Park, Entwurf von Karl Friedrich Schinkel, nach 1824

Foto: Julier, Berlin

angeführten Beispiele aus der historischen Kunst sind nicht als direkte Vorbilder aufzufassen, sie belegen jedoch den starken Rückbezug auf die historische Kunst durch den Entwerfer des frühen 20. Jahrhunderts.

Der sich nach unten verjüngende Schaft des aus Gitterwerk aufgebauten Kandelabers mit einer (kleinen) Urne als Abschluss tritt in der Grundform z. B. im Chorgitter der Kirche „Val de Grace“ in Paris auf.<sup>1</sup> Zu Seiten des Gitters der „Cour Royale“ in Versailles ist eine ähnliche Formation zu finden, hier trägt sie Königskrone und -monogramm.<sup>2</sup> Durchbrochene Kandelaber mit abschließender Flammenurne bilden die eisernen Pfeiler am Portal der „École Militaire“ in Paris.<sup>3</sup> Die als Endungen eckig nach innen geführten Vierkanteisen der Kandelaberfüße sind in fast übereinstimmender Form am Taufbeckenständer der Stadtkirche in Ludwigslust/Mecklenburg vorgebildet. Der Taufbeckenständer

wurde von dem um 1800 tätigen norddeutschen Kunstschmied August Niens im Jahr 1804 geschaffen.<sup>4</sup> Möglicherweise hatte Bruno Schmitz sich auch von den steinernen Kandelabern mit den goldenen Kugeln im Schwetzingen Schlosspark anregen lassen. Diese Kandelaber waren während des 19. Jahrhunderts vom ursprünglichen (und heutigen) Standort in der Hauptachse des Gartens entfernt und bis 1918 im Hof des Schlosses aufgestellt worden, wo sie – nach einer technischen Umrüstung – als Beleuchtungskörper gedient haben.<sup>5</sup>

Beleuchtungskörper aus Metall in Kandelaberform mit einer künstlichen Lichtquelle als oberem Abschluss sind in historischen Gärten kaum dokumentiert, möglicherweise behelf man sich mit Fackeln, doch ist dieses Gebiet der Gartengeschichte bislang kaum erforscht. Im Garten des Jagdschlusses Glienicke bei Berlin sind einige solcher Leuchten erhalten. Der Entwurf dieser etwa zwei Meter hohen Lampen stammt sehr wahrscheinlich von Friedrich Schinkel, der ab 1824 mit dem Umbau des Schlosses beauftragt war.<sup>6</sup>

Alle die hier angeführten historischen Beispiele wollen zeigen, dass sich Bruno Schmitz ganz eindeutig und in bewusster Anlehnung an die Architekturformen des Rosengartens auf historische Formen der Gestaltung bezogen hat. Diese Formen hat er in seinem Sinne erneuert, so dass man zu seiner Zeit von einem „modernisierten Barock“ gesprochen hat.

In seltenen Fällen hat Bruno Schmitz bei der Ausstattung seiner Bauten – und dann auch nur für wenige Details – eine Formsprache gewählt, die (mehr oder weniger) in Formen des Jugendstils gehalten sind. Bei den Kandelabern kann man das ausschließlich in den kleinen Maskenfeldern mit den bärtigen Männerköpfen und bei dem Band mit den Ringhaken der vasenartigen Leuchtschirmhalterungen erkennen.

Der Mannheimer „Rosengarten“ und die Gestaltung des Friedrichsplatzes werden immer wieder von begeisterten Mannheim-Verehrern – ab etwa 1960/70 – als Inkunabeln des Jugendstils von europäischem Rang bezeichnet. Das mag man freundlich als liebenswerte lokalpatriotisch motivierte



Die rekonstruierten Gitterlampen kurz nach ihrer Aufstellung im Friedrichsplatz, Oktober 2006

Foto: Thomas Tröster

Panegyrik benennen, jedoch entspricht eine solche Einstufung dem Augenschein in keiner Weise.<sup>7</sup> Auch die Intention des Architekten steht ihr entgegen: Bruno Schmitz hatte seine Entwürfe für die Festhalle „Rosengarten“ und für den daran anschließenden großen Schmuckplatz unter das Motto „Carl Theodor“ gestellt und damit ganz eindeutig klar gemacht, dass seine Entwürfe in der Tradition barocker und spätbarocker Kunst und Architektur stehen, dass er aber durch die Kraft und die Qualität seines individuellen Ingeniums eigenständige Formen neu geschaffen hat, ohne einer modischen Kunstrichtung zu folgen.

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. Abb. 55 in: Adolf Brühning/Alfred Rohde: Die Schmiedekunst bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1922, S. 56.
- 2 Ebenda, Abb. 61, S. 62.
- 3 Ebenda, Abb. 134, S. 127.

- 4 Ferdinand Stuttmann: Deutsche Schmiedekunst, Band III/IV. Barock, Rokoko und Klassizismus, München 1930, Tafel 61. Der Verfasser dankt Herrn Pastor Dr. Matthias de Boor, Ludwigslust, für freundliche Hilfe.
- 5 Freundlicher Hinweis Dr. Carl-Ludwig Fuchs, Heidelberg.
- 6 Für freundliche Unterstützung und Auskünfte dankt der Verf. Frau Prof. Karla Julier, Berlin.
- 7 So zum Beispiel in: Mannheim-Lexikon, Mannheim u. a. 2006, S. 115.



Anschrift des Autors:  
Christmut Präger  
Am Gutleuthofhang 17  
69118 Heidelberg

# Köpfe und Knöpfe: Das Stadtarchiv Mannheim

Institut für Stadtgeschichte feiert sein 100. Jubiläum\*

Am 12. Mai 2007 feiert das Mannheimer Stadtarchiv – Institut für Stadtgeschichte mit einem großen Fest unter dem Motto „Köpfe und Knöpfe“ seinen 100. Geburtstag. Mit den Köpfen sind sowohl die Protagonisten der Stadtgeschichte als auch die Menschen im Archiv selbst gemeint – mit den Knöpfen jene uns heute immer selbstverständlichere Tastatur des Computers, mit denen wir die digital vorliegenden Informationen des Archivs abrufen können. Einige Wegmarken dieser Entwicklung einer städtischen Einrichtung, die heute als Kultur- und Verwaltungsinstitution mit einem reichhaltigen Informationsangebot aufwarten kann, seien nachfolgend kurz beschrieben und ein Ausblick in die nahe Zukunft gewagt.

## 1907–1945

Ein kluger Kopf, ein glanzvolles Jubiläum und ein verheerender Einschnitt

Wie in allen Städten, so entstanden mit Gründung Mannheims 1606/07 bereits die ersten amtlichen Unterlagen und Dokumente, die in eigenen Kisten und Schränken im Rathaus abgelegt wurden. Dieses Archiv war von Anfang an den Gefährdungen der Zeit ausgesetzt, und so kann es nicht wundernehmen, dass die zweimalige Zerstörung der Stadt schon im 17. Jahrhundert tiefe Überlieferungslücken gerissen hat. Manches Unglück trat hinzu. So wusste der Stadtrat Anfang des 18. Jahrhunderts bereits nicht mehr genau, ob die Stadt nun 1606 oder doch erst 1607 gegründet sei. Damals entschied sich der Rat, offenbar in Unkenntnis des Datums der Grundsteinlegung am 17. März 1606 – nach heutiger Zeitrechnung der 27. März 1606 –, die Verkündung der

Stadtprivilegien am 24. Januar 1607 als „Geburtsstunde“ der Stadt zu deklarieren und damit die bis heute gültige Tradition zu begründen. Entschuldigend für die „Gedächtnislücke“ der städtischen Verwaltungsspitze könnte man anführen, dass erst wenige Jahre zuvor bei einer Havarie auf dem Rhein bei Gernsheim ein Teil des Archivs, das sich an Bord des Schiffs gefunden hätte, verloren ging: *Einige Kisten, worinnen die Rathsacten gelegen, [... seien] sehr naß und verdorben, sonderheitlich aber die alte sowohl alß neue*



Stets ein Renner:  
Das Archivfest, hier eine Aufnahme von 2003

*uff Pergament hiesiger Statt Mannheimb gnädigst concedierte Privilegia gantz und gar verdorben und ruiniert.*<sup>1</sup>

Die enge Anbindung des Archivs an die Ratsschreiberei blieb charakteristisch für das 18. und 19. Jahrhundert. Im bürgerlichen Zeitalter erwachte zwar auch in Mannheim sehr wohl ein stadthistorisches Bewusstsein, doch die Aufgabe des Sammelns, Erschließens und Bewahrens stadthistorischer Zeugnisse über-



Prof. Dr. Friedrich Walter (1870–1956), Grafik von Peter Breithut um 1920

ließen die Ratsherren vorläufig lieber dem 1859 gegründeten Mannheimer Altertumsverein (MAV), auch wenn dessen Schwerpunkt auf dem prähistorischen Gebiet lag und er dazu eine Fülle an Ausgrabungen in der näheren und weiteren Umgebung von Mannheim vornahm.<sup>2</sup> Mit der Professionalisierung der städtischen Kommunalverwaltung unter dem tatkräftigen Oberbürgermeister Otto Beck (Amtszeit: 1891–1908) stellte sich immer dringlicher die Frage, welche Rolle das städtische Archiv und die Darstellung der eigenen Stadtgeschichte zukünftig spielen sollten. Eine Person geriet dabei rasch ins Blickfeld des Oberbürgermeisters: Prof. Dr. Friedrich Walter, der seit 1896 im Auftrag der Stadt das Archiv des Nationaltheaters geordnet hatte und seit 1900 für den Altertumsverein die monatlich erscheinenden „Mannheimer Geschichtsblätter“ herausbrachte.<sup>3</sup> Walter erhielt von Beck im Juni 1900 den Auftrag, zum Jubiläum 1907 eine mehrbändige zeitgemäße Stadtgeschichte vorzulegen. Der gebürtige Mannheimer löste diese Aufgabenstellung mit Bravour und trug als stellvertretender Leiter im städtischen Organisationskomitee erheblich dazu bei, dass Mannheim 1907 ein glanzvolles, reichsweit beachtetes Jubiläumsfest feiern konnte.

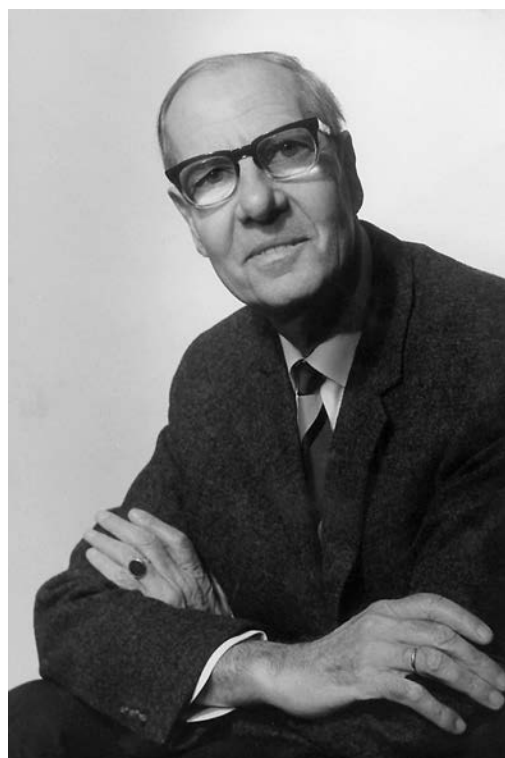
Während das Jubiläum im Laufe der Jahre wieder in Vergessenheit geriet, entfaltete Walters Stadtgeschichte nachhaltige Wirkung. Von den drei 1907 erschienenen Bänden stammten zwei komplett aus seiner Feder, die den Zeitraum von der nur naturkundlich bzw. archäologisch belegten Vorgeschichte über die mittelalterlichen Wurzeln des Dorfs Mannheim bis in das Jahr 1870 behandelten. Am 1. April 1907 wurde Friedrich Walter zum Leiter von Stadtarchiv und städtischer Bibliothek – gemeint ist die Verwaltungsbücherei – ernannt, was der Stadtrat rückwirkend im Juni abgesegnete.<sup>4</sup> Endgültig sicherte sich die Stadt damit die Dienste dieser Lichtgestalt der Mannheimer Geschichtsforschung. 1909 präzisierte der Stadtrat die Aufgabenstellung der neuen Einrichtung: Archiv und Bibliothek sollten in erster Linie *für die Bedürfnisse der städtischen Verwaltung, ... aber auch wissenschaftlichen Zwecken dienen* und ihr Leiter *die Pflege und Erforschung der heimatlichen Geschichte befördern*.<sup>5</sup> Ab 1909 im barocken Kaufhaus in N 1 untergebracht, das 1904–1910 zum Rathaus umgebaut wurde, litt das Archiv bereits vor dem Ersten Weltkrieg unter Raummangel, weswegen ihm 1926 auch in N 2, 4, dem Palais Riaucour, weitere Magazinräume zugewiesen wurden. Indes scheinen die Erschließungsarbeiten nur schleppend vorangegangen zu sein, zumal Walter, seinem beruflichen Wunschziel folgend, ab 1921 die zusätzliche Aufgabe eines Museumsdirektors übernahm und 1926 das Schlossmuseum eröffnen konnte. Als er 1935 altersbedingt in den Ruhestand trat, prägte ohnehin ein anderer „Geist“ die Spitze der Stadtverwaltung. Carl Renninger, von den Nationalsozialisten 1933 installierter Oberbürgermeister Mannheims, ließ den neu bestellten Stadtarchivar Wolfgang Treutlein wissen, *Mannheim habe überhaupt keine Geschichte, diese beginne erst mit ihm*.<sup>6</sup> Die erkennbare Arroganz, ja Ignoranz der Stadtspitze gegenüber den Mannheimer Geschichtszeugnissen – wie gegenüber den Kulturgütern und musealen Sammlungen insgesamt! – hatte fatale Folgen. Erst nach den verheerenden Bombenangriffen auf Mannheim im September 1943, bei denen große Teile des archivischen Bestands an Verwaltungsakten sowie die Hauptregistratur der Stadt ein Raub

der Flammen wurden, durften die kostbaren Ratsprotokolle, die bis 1661 zurückreichen, und andere Amtsbücher ins Salzbergwerk Heilbronn verbracht werden. Erhalten blieben auch alle seit Einführung der Meldepflicht 1807 angelegten Familienbögen und die Meldekartei – ein Fundus, der nicht allein für genealogische Anfragen von unschätzbarem Wert ist.

## 1945–1989

### Aufbau- und Umbruchjahre und ein „Fegefeuer für die städtischen Akten“

Nach dem Krieg waren Aufräumen und systematischer Neubeginn angesagt. Ab 1952 lag die Archivleitung in den Händen von Dr. Gustav (Gustaf) Jacob, dem ehemaligen Leiter des Schlossmuseums. Jacobs Aufgabe bestand darin, die geretteten Teile des Archivguts neu zu ordnen und gleichzeitig Ablieferungen von Altregistraturen aus anderen Verwaltungsstellen zu akquirieren. Mit dem Neubeginn der Nachkriegsjahre war die Chance verbunden, konzeptionell neue Wege zu gehen und auch eine klare Aufgabenteilung hinsichtlich der Bestände und Sammlungen zwischen Stadtarchiv, Altertumsverein und städtischem Museum vorzunehmen, zumal Jacob ab 1962 in Personalunion auch dem Reiß-Museum vorstand. Jacob handelte konsequent nach den von ihm entwickelten Abgrenzungskriterien, als er beispielsweise die schriftlichen Nachlässe, darunter auch den des Wagnerfreunds Emil Heckel, stets dem Archiv einverleibte. Gerade der Erwerb von Nachlässen und Quellenzeugnissen aus anderen Archiven und Museen in Kopie, d. h. die Anlage von Dokumentationen, wurde unter Jakob und seinem Nachfolger als Archivleiter, Dr. Johannes Bleich (Amtszeit: 1965–1975), konsequent fortgeführt. So entstanden umfangreiche Bestände zur Geschichte der Arbeiterbewegung, zu Widerstand und Verfolgung unter dem Nationalsozialismus und zum Schicksal der Mannheimer Juden. Doch anders als Jacob, der gerne Vorträge hielt und wissenschaftliche Aufsätze, z. B. in den von ihm betreuten „Mannheimer Heften“ publizierte, konzentrierte sich Bleich nahezu ausschließlich auf Fragen der Innenorganisation und der archivi-



Dr. Gustaf Jacob (1899–1978), Aufnahme ca. 1973

schen Querschnittsfunktion innerhalb der städtischen Verwaltung.<sup>7</sup> Eine umfassende Zeitgeschichtliche Sammlung mit über 450 000 Zeitungsausschnitten zu lokalen Personen- und Sachbetreffen wurde angelegt und die bis heute noch gültige organisatorische Struktur mit den beiden Abteilungen Zwischenarchiv und Historisches Archiv aufgebaut. Das Zwischenarchiv, in dem alle nicht mehr laufend benötigten Akten der Verwaltung betreut werden, gehört zu den Besonderheiten des Mannheimer Stadtarchivs. Bleich kannte diese Einrichtung aus seiner früheren Tätigkeit beim Bundesarchiv, das sich wiederum an den angelsächsischen Traditionen des *records managements* orientierte. Dort heißen derartige Einrichtungen auch *limbos*, was Vorhölle, Fegefeuer meint und darauf anspielt, dass nach Ende der gesetzlichen Aufbewahrungsfrist Verwaltungsakten archivisch bewertet werden: Entweder sind sie von dauerhaftem historischen oder rechtlichen Wert oder sie werden eben dem „Fegefeuer“ über-



Über 25 Jahre leitete Dr. Jörg Schadt das Mannheimer Stadtarchiv. Hier bei seiner Verabschiedung im September 2000.

antwortet, d. h. datenschutzgerecht vernichtet. Das Zwischenarchiv war und ist der organisatorische Schlüssel, um Mannheims Stadtarchiv als Ansprechpartner in allen Fragen moderner Schriftgut- und Dokumentenverwaltung und als unentbehrlicher Dienstleister und „Gedächtnis“ der eigenen Verwaltung zu positionieren. Gleichzeitig konnte unter Bleichs Nachfolger Dr. Jörg Schadt (Amtszeit: 1975–2000) das Stadtarchiv zu einer immer stärker wahrgenommenen Kultureinrichtung erweitert werden, die stadtgeschichtliches Bewusstsein weckte und Stadtgeschichte zu vermitteln verstand.<sup>8</sup> Denn, wie jüngst treffend formuliert wurde, *eine geschichtslose Stadt ist eine gesichtslose Stadt*.<sup>9</sup> Das Stadtarchiv trägt dazu bei, dem sichtbaren Gegenwartsbild Mannheims gleichsam Tiefenschärfe zu geben durch Informationen, Ausstellungen, Publikationen und Veranstaltungen und damit die Standortqualität zu stärken. Seit den 1970-er Jahren bis heute gab es in mehreren Veröffentlichungsreihen mehr als 100 Publikationen zu stadt- und regionalgeschichtlichen Themen heraus, organisierte Vorträge und Ausstellungen und betrieb auch filmische Dokumentation. Je erfolgreicher das Stadtarchiv dabei agierte, desto kritischer wurde seine Unterbringungssituation. Weder im Rathaus in E 5, noch in den Außenstellen, im Herschelbad bzw. in der Steubenstraße, waren genügend Raumreserven vorhanden, um die stetig wachsenden Bestände aufzunehmen.

## SEIT 1990

Räumliche Konzentration, „digitale Knöpfe“ und tatkräftige Köpfe

1989 zeichnete sich ab, dass die wachsende Raumnot des städtischen Archivs endlich ein Ende finden könnte. Nachdem verschiedene Lösungen diskutiert worden waren, erfolgte ab den 1990er Jahren die räumliche Konzentration des Archivs im stadteigenen Collini-Center. Dabei wurden auch die Außenstellen, etwa die Magazinräume des Zwischenarchivs in der Steubenstraße, sukzessive aufgelöst und Mitte der 90-er Jahre ins Collini-Center verlegt. Heute beherbergt das Stadtarchiv u. a. mehr als 3 km Bau- und 7 km sonstige Verwaltungsakten sowie Amtsbücher, Pläne und Karten, über 12 500 Plakate, 800 000 Fotos und Negative, 20 000 Ansichtskarten und Filmdokumente ab 1907, die für jedermann – im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen – einsehbar sind.

Unterstützung erfährt das Stadtarchiv von zwei Fördervereinen: dem 1989 von Kreisen der Architektenschaft und des Baugewerbes gegründeten Mannheimer Architektur- und Bauarchiv e. V. (MAB) und dem seit 1997 bestehenden Verein der Freunde des Stadtarchivs e. V. (VFS). Das MAB bemüht sich um die Ermittlung, Sicherung und Erschließung baugeschichtlicher Unterlagen und gibt als sein Jubiläumsgeschenk an die Stadt eine fünf-bändige, zuverlässig erarbeitete und anspruchsvoll gestaltete Dokumentation *Mannheim und seine Bauten 1907–2007* heraus. Der



Das Collini-Center, seit 1990 Sitz des Stadtarchivs – Institut für Stadtgeschichte

VFS versucht, alle an der Stadtgeschichte Interessierten zu gewinnen und fördert insbesondere Digitalisierungs- und Bestands-erhaltungsmaßnahmen sowie Publikationen. Mit der Veröffentlichung *Mannheimer Filmschätze 1907–1957. 14 historische Filme auf DVD* samt Begleitbroschüre gelang dem VFS erst jüngst ein großer Erfolg. Wachsende Mitgliederzahlen und zunehmende Mitarbeit ehrenamtlicher „Köpfe“ belegen die Attraktivität beider Fördervereine, die sich inhaltlich ergänzen und wechselseitig unterstützen. Ohne deren Engagement könnten viele Arbeiten unter dem Diktat leerer Kassen heute nicht mehr in Angriff genommen werden. Auf eine Vielzahl an Publikationen, Ausstellungen, Veranstaltungen aller Art müsste dann verzichtet werden. Besondere Förderer werden mit dem „Mannheimer Stein“, der traditionell am Tag der Grundsteinlegung, dem 17. März, vergeben wird, bzw. dem „Mannheimer Pfennig“ ausgezeichnet.

Seit dem 1. August 2004 führt das Stadtarchiv – in engster Absprache mit den Reiss-Engelhorn-Museen, mit denen Grundsätze einer engen und vertrauensvollen Kooperation

vereinbart wurden – bewusst den Namenszusatz Institut für Stadtgeschichte. Damit unterstreicht das Archiv seine Funktion als historisches Kompetenzzentrum für die Stadt Mannheim: Neben einer Vielzahl an Publikationen – allein ab 2001 sind nicht weniger als 35 Titel erschienen – hat das Institut auch gut besuchte Ausstellungen organisiert und in der Mannheimer Innenstadt mit dem Projekt *STADTPUNKTE – Stadtgeschichte vor Ort* unübersehbare Zeichen gesetzt.<sup>10</sup> Wenn es sich nun anschickt, eine völlig neue dreibändige Stadtgeschichte herauszubringen oder die gänzlich neu konzipierte stadtschichtliche Ausstellung im Zeughaus zusammen mit den Reiss-Engelhorn-Museen inhaltlich zu erarbeiten, so geschieht dies auch unter Einsatz modernster Informationstechnologie. Gerade dieser Bereich eröffnet dem Archiv erweiterte Möglichkeiten als Dienstleister für Verwaltung und Bürgerschaft. Mitte der 90-er Jahre wurde beispielsweise die Bauakteneinsicht vom damaligen Bauordnungsamt an das Zwischenarchiv übertragen, eine gemeinsame Datenbank aufgebaut und der gesamte Prozess optimiert. Dies brachte beiden Verwaltungseinheiten,



*Eine Dokumentation von besonderem Wert: Mannheim und seine Bauten 1907–2007*



Das Cover einer erfolgreichen Publikation: Die Mannheimer Filmschätze

nicht zuletzt aber den interessierten Bauherren und Architekten Vorteile. Zusammen mit anderen Verwaltungsstellen forciert das Stadtarchiv aktuell, um ein zweites Beispiel anzufügen, die stadtweite Einführung der elektronischen Akte und kümmert sich um Grundsatzzfragen einer effizienten Schriftgut- und Dokumentenverwaltung im Übergangszeitalter vom klassischen Brief/Fax zu elektronischen Mails, virtuellen Konferenzen bis hin zu Video- und SMS-Botschaften – übrigens ein sehr komplexes Feld, das mit den aktuell gängigen Schlagworten wie E-Government oder Workflow-Management beim Bürger eher Verunsicherung auslöst.

Auf dem Weg zu einer effizienten Innenorganisation der städtischen Verwaltung – wie es ja einst schon die Dienstanweisung von 1909 als archivisches Aufgabenfeld vorgeschrieben hatte – präsentiert das Stadtarchiv inzwischen der eigenen Verwaltung über das Intranet seine Bestände und bietet seine Dienste online an. So kann die Verwaltung etwa ihre zum Teil noch für die Allgemeinheit gesperrten Akten im Zwischenarchiv über einfache Stichwortsuche jederzeit ermitteln und online bestellen.

In absehbarer Zeit werden alle frei verfügbaren Bestände des Stadtarchivs auch im Internet über Titel und erschließende Stichworte für jeden Interessierten recherchierbar. Doch neben solchen Recherchemöglichkeiten werden immer mehr Archivalien auch komplett digitalisiert und damit auch direkt auf den heimischen PC übertragen. Damit wird das kulturelle Erbe der Vergangenheit in seinem

Wert nicht nur gestärkt, sondern überall verfügbar. Daraus erwächst dem Stadtarchiv – Institut für Stadtgeschichte ein weites Feld an neuen Möglichkeiten: Per PC und Drucker können ganze Bildserien und digitale Kopien bedeutender Schriftdokumente hergestellt werden, Schulklassen sich online auf die Suche nach Dokumenten zu stadtgeschichtlichen Themen begeben oder Online-Abfragen in einer Stadtchronik mit rund 30 000 Datensätzen erfolgen sowie über die Geschichte und Bedeutung der Mannheimer Straßennamen recherchiert werden. In nicht allzu ferner Zukunft dürften neben digitalen Bildern oder Akten auch Filme abrufbar sein. Insofern bleiben genügend Aufgaben für die nächste Generation von Knöpfen und Köpfen im Stadtarchiv, um alle Kundenwünsche zu befriedigen; und es gilt weiterhin jene einfache Weisheit, die Mannheims Oberbürgermeister Ludwig Ratzel so pointiert formulierte: *Archive wachsen nun einmal!*

#### Anmerkungen

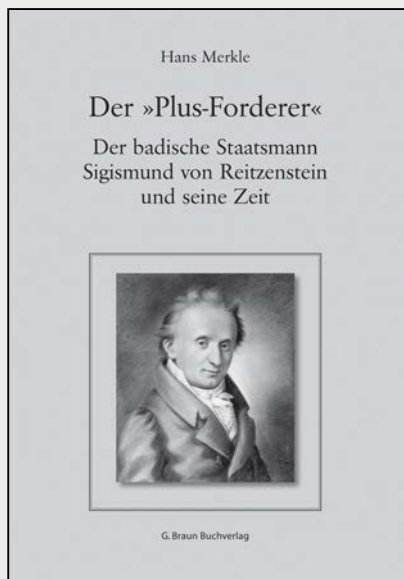
- \* Für Anregungen, Hinweise und kritische Durchsicht des Manuskripts gilt mein Dank den Kolleginnen und Kollegen am Stadtarchiv Mannheim – Institut für Stadtgeschichte, namentlich Herrn Michael Caroli, Frau Dr. Anja Gillen und Herrn Dr. Christoph Popp sowie für die Bildaufnahmen Frau Sarah Hähnle-Balastegui.
- 1 Zitiert nach Hanspeter Rings: Mannheim auf Kurs. Hafen- und Schifffahrtsgeschichte der Stadt an Rhein und Neckar (Kleine Schriften des Stadtarchivs Mannheim 20). Mannheim 2003, S. 39.
- 2 Das städtische Archiv galt damals als derart ungeordnet, dass der linksliberale Politiker und Stadthistoriker Heinrich von Feder im Zuge seiner Arbeit an der 1875 erschienenen Stadtgeschichte vorschlug, das städtische Archiv dem Altertumsverein zu übergeben, da dieser über geeignete Räumlichkeiten verfüge und die Aufbewahrung besser bewerkstelligen könne. Dies lehnte die Stadtverwaltung zwar ab, übergab aber regelmäßig alle erworbenen oder geschenkten Archivalien dem Altertumsverein zur Aufbewahrung, so dass im Archiv des MAV eine Gemengelage aus vereins-eigenen, städtischen und deponierten Unterlagen entstand. Auch erwarb der MAV regelmäßig städtische Archivalien, die im Lauf des 19. Jahrhunderts entfremdet worden waren und im Handel auftauchten, zum Teil auch mit städtischen Mitteln. 1922 ging im Rahmen der Übergabe der Vereinssammlungen auch das MAV-Archiv in den Besitz der Stadt über, wurde aber, soweit nachvollziehbar, mit dem städtischen Archiv nie räumlich zusammengeführt. Ein nicht unerheblicher Teil

- des MAV-Archivs ging zusammen mit den Beständen des Schlossmuseums im Zweiten Weltkrieg offenbar verloren. Näheres bei Christoph Popp: Der Mannheimer Altertumsverein 1859–1949. Regionale Forschungen, Sozialstruktur und Geschichtsbild eines historischen Vereins (Mannheimer Historische Forschungen 10). Mannheim 1996, S. 300–302.
- 3 Vgl. Christoph Popp: Friedrich Walter (1870 bis 1956). Historiker, Museumsdirektor und Demokrat. In: Mannheimer Geschichtsblätter, Neue Folge Bd. 5 (1998), S. 171–290.
  - 4 Zur Geschichte des Stadtarchivs Mannheim grundlegend: Jörg Schadt: 90 Jahre Stadtarchiv Mannheim. In: Mannheimer Geschichtsblätter, Neue Folge Bd. 4 (1997), S. 651–695 und Bd. 5 (1998), S. 651–695 (Abbildungsteil).
  - 5 Zitiert nach J. Schadt (wie Anm. 4), Dok., Nr. 5, S. 674.
  - 6 Zitiert nach J. Schadt (wie Anm. 4), Dok., Nr. 8, S. 678.
  - 7 Vgl. Ulrich Nieß: Nachruf auf Dr. Johannes Bleich (1913–2005). In: Mannheimer Geschichtsblätter, Neue Folge Bd. 12 (2005).
  - 8 Vgl. Ulrich Nieß/Michael Caroli: Jörg Schadt zum 65. Geburtstag – eine biografische Annäherung. In: Das Gedächtnis der Verwaltung und ein Haus der Geschichte. Stadtarchivarbeit im 21. Jahrhundert. Festschrift für Jörg Schadt anlässlich seines 65. Geburtstags. Mannheimer Geschichtsblätter, Neue Folge Bd. 9 (2002), S. VII–XII.

- 9 Vgl. das Positionspapier *Historische Bildungsarbeit als integraler Bestandteil der Aufgaben eines Kommunalarchivs*, das der Städtetag im Mai 2005 veröffentlichte, abrufbar unter [www.bundeskonferenz-kommunalarchiv.de](http://www.bundeskonferenz-kommunalarchiv.de).
- 10 Vgl. den Beitrag von Susanne Schlösser in diesem Heft.



Anschrift des Autors:  
 Dr. Ulrich Nieß  
 Leiter des  
 Stadtarchivs Mannheim –  
 Institut für Stadtgeschichte  
 Collini-Center  
 Collini-Straße 1  
 68161 Mannheim  
 Tel. 06 21/2 93-70 27  
 Fax 06 21/2 93-74 76  
[stadtarchiv@mannheim.de](mailto:stadtarchiv@mannheim.de)  
[www.stadtarchiv.mannheim.de](http://www.stadtarchiv.mannheim.de)



[www.gb-buchverlag.de](http://www.gb-buchverlag.de)

## Hans Merkle

### DER „PLUS-FORDERER“

Der badische Staatsmann  
 Sigismund von Reitzenstein  
 und seine Zeit

Maßgeblich seinem Verhandlungsgeschick ist es zu verdanken, dass Baden von einer Markgrafschaft zu einem deutschen Mittelstaat aufstieg.

384 Seiten, 9 Abbildungen, 2 Karten  
 ISBN 978-3-7650-8352-5, € 24,90

**G. BRAUN BUCHVERLAG**

# Der Mannheimer Luisenpark

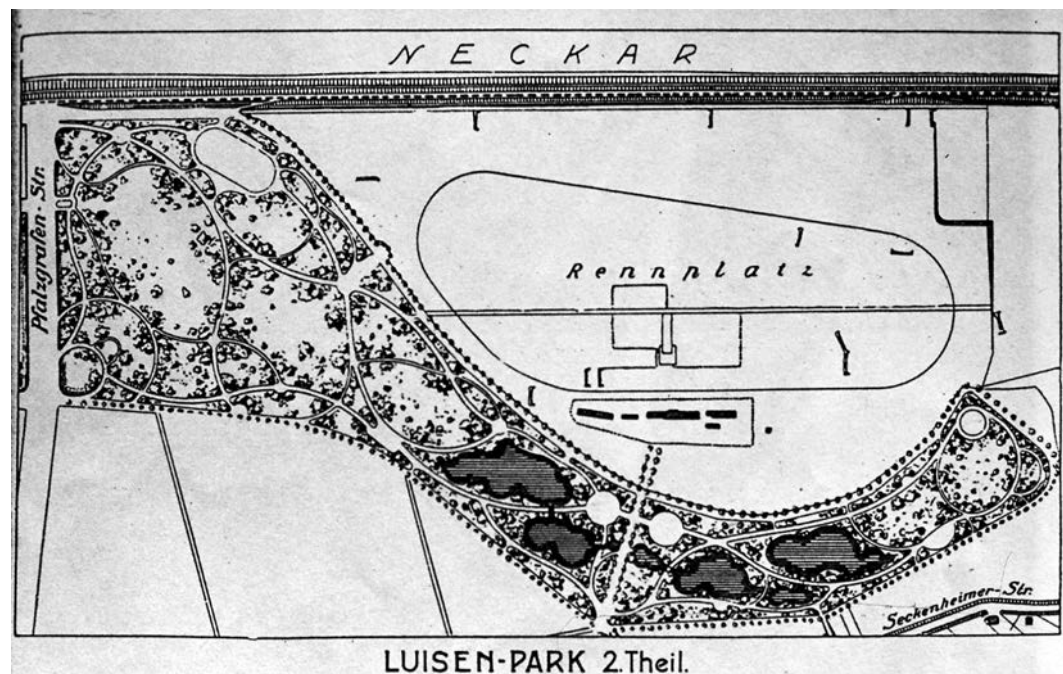
## Seine Entstehung und seine Entwicklung zu überregionaler Bedeutung

„Wenn ein Mannheimer auf einer einsamen Insel ausgesetzt würde und drei Wünsche offen hätte, etwas aus seiner Heimatstadt mitzunehmen, dann wären das wohl der Wasserturm, das Nationaltheater und der Luisenpark. Während aber Wasserturm und Nationaltheater schon seit Generationen ihren festen Platz im Bewusstsein der Mannheimer haben, hat der Luisenpark erst Mitte der siebziger Jahre den Durchbruch in die Spitzengruppe geschafft. Seit er 1975 Schauplatz der Bundesgartenschau war, ist der Park ein Stück Mannheim, das die Bürger in ihr Herz geschlossen haben.“

Dies schrieb 1980 Mac Barchet, bis 1992 allseits anerkannter Lokalchef des Mannhei-

mer Morgen. Bis aber dieser Park ein Aushängeschild Mannheims geworden war, in seiner Breitenwirkung sicherlich *das* Aushängeschild Mannheims, musste ein langer Weg zurückgelegt werden.

Angelegt wurde der Luisenpark im 1. Bauabschnitt – dem heutigen „Unteren Luisenpark“ – in den Jahren 1892 bis 1894 auf einer Fläche von 10 Hektar, und zwar nach den Plänen der Gartenkünstler Gebrüder Siesmayer, die übrigens auch den bekannten Palmengarten ihrer Heimatstadt Frankfurt gestaltet haben. Von 1897 bis 1903 kam dann bereits der 2. Bauabschnitt mit der Erweiterung nach Osten auf eine Gesamtgröße von 30



Plan des 2. Bauabschnitts (1897/03), später Oberer Luisenpark genannt, Kernstück des heutigen Luisenparks (Pfalzgrafen-Str. = Otto-Beck-Straße). Das Vorhaben wurde jedoch nur bis zu der als Querachse geplanten Allee und ohne die Weiher verwirklicht, das östliche Drittel entfiel ganz.

Stadtarchiv Mannheim

Hektar zur Ausführung, wobei allerdings entgegen der Planung das östliche Drittel nicht verwirklicht wurde. Dieses Erweiterungsgebiet – später „Oberer Luisenpark“ genannt – bildet das Kernstück des für die Bundesgartenschau 1975 vergrößerten und seitdem eingezäunten heutigen Luisenparks. Der „Untere Luisenpark“ dagegen blieb bis in die Gegenwart im Wesentlichen – zumindest größtmäßig – unverändert; er war und ist jederzeit frei zugänglich.

Schon längere Zeit vor 1892, dem Beginn des 1. Bauabschnitts, trug man sich mit dem Gedanken, im Osten der Stadt einen Park zu schaffen. Die Initialzündung im engeren Sinne ist aber dann wohl von dem Mannheimer Botaniker und Naturwissenschaftler Prof. Dr. Carl Wilhelm Casimir Fuchs ausgegangen. Er starb 1886 im Alter von erst 48 Jahren. In seinem Testament hatte er der Stadt stattliche 20 000 Mark zweckgebunden für einen neuen, der Öffentlichkeit zugänglichen Park vermacht. Freilich reichte dieser Betrag zur Finanzierung des 1. Bauabschnitts mit Gesamtkosten von 95 000 Mark nicht aus, er bildete aber einen guten Grundstock. Ein Granitfindling im östlichen Teil des Unteren Luisenparks hält die Erinnerung an den „Stifter des Grundstocks für den Luisenpark“ wach.

Wie aber sah das Baugelände für den geplanten Park aus? In der Gemarkungskarte Mannheim von Denis 1782 ist unmittelbar östlich der Festung Mannheim „Der Alte Neckar“ dargestellt. Auf dem von dieser ehemaligen Neckarschleife eingefassten Areal liegt das Gelände für den 1. Bauabschnitt. Die Erweiterung nach Osten (2. Bauabschnitt) schmiegt sich mit ihrer nördlichen Begrenzung an den Oberen Altneckar an, der im Plan von 1782 noch als intakte große Neckarschleife ausgewiesen ist, jedoch nach der Begradigung des Neckars zwischen Feudenheim und Mannheim (1792–1805) ebenfalls zum Altneckar wurde. Im Bereich des Altneckars bildeten sich weite, meist sumpfige Wiesen; Bäume gab es nur vereinzelt. Um ein Haar wäre dieses Gebiet eine Industrielandschaft geworden. Als nämlich 1865 der Mannheimer Unternehmer Friedrich Engelhorn die Badische Anilin- und Sodafabrik (BASF) gründete, beantragte er, seiner neuen Firma in den Neuwiesen 40 Morgen Land zu je

900 Gulden als Produktionsgelände zu überlassen. Der Bürgerausschuss der Stadt Mannheim lehnte dies jedoch mit 68:42 Stimmen ab, nachdem der Verein Chemischer Fabriken je Morgen mindestens 1000 Gulden geboten hatte. Für das Gelände von umgerechnet 14 Hektar wurde ein Versteigerungstermin festgesetzt und die von Engelhorn gewünschte Bedingung, dass vom Steigerer dort binnen Jahresfrist eine Fabrik im Wert von mindestens 300 000 Gulden zu bauen sei, sogar noch erheblich verschärft. Daraufhin erschien keiner der beiden Konkurrenten zum Versteigerungstermin. Engelhorn bekam auf seinen umgehend gestellten Antrag von der Stadt Ludwigs- hafen innerhalb weniger Wochen die Genehmigung, die BASF dort (also außerhalb von Baden) anzusiedeln – und die Stadt Mannheim blieb auf ihrem Gelände sitzen. Die Neuwiesen aber waren von der oben erwähnten Neckarschleife (Plan von 1782) umflossen und lagen damit genau im östlichen Bereich des heutigen Luisenparks. Damals verlor Mannheim einen großen und wagemutigen Unternehmer, gewann jedoch einen wichtigen Teil seiner künftigen Stadtqualität. Die BASF ist inzwischen mit ihren 700 Hektar rund 14-mal so groß wie der gesamte heutige Luisenpark mit seinen 51 Hektar (einschließlich Unterer Luisenpark). Die zwangsläufige Ausdehnung der BASF über die ursprünglich beantragten 14 Hektar hinaus hätte unter Umweltgesichtspunkten zumindest für den Osten Mannheims schlimme Folgen gehabt.

Doch wie kam der Luisenpark überhaupt zu seinem Namen? Zwei Jahre nach Fertigstellung des 1. Bauabschnitts erhielt der „Park im Osten der Stadt“ nach dem Stadtratsprotokoll vom 27. 11. 1896 die Bezeichnung „Luisenpark“ – als Geschenk der Mannheimer zum 58. Geburtstag der Großherzogin Luise von Baden am 3. 12. 1896. Geboren wurde sie als Prinzessin Luise von Preußen 1838 in Berlin. Ihr Vater war der spätere König von Preußen (1861–1888) und Deutsche Kaiser Wilhelm I. (1871–1888), ihre Mutter die ehemalige Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar-Eisenach, ihre Großmutter die Königin Luise von Preußen (und damit wohl ihre Namenspatronin). Bereits im September 1856 feierte die knapp 18-Jährige Hochzeit mit dem



Jugendbildnis der Großherzogin Luise von Baden

*Die Namenspatronin des Luisenparks: Jugendbildnis der schon mit knapp 18 Jahren durch Heirat zur Großherzogin von Baden aufgestiegenen Luise, zuvor Prinzessin von Preußen*

Generallandesarchiv Karlsruhe

wenige Tage zuvor zum Großherzog ausgerufenen Friedrich I. von Baden. Rasch wurde die junge Großherzogin zum Vorbild für den Dienst am Nächsten. Sie gründete den Badischen Frauenverein, der vor allem in den Kriegen 1870/71 und 1914/18 aufopferungsvoll arbeitete. Luise betreute ihr Sozialwerk im unmittelbaren Einsatz. Und dies auch noch als „Großherzogin im Ruhestand“, nachdem 1907 – noch während der ersten Mannheimer Gartenschau – ihr Mann gestorben und ihr Sohn als Friedrich II. von Baden Großherzog geworden war. Luise starb 84-jährig 1923 in Baden-Baden. Ein auf einem Steinsockel liegendes Bronzerelief mit ihrem Portrait und ihren Lebensdaten erinnert mitten im Luisenpark (nahe der Brunnenlandschaft) an die Namensgeberin.

1907 feierte die Stadt Mannheim ihr 300-jähriges Bestehen mit der „Jubiläumsausstellung Mannheim 1907 – Internationale Kunst- und Große Gartenbau-Ausstellung“

(1.5.–20.10.). Über 4,6 Millionen Besuche registrierten die Drehkreuze an den Eingängen. Bei dieser Art der Zählung wurden zwar auch alle Personen mit freiem Eintritt erfasst, z. B. die Dienstaussweis-Inhaber. Das schmälert aber nicht den „auch die kühnsten Erwartungen weit übertreffenden Erfolg“ für die Stadt mit ihren 170 000 Einwohnern. Noch nach Jahrzehnten sprach man in Mannheim von diesem Ereignis – und das war eine der Grundlagen für den Beschluss zur Durchführung der Bundesgartenschau 1975 (BGS). Doch davon später.

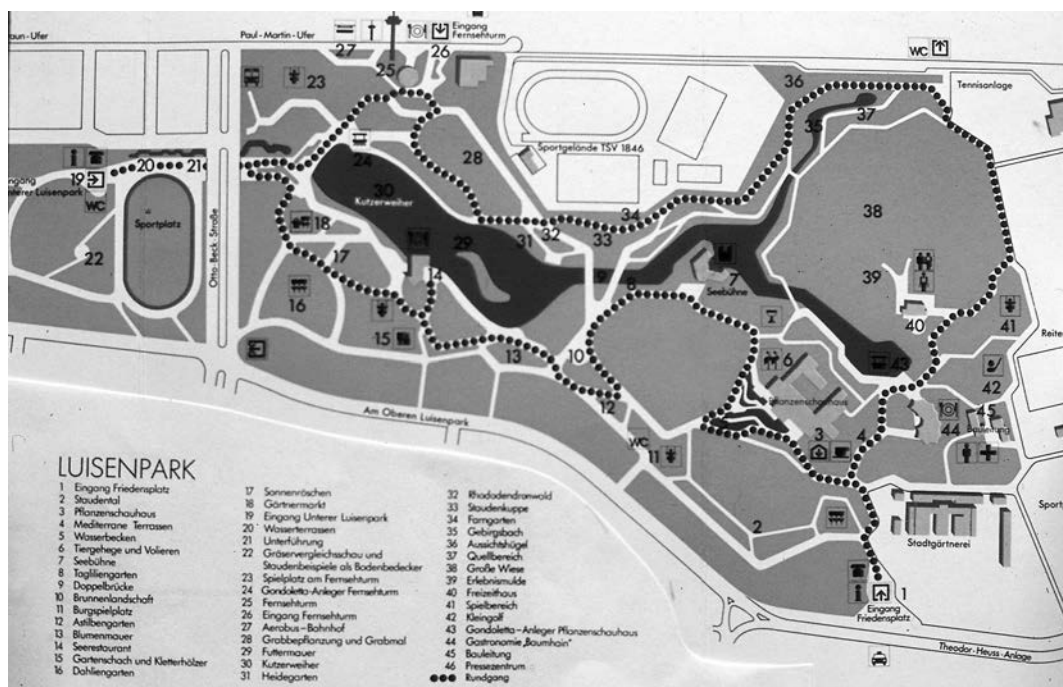
Direkt hatte die Gartenbauausstellung 1907, die auf einem Gelände von 35 Hektar östlich des Wasserturms entlang der (Kaiserin-) Augusta-Anlage stattfand, zwar nichts mit dem Luisenpark zu tun, dennoch hatte sie später positive Auswirkungen auf den Park. Um den noch von der Jubiläumsausstellung vorhandenen Palmenbestand unterzubringen und der Bevölkerung zugänglich zu machen, errichtete die Stadt 1909 eine Palmenhalle, und zwar bei der Stadtgärtnerei, die man Jahre zuvor direkt neben dem östlichen Ende des Luisenparks angelegt hatte. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Palmenhalle zerstört – sicherlich einer der Gründe, 1957/58 im Luisenpark das Pflanzenschauhaus mit Aquarium zu bauen, und dies ganz in der Nähe des Standorts der ehemaligen Palmenhalle. Bereits in den zwanziger Jahren war im Park durch Kiesentnahme für die Aufschüttung der Oststadt-Straßen der damals bis zu sieben Meter tiefe Kutzerweiher entstanden, benannt nach Theodor Kutzer, Mannheims Oberbürgermeister von 1914 bis 1928. Da jedoch der Wasserstand des Kutzerweihers von der Pegelhöhe des Neckars abhing, waren die Uferränder meist – wenn der Neckar nicht gerade Hochwasser führte – verschlammte und damit hässlich anzusehen.

Mit der Einweihung des Pflanzenschauhauses im Dezember 1958 begann die größere Bedeutung des Luisenparks, zumal damit auch die Parkpflege im heutigen Sinne einsetzte. Zuvor war der Luisenpark mit einem pflegeleichten Landschaftspark vergleichbar, dessen Wiesenflächen man nur zweimal im Jahr zur Heuernte mähte. 1959 wurde dann erstmals der „Blühende Herbst“ veranstaltet und bis

1969 viermal wiederholt. Bei jeder dieser Blumenschauen führte das Grünflächenamt im Park auch einige Verbesserungen durch. Bis zu der im Laufe der Vorbereitungsarbeiten für die BGS 1975 erforderlichen Schließung des „Oberen Luisenparks“ im Januar 1974 galt der Park zwar inzwischen schon als Mannheims gute Stube, mit ihren Gästen besuchten die Bürger der Stadt aber vor allem Heidelberg mit seinem Schloss und in Schwetzingen den Schlossgarten. Diese Rangfolge hat sich seit der Bundesgartenschau 1975 eindeutig zu Gunsten des Luisenparks geändert.

Entscheidende Voraussetzung und damit *erster Schritt* für den Aufstieg des Luisenparks zu *überregionaler Bedeutung* waren zwei Beschlüsse des Gemeinderates, nämlich zum einen die Grundsatzentscheidung im November 1969, die Bundesgartenschau 1975 durchzuführen, und zum anderen der Beschluss im Februar 1971, als Gelände für die Bundesgartenschau den Luisenpark und den Herzogenriedpark auszubauen. Eine Meisterleistung gelang den Planern (an der Spitze Horst Wagenfeld) mit der Umgestaltung und

Erweiterung des Luisenparks. Durch die Einbeziehung der zuletzt als Golfanlage genutzten früheren Rennwiese wurde das Gelände des „Oberen Luisenparks“ auf 41 Hektar vergrößert. Dadurch konnte die Wasserfläche des Kutzerweihers auf 3,6 Hektar verdoppelt, seine Länge von 300 auf 850 Meter fast verdreifacht und der Einbau einer Gondoletta-Anlage mit abwechslungsreicher Streckenführung ermöglicht werden. Voraussetzung für den Betrieb der Gondoletta-Anlage war die Auffüllung des Kutzerweihers auf eine Tiefe von nur noch 1,70 Meter und seine Abdichtung als Gewähr für einen gleich bleibenden Wasserstand, der außerdem eine reizvolle Uferbepflanzung zuließ. Durch die geschickte Modellierung des ursprünglich flachen Geländes erzielten die Planer eine ideale Ausgewogenheit zwischen großzügiger Weiträumigkeit und individueller Geborgenheit. Und sie verwirklichten die große Linie der Gesamtkonzeption, nämlich die Verbindung von kunstvoll gegliederter Parklandschaft mit einem auf den Park abgestimmten Tierbestand, mit vielseitigen Kinderspielflächen, mit einer großen Freizeitfläche



Der Luisenpark nach seiner Erweiterung 1971/75. Links ein Teil des offenen Unteren Luisenparks, der als 1. Bauabschnitt 1892/94 angelegt wurde und die Verbindung zwischen Innenstadt und Luisenpark herstellt.

Katalog Bundesgartenschau 1975

und mit abwechslungsreichen Veranstaltungen.

Von den zahlreichen weiteren Dauereinbauten in den Luisenpark im Rahmen der Vorbereitungen für die Bundesgartenschau (18. 4.–19. 10. 1975) seien hier nur die wesentlichsten erwähnt:

- Der städtebaulich und von seiner Anziehungskraft her für Mannheim ungemein wichtige Fernmeldeturm mit Drehrestaurant und idealer Sicht auf die für viele auswärtige Besucher erstaunlich grüne Stadt.
- Die Erweiterung des Pflanzenschauhauses um das Terrarium, die Ausstellungshalle und das Café (mit Terrasse).
- Die Seebühne und damit die Voraussetzung für vielseitige Veranstaltungen im Sommerhalbjahr.
- Das Seerestaurant mit Seeterrasse und Gartenhof.
- Die Weinstube mit Weinlaube. Sie sollte ursprünglich nach der Bundesgartenschau abgerissen werden, ist heute aber nicht mehr wegzudenken.
- Das Freizeithaus, das aus dem ehemaligen Golfclubgebäude entstand, und sein großer Außenbereich.
- Eine Serie kleinerer bis größerer Kinderspielflächen, die in ihrer Vielseitigkeit kaum Wünsche offen lassen.
- Die Unterführung Otto-Beck-Straße mit den Wasserterrassen, die seit 1993 leider nicht mehr in Betrieb sind. Durch diese Unterführung wurde eine ebenerdige, verkehrsfreie Fußgängerverbindung zum Unteren Luisenpark und damit zur Innenstadt hergestellt.
- Weiträumige Blumenbereiche mit farbenprächtigen Wechselblumen.

Das alles und noch manches mehr ergab ein solides Fundament für einen qualitativ hochstehenden Park von großem Erholungs- und Freizeitwert. Sehr erfreulich war zudem, dass der Kostenvoranschlag für die Investitionen im Luisenpark sogar um mehr als eine Million Mark unterschritten wurde: 29,7 Mio Mark waren für das Gelände und die Einbauten vorgesehen, hierbei sind die im Voraus genehmigte Preisgleitklausel und einige später beschlossene zusätzliche Maßnahmen berücksichtigt, beispielsweise die Kosten, die im

MM-Leser sagen ihre Meinung:

## Was soll nach der Gartenschau werden?

Ich bin dafür, daß die Parks eingezäunt bleiben und abends abgeschlossen werden. ☐ ja ☐ nein

Ich bin dafür, daß der Luisenpark künftig als Stadtpark geführt wird und Eintritt kostet. ☐ ja ☐ nein

Vorname: \_\_\_\_\_ Nachname: \_\_\_\_\_

Wohnort: \_\_\_\_\_

Straße: \_\_\_\_\_

Bitte kreuzen Sie Ihre Antwort an und senden Sie diesen Coupon mit genauer Absenderangabe an den „Mannheimer Morgen“, Mannheim, Marktplatz, Lokalredaktion. Unter den Einsendern, ganz gleich wie sie antworten, werden 25 Shell-Atlanten unter Ausschuß des Rechtsweges ausgelost.

*Meilenstein auf dem Weg zur vorbildlichen Nachnutzung einer Gartenschau: Bei der Umfrage des Mannheimer Morgen waren von 16 400 (!) Einsendern überzeugende 83% für einen eingezäunten Luisenpark und für kostenpflichtigen Eintritt.*

Mannheimer Morgen vom 20. 8. 1975

Zusammenhang mit dem Bau des ursprünglich nicht geplanten Fernmeldeturms von der Stadt anteilig zu tragen waren. Die Schlussabrechnung ergab jedoch nur einen Betrag von 28,7 Mio Mark. Diese Tatsache ging aber leider bei der Gesamtabrechnung der zweigeteilten Bundesgartenschau völlig unter, und zwar durch die eklatanten Mehrkosten beim Bau der Multihalle im Herzogenriedpark und durch die erhebliche Überschreitung der Kosten für die auf die BGS-Zeit beschränkte Aerobus-Verbindung zwischen dem Luisenpark und dem drei Kilometer entfernten Herzogenriedpark jenseits des Neckars.

Der *zweite wesentliche Schritt* zur heutigen Bedeutung des Luisenparks war dann die echte Begeisterung des weitaus überwiegenden Teils der 320 000 Mannheimer für ihre Bundesgartenschau. Sie dokumentiert sich zum einen in den verkauften 186 000 Dauerkarten und den insgesamt 8,1 Millionen Besuchen (ohne Personen mit freiem Eintritt, z. B. Dienstausweis-Inhaber und Kinder unter 6 Jahren). Dieses Ergebnis wurde übrigens von keiner der anderen Bundesgartenschauen, die seit 1951 alle zwei Jahre durchgeführt werden, bis heute erreicht, selbst nicht in Städten, die wesentlich größer als Mannheim sind. Die Rekordzahl der Besuche ist jedoch auch auf das große Interes-



*Blick auf den 1897/03 angelegten alten Teil des heutigen Luisenparks; neu seit 1975 sind hier jedoch der Fernmeldeturm und die Gondoletta-Anlage auf dem sanierten Kutzerweiher*

Foto: Karl Eisenhuth



*Symbol des zur Bundesgartenschau 1975 erweiterten Luisenparks: Der neue Haupteingangsbereich mit farbenprächtigen Fahnenhügel*

Foto: Karl Eisenhuth

se der auswärtigen Gäste zurückzuführen, was sich sogar in den Verkaufszahlen der Dauerkarten niederschlägt: 12% der 186 000 Dauerkarten wurden an den Vorverkaufsstellen außerhalb des Mannheimer Stadtgebietes erworben. Zum anderen fand diese Begeisterung schließlich ihren Ausdruck in der nachdrücklichen Forderung der interessierten Bevölkerung, den Luisenpark nach der Bundesgartenschau umzäunt zu lassen, als gebührenpflichtigen Stadtpark weiterzubetreiben und so die geschaffenen Anlagen auf hohem Niveau zu erhalten. Für alle sichtbar wurde dies zunächst in einer Vielzahl von Leserbriefen und dann in der Umfrage des Mannheimer Morgen vom 20. 8. 1975: Von 16 400 Einsendern waren 83% für einen eingezäunten Luisenpark und für kostenpflichtigen Eintritt!

Die Verantwortlichen waren noch bei der Eröffnung der Bundesgartenschau fest davon überzeugt, dass nach dem sommerlangen Fest die Zäune wieder fallen müssen. Der Wunsch der Bürger und eigene Erkenntnis veranlassten aber den Gemeinderat, sich am 21. 10. 1975 (zwei Tage nach dem Ende der Bundesgartenschau) für einen geschlossenen Luisenpark mit Eintrittsgebühr zu entscheiden. Damit war der *dritte wesentliche Schritt* für seinen weiteren Aufstieg getan. Etwas zögernd zwar, denn der Gemeinderat beschloss zwei Probejahre. Doch die Bevölkerung demonstrierte ihr Interesse an einem geschlossenen Luisenpark in überzeugender Weise: 1977 wurden 38 000 Jahreskarten erworben. Bis heute bewegen sich die Verkaufszahlen der

Jahreskarten für den Luisenpark um die 40 000, die Gesamtzahl der Luisenpark-Besuche lag in den letzten Jahren jeweils bei 1,2 Millionen.

Die klare inhaltliche Abgrenzung des Luisenparks zu reinen Parklandschaften (wie Schwetzingen), zu botanischen oder zoologischen Gärten, aber auch zu Freizeit- und Unterhaltungsparks (wie Haßloch) war ein Vermächtnis der Bundesgartenschau Mannheim 1975. Oberste Aufgabe der Nachnutzung des Luisenparks musste und muss es sein, diese Gesamtkonzeption, die sich in Mannheim als richtig und geglückt erwiesen hat, beizubehalten, nicht zu verwässern und möglichst zu vertiefen. Die Mannheimer BGS-Nachnutzung selbst wird seither bundesweit als mustergültig gepriesen. Hier muss erwähnt werden, dass auch der andere Geländeteil der BGS 1975, nämlich der Herzogenriedpark, auf Drängen und dann mit großem Zuspruch der Bevölkerung bis heute als geschlossener Stadtpark weiterbetrieben wird, obwohl er gegenüber dem Luisenpark nur die halbe Geländegröße und wesentlich weniger Substanzvorteile aufweisen kann.

Sofort nach der Bundesgartenschau wurden im Luisenpark etliche kleinere Rückbaumaßnahmen durchgeführt – wesentliche Änderungen waren im Gegensatz zu manchen anderen BGS-Geländen nicht nötig. Um die Anziehungskraft des Parks zu halten und sogar noch zu steigern, konnten seit 1977 im Rahmen der Nachnutzung folgende größere Projekte verwirklicht werden: Ein weiträu-

miger Wasserspielplatz. Je ein Gehege für Tiere des Bauernhofes, für Pinguine und für Eulen. Volieren in unterschiedlicher Größe. Ersatz des Festzeltes Baumhain durch eine Festhalle mit Gartenhof sowie Anbau für die Verwaltung. Ergänzung der Seebühne. Erweiterungen des Freizeithauses, des Seerestaurants (600 Plätze) und der Weinstube (350 Plätze). Ausbau des Staudentales zur Kunstachse (Heinrich-Vetter-Weg). Das Pflanzenschauhaus wurde mehrfach ergänzt, so vor allem durch die Erweiterung des Aquariums und des Cafés, durch je einen Anbau für das Schmetterlingshaus und für eine neue Ausstellungshalle, durch die Ausgestaltung der bisherigen Ausstellungshalle zu einem Kakteenhause und durch ein größeres Affengehege. Die Klangoase wurde angelegt und die Grüne Schule Luisenpark (biologische Themen) gegründet. Eine spektakuläre Großinvestition mit Anschubfinanzierung durch einen Nachlass von 1,6 Mio Mark brachte dem Luisenpark im Jahre 2001 eine weiträumige Teehausanlage mit Chinesischem Garten.

Von den zahllosen kleineren und mittleren Maßnahmen müssen hier noch einige erwähnt werden: Die Errichtung eines vierten Parkeingangs bei der Fichtestraße sofort nach der

Bundesgartenschau, die behinderten- und kinderwagengerechte Anpassung der Wege und der Ausgangsdrehkreuze, der Bau von Behindertentoiletten (die auch mit Wickeltischen für Kleinkinder ausgestattet wurden), ein noch breiteres Angebot an Spielplätzen (einschließlich Gartenschach), die Förderung der Ansiedlung frei fliegender Störche und die ständige Ergänzung der Ausstattung von Freiflächen mit Parkmobiliar (Hunderte von Stühlen und Liegen). In diesem Zusammenhang ist auch festzuhalten, dass der seit 1984 bestehende „Förderkreis Freunde des Luisenparks e. V.“ seither 17 kleinere bis mittlere Projekte mit zusammen fast 550 000 Euro (Mark in Euro umgerechnet) bezuschusst hat. Das selbstlose Engagement der inzwischen 1800 Mitglieder kann als weiterer Beweis dafür gewertet werden, dass der Luisenpark bei der Bevölkerung fest verwurzelt ist. Als höchster Zuschuss wurden vom Förderkreis in den Jahren 2003/04 für die Umgestaltung des Foyers im Pflanzenschauhaus 176 400 Euro zur Verfügung gestellt.

Das Pflanzenschauhaus mit all seinen Attraktionen bis hin zu den nunmehr alljährlich acht informativen Wechselausstellungen



*Das Pflanzenschauhaus mit Aquarium, Terrarium, Kakteenhause, Schmetterlingshaus, Ausstellungshalle und Café: Selbst im Winter oder bei ungünstigem Wetter Garant für einen erlebnisreichen Parkbesuch.*

Foto: Karl Eisenhuth



*Sinnbild für die Anziehungskraft des Luisenparks: Ein Storchenpaar in seinem Nest hoch über dem Park. 1985 siedelten sich hier erstmals Weißstörche an. Inzwischen wurde der Park im Sommerhalbjahr zum Zentrum des Lebensraums für über 100 Adebare, davon mehr als die Hälfte Nachwuchs. Mindestens zehn Storchenpaare geben ihre Nester nicht auf; sie überwintern im Luisenpark!*

Foto: Karl Eisenhuth

ist für die Funktion des Luisenparks als „Ganzjahrespark“ äußerst wichtig, weil dadurch auch bei ungünstigem Wetter und selbst im Winter ein interessanter und abwechslungsreicher Parkbesuch gewährleistet ist – von besonderer Bedeutung für die rund 1000 Busse, die alljährlich den Luisenpark ansteuern, den Ausflug aber stets mit vollem Wetterrisiko planen müssen. Ganzjährig sorgen auch immer wieder Veranstaltungen und Großereignisse dafür, dass der Park im Gespräch bleibt. Das sind in der Sommersaison vor allem Sommertagszug, Blumenpracht (faszinierende Tulpenblüte, farbenfroher Sommerflor, maleischer Herbst), Veranstaltungen auf der See- und Bühne und die beiden Parkfeste. In den Wintermonaten folgen nach dem Halloween-Spektakel der Sankt-Martins-Umzug und die

Krippe mit lebenden Tieren (einschließlich Weihnachtskonzert und Besuch der Heiligen Drei Könige). Sowohl in der Sommersaison als auch in den Wintermonaten finden Veranstaltungen im Freizeithaus und in der Festhalle Baumhain statt.

Ein weiterer großer Schritt für die überregionale Bedeutung des Luisenparks ist leider nicht vollzogen worden. Für das Jubiläumsjahr 2007 („400 Jahre Stadt Mannheim“) war bereits durch den Optionsvertrag von 1991 die Durchführung der Bundesgartenschau 2007 für Mannheim gesichert. Hierbei sollte der Luisenpark zumindest einbezogen sein. 1995 wurde jedoch der Vertrag aus finanziellen Gründen gegen eine Abstandszahlung von 230 000 Mark zurückgegeben – und so darf man gespannt sein, ob das Jubiläumsjahr 2007 in Mannheim eine ähnliche Aufbruchstimmung bewirken kann wie die legendären Jahre 1907 und 1975. Sicherlich wird aber der Luisenpark in seiner Breitenwirkung weiterhin das Aushängeschild Mannheims bleiben. Dafür spricht schon die Vielseitigkeit des Angebots: Parklandschaft/Botanischer Garten, Tierbestand, Kinderparadies, Freizeitvergnügen, Veranstaltungen, Kunst, Information und Gastronomie. Dieses harmonische Spektrum hat bereits im Oktober 1978 und nochmals im Juli 1986 dazu geführt, dass in der Fachzeitschrift „Deutscher Gartenbau“ das festgestellt wurde, was Laien und Fachleute im Luisenpark immer wieder neu empfinden: Der Luisenpark ist eine der schönsten Parkanlagen Europas. Möge es trotz Finanznot gelingen, diesen Stand zu halten und zu vertiefen; zur Freude und Erholung der Mannheimer und ihrer Gäste aus nah und fern.

Stand: März 2006



Anschrift des Autors:  
Karl Eisenhuth  
Belfortstraße 16  
68199 Mannheim

# Das 300-jährige Stadtjubiläum Mannheims 1907

## Selbstdarstellung einer Großstadt im Urbanisierungsprozess

1707 jährte sich zum hundertsten Mal ein Datum, das die Mannheimer Bürgerschaft als grundlegend für ihre Stadtgeschichte begriff. Das vormalige Dorf, nunmehriger Standort einer kurpfälzischen Festung und Objekt ehrgeiziger Residenzpläne des Landesherren, hatte am 24. Januar 1607 die Stadtprivilegien verliehen bekommen. Schon die hundertjährige Wiederkehr des Ereignisses feierten die Mannheimer mit gnädiger Erlaubnis der kurpfälzischen Regierung in aufwändigem Stil.<sup>1</sup> Zurückblickend auf schwierige Zeiten nach der Zerstörung im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1688/89 und geprägt von verhaltenem Optimismus beging man den Feiertag mit festlichen Gottesdiensten. Mehrere Umzüge verwiesen auf die notwendige militärische Standhaftigkeit des Gemeinwesens. Auftritte der Bäcker- und Küferzunft gaben wohl der Hoffnung Ausdruck, dass das Schicksal in Zukunft die Stadt mit genügend Brot und Wein beschenke. Auch das zweihundertjährige Jubiläum der Stadtgründung fiel 1807 nicht eben in politisch und wirtschaftlich ruhige Zeiten. Das Aussterben der bayerischen Wittelsbacher hatte dem pfälzischen Kurfürsten im Erbgang Kurbayern beschert und ihn 1778 dazu veranlasst, den Hof nach München zu verlegen. Die Kriege im Gefolge der Französischen Revolution bedrohten nur kurze Zeit später eine Stadt, deren schwindende Bevölkerungszahl ein beredtes Zeugnis vom Rückgang ihrer Wirtschaftskraft ablegte. Durch den Übergang der ehemaligen stolzen kurpfälzischen Residenz an Baden (1802) und den Untergang des Alten Reiches (1806) mutierte Mannheim schließlich unfreiwillig zur zweiten Stadt hinter Karlsruhe in einem durch Napoleons Gnade groß gewordenen Mittelstaat. Ent-

sprechend „maßvoll“ fielen die städtischen Bemühungen aus, das zweihundertjährige Stadtjubiläum zu begehen.<sup>2</sup> Zwar beschloss man in bewusster Anknüpfung an die Feierlichkeiten 100 Jahre zuvor, Dankgottesdienste abzuhalten und verband diese mit der Hoffnung auf bessere Zeiten. Gleichzeitig aber nutzte die städtische Obrigkeit das Stadtjubiläum, um der Organisation des städtischen Armenwesens mit Hilfe bürgerschaftlicher Spendenfreude auf die Sprünge zu helfen. Und so zeigen die beiden Mannheimer Feierlichkeiten von 1707 und 1807 typische Merkmale auch moderner Stadtjubiläen: Sie dienen – „neudeutsch“ gesprochen – der Standortpolitik und dem Stadtmarketing, künden vom Selbstverständnis eines kommunalen Gemeinwesens, sollen wirtschaftliche Impulse setzen und gleichzeitig dazu beitragen, Bürgerstolz in bürgerschaftliches Engagement einzuspeisen.<sup>3</sup> Das dreihundertjährige Stadtjubiläum Mannheims im Jahr 1907 lässt sich im Rahmen dieser Aufgabenbestimmung städtischer Feierlichkeiten als beispielhaftes „Event“ begreifen. Es krönte einen rasanten Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozess, dessen Ausmaß die Einwohner Mannheims hundert Jahre zuvor kaum erwarten konnten.

### MANNHEIM IM URBANISIERUNGSPROZESS

Wenig hatte anlässlich des zweihundertjährigen Stadtjubiläums darauf hingedeutet, dass der wirtschaftliche Niedergang der Stadt nicht von Dauer sein würde. Tatsächlich „dümpelte“ Mannheim noch einige Jahrzehnte wirtschaftlich mehr schlecht als recht vor sich hin. Als Witwensitz von Stephanie Beauharnais, einer

Adoptivtochter Napoleons und nunmehrigen Witwe des badischen Großherzogs, die von ihren badischen Verwandten mehr geduldet als geliebt wurde, gefiel sich Mannheim trotz aller devoter Grußadressen nach Karlsruhe in nach wie vor eher kritischer Distanz zum neuen Landesherren. Dass hier die 1848er Revolution ein Zentrum hatte, dürfte für die diplomatische Verbindung nach Karlsruhe nicht unbedingt förderlich gewesen sein. Doch solche Zeichen eines „gestörten“ Verhältnisses verschwanden in dem Maße, in dem Mannheim wirtschaftlich in Baden eingebunden wurde und schließlich gegen Ende des 19. Jahrhunderts als die Industrie- und Handelsmetropole Badens überregionale Bedeutung erlangte.

Badens Beitritt zum Zollverein (1835), die Eröffnung des neuen Rheinhafens und der Anschluss an die Eisenbahn (beides 1840) lassen sich als erste Meilensteine des Eintritts der ehemaligen kurpfälzischen Residenz ins Industriezeitalter benennen. Die Einführung der Dampfschleppschiffahrt machte Mannheim zum Endpunkt des schiffbaren Rheins und Umschlagspunkt des Gütertransports auf die Bahn. Beträchtliche Investitionen des badischen Staates in den Ausbau des Handelshafens und des Güterbahnhofes in den 1870er Jahren, Erweiterungen der Hafenanlagen, der Bau des Industriehafens mit Hilfe städtischer Investitionen und des Rheinauer Hafens seit den 1890er Jahren ließen im Raum Mannheim die zweitgrößten Binnenhafenanlagen Europas entstehen. Doch nicht nur der Handel und mit ihm das Mannheimer Handelsbürgertum blühten. Seit den 1860er Jahren gelang es zunehmend auch der Industrie, an dem durch seine natürlichen und gebauten Verkehrswege begünstigten Standort Fuß zu fassen. Am Ende des 19. Jahrhunderts hatten Maschinenbau, chemische, Papier-, Gummi- und Celluloid-, Nahrungs- und Genussmittelindustrie in Wirtschaftskraft und Arbeitsplätzen mit dem Handel gleichgezogen bzw. diesen überholt. Im Jubiläumsjahr wies die Berufszählung für Mannheim (inklusive Käfertal, Waldhof und Neckarau) allein 4 Fabriken mit mehr als 1000 Beschäftigten aus; weitere 45 Unternehmen verzeichneten zwischen 200 und 1000 Arbeitsplätzen. Parallel zur wirtschaftlichen Entwick-

lung und Urbanisierung hatte sich in der ehemaligen kurpfälzischen Residenz eine leistungsfähige kommunale Selbstverwaltung etabliert und professionalisiert, die mit engagierten infrastrukturellen und sozialpolitischen Maßnahmen den Wandel Mannheims zur Großstadt begleitete.

Mit dem rasanten industriellen Wachstum veränderte sich die Bevölkerung der Stadt nicht nur zahlenmäßig, sondern auch in ihrer Zusammensetzung. Hatte man zur Zeit der Reichsgründung knapp 40 000 (mit den späteren Eingemeindungen knapp 50 000) Einwohner gezählt, so stieg ihre Zahl bis 1905 auf etwa 140 000 (bzw. 169 000) an. Besonders beeindruckende Zuwachsraten weist die Mannheimer Bevölkerungsstatistik zwischen 1885 und 1890 bzw. 1895 und 1900 auf.<sup>4</sup> Im letztgenannten Jahrzehnt wuchs die Einwohnerschaft gar um etwa ein Drittel. Seit 1894 zählte Mannheim statistisch zu den Großstädten des Deutschen Reiches; 1871 auf Platz 41 in der Städte-/Bevölkerungsstatistik kletterte die junge Industriemetropole bis 1905 auf Rang 26. Die Sogwirkung der Industrie war beeindruckend; ihre Arbeitsplätze lockten nicht nur junge Wanderer aus dem badischen Hinterland, sondern aus dem gesamten Deutschen Reich. Und so waren um 1900 nur noch 4 von 10 Einwohnern gebürtige Mannheimer. Dass die Mehrheit von ihnen sich über Arbeit in der Industrie und den Handel ernährte, ist nicht weiter verwunderlich. Über 30 000 Arbeiter verdienten im Jubiläumsjahr ihr Brot in der „Quadratstadt“. Sie alle drückten auf den Wohnungsmarkt, der trotz aller baulichen Stadterweiterungen nicht in der Lage war, die wachsende Bevölkerung in ausreichendem Maße mit preisgünstigem Wohnraum zu versorgen. Viele Arbeiter und Angestellte der neuen Erwerbszweige wurden in den heftigen wirtschaftlichen Konjunkturauf- und -abschwüngen des Kaiserreichs von Arbeitslosigkeit bedroht und entsprechend hoch war die Mobilität dieser krisenanfälligen sozialen Gruppierung. Nicht wenige von ihnen waren auch bereit, für die Verbesserung ihrer Arbeitsverhältnisse und Löhne zu streiken; dies belegt die Streikstatistik.<sup>5</sup> Ihnen stand ein Wirtschafts- und Bildungsbürgertum gegenüber, dessen Sinn keineswegs nur auf die Steigerung

der eigenen Einnahmen und Gewinne gerichtet war. Die bürgerliche Oberschicht, in die sich ohne größere Probleme auch das lokale jüdische Wirtschaftsbürgertum einzugliedern schien, fühlte sich vielmehr mit den Geschicken der eigenen Heimatstadt eng verbunden. Man zeigte sich weltoffen, liberal, auch sozial und engagierte sich in vielfacher Weise für die Verbesserung der Lebensverhältnisse der vom Schicksal weniger begünstigten Bevölkerungskreise. Und mit jungem bürgerlichem Selbstbewusstsein stellte man der alten Hofarchitektur vergangener Zeiten auch städtebaulich „stolz und siegesbewusst das neue Mannheim“ entgegen.<sup>6</sup> Anschaulich setzt das Wasserturmareal die Vision der urbanen Bürgerstadt in Szene. An der Querachse der Planken, im 90-Grad-Winkel zum Schloss und der Breiten Straße gelegen, verkörperte der 1889 fertig gestellte Wasserturm die Beherrschung moderner Technik und professioneller kommunaler Leistung im Dienste der städtischen Bevölkerung. Ihm beigesellt war auf der einen Seite der 1903 erbaute Rosengarten, der Ort der bürgerlichen Geselligkeit und Partizipation schlechthin. Gegenüber wurde 1906 rechtzeitig zum Stadtjubiläum der Bau der Kunsthalle in Angriff genommen. Anders als ihr Vorläufer im Alten Reich, die kurfürstliche Gemäldesammlung, sollte sie nicht dem ästhetischen Genuss und der Demonstration dynastisch legitimer Herrschaft dienen, vielmehr als Ausstellungshalle bürgerlichen Kunstsinn repräsentieren und kunsterzieherische Aufgaben für ein breites Publikum übernehmen.

## IMAGEPROBLEME UND LÖSUNGSWEGE

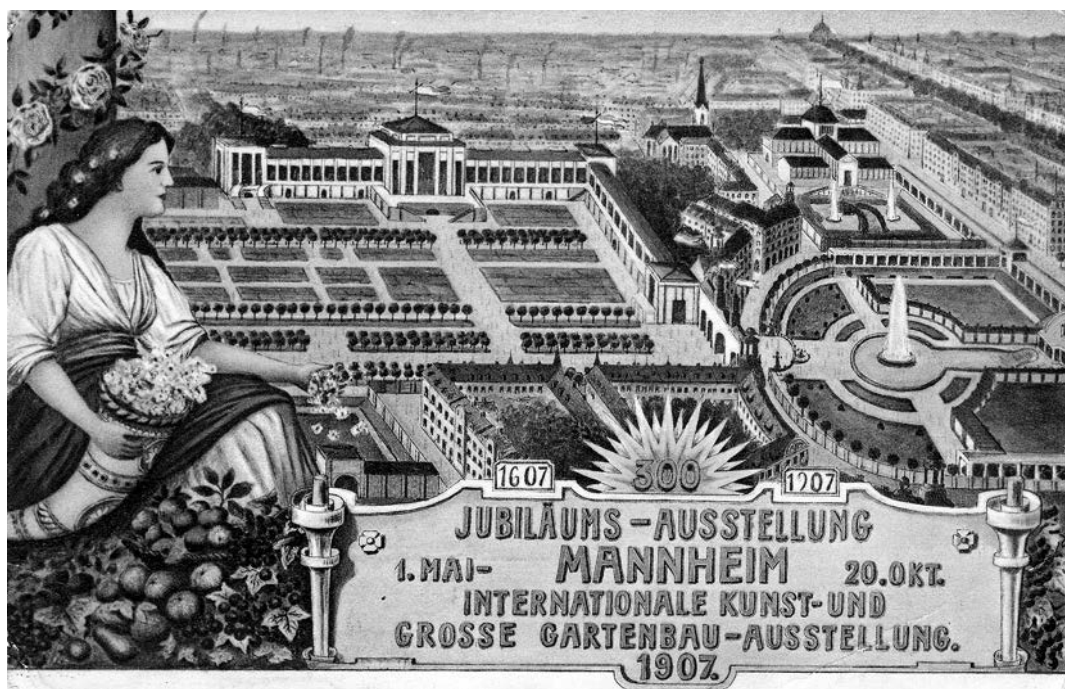
### Das Stadtjubiläum 1907

Aber Mannheim hatte offensichtlich ein Imageproblem. Nicht nur manche alten Mannheimer trauerten wehmütig den vergangenen kurpfälzischen Zeiten nach und beklagten den Abstieg Mannheims zur „bedeutungslosen Provinzialstadt“ nach ihrem Übergang an Baden. „Manch einer, der unserer Stadt nicht freundlich gesinnt war“, so Sigmund Schott, engagierter Statistiker in städtischen Diensten, „bemüht sich denn auch, ihr den Ruf der Leb-

losigkeit zu verschaffen.“<sup>7</sup> Dass sich trotz allen Wirtschaftsaufschwungs der Ruf der Stadt über den Südwesten des Deutschen Reiches hinaus auch um die Jahrhundertwende noch nicht grundlegend verbessert hatte, lässt sich beispielsweise an einem Artikel ablesen, der 1907 in der „Gartenlaube“ veröffentlicht wurde. „Die vielgeschmähte, als langweilig verschriene ‚Quadratstadt‘ Mannheim, die sich infolge ihrer günstigen Lage am Zusammenfluss von Rhein und Neckar zur bedeutendsten Handels- und Industriestadt Badens und zu einem Hauptsitz des Getreidehandels von ganz Europa aufgeschwungen hat, feiert eine große Zeit: das dreihundertjährige Jubiläum ihrer Stadtwerdung,“ heißt es da. Und weiter: „Es ist noch nicht allzu lange her, da wurde der Mannheimer Ruderklub, der in Berlin die großen Preise errang, von den Reichshauptstädtern gefragt, wo ‚dieses Mannheim‘ denn eigentlich läge. Und die Antwort lautete sehr bezeichnend: ‚bei Heidelberg‘.“<sup>8</sup> Das Stadtjubiläum bot eine günstige Gelegenheit, dem Image der ehrgeizigen südwestdeutschen Industriemetropole auf die Sprünge zu helfen und gleichzeitig Impulse für die kommunale Entwicklung zu setzen. Die Mannheimer Stadtvorden beschlossen, das Jubiläumsjahr nicht ungenutzt verstreichen zu lassen. Rund zwei Jahre vor Beginn des Jubiläums begannen sich Bürgermeister, Gemeinderat und Bürgerschaft, schließlich auch die interessierte Öffentlichkeit mit der Frage zu beschäftigen, wie das Fest angemessen zu begehen sei. Das große Zauberwort der Zeit hieß „Ausstellung“. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts machten die Weltausstellungen von sich Reden. Sie fanden üblicher Weise an ohnehin begünstigten Standorten statt, doch auch London (1851) und Paris (1867), Philadelphia (1873) oder Chicago (1893) – um nur einige Beispiele zu nennen – wussten die Ausstellungen nicht zuletzt für infrastrukturelle Maßnahmen und Tourismus zu nutzen.<sup>9</sup> Den großen Vorbildern eiferten seit den 1890er Jahren verstärkt auch die weniger berühmten Städte nach. So war eine „große deutsche Gartenbauausstellung“ 1900 in Dresden zu besichtigen.<sup>10</sup> Anlässlich des 50-jährigen Regierungsjubiläums Seiner Kgl. Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden machte Karlsruhe mit einer Gartenbauaus-

stellung von sich reden,<sup>11</sup> die selbstverständlich von einer „Jubiläums-Kunst-Ausstellung“ begleitet wurde.<sup>12</sup> Ein Jahr später veranstaltete Düsseldorf eine internationale Kunstausstellung in Kombination – wundert's – mit einer Gartenbauausstellung.<sup>13</sup> Oldenburg, die Hauptstadt des gleichnamigen Großherzogtums, war 1905 Standort der „Landes-Industrie- und Gewerbe-Ausstellung“, verbunden mit einer nordwestdeutschen Kunstausstellung und einer Ausstellung kunstgewerblicher Altertümer.<sup>14</sup> Endlich feierte Nürnberg 1906 100 Jahre bayerisches Königreich und sich selbst mit der „Bayerischen Jubiläums-Landes-Industrie-Gewerbe- und Kunstausstellung“.<sup>15</sup> Was lag also näher, als das Mannheimer Stadtjubiläum zum Anlass für eine eigene Ausstellung zu nutzen? Schon im Jahr 1904 meldeten sich engagierte Kreise zu Wort und planten, dem einheimischen Gewerbe sowie den Kunschtchaffenden ein Ausstellungsforum zu bieten. Der Verband badischer Gärtner forderte eine Gartenbauausstellung. Der lokale Kunstgewerbeverein wünschte ein Präsentationsforum für die einheimischen Künstler. Kurzfristig diskutierte

auch die einheimische Industrie das Projekt einer Gewerbeausstellung. Doch die städtischen Führungsgremien, insbesondere Oberbürgermeister Otto Beck, dachten eher an ein ehrgeiziges kulturelles Ereignis mit überregionaler Ausstrahlungskraft, das nicht nur die Interessen der einheimischen Gewerbetreibenden und Kunschtchaffenden befriedigen, sondern dem Mannheim-Image weit über die badischen Landesgrenzen hinaus Auftrieb verschaffen mochte. Mit Eifer betrieb Otto Beck die Idee einer internationalen Kunstausstellung. Sie sollte mit Exponaten von hoher Qualität bestückt werden, konnte auf diese Weise zahlreiche Fremde in die Stadt locken und einen Baustein zum Aufbau einer städtischen bleibenden Kunstausstellung mit überregionaler Bedeutung darstellen. Auf diese Vision einigten sich Stadtrat und Bürgerausschuss im Jahr 1905. Eine großzügige Stiftung seitens einer Mannheimer Bürgerin ermöglichte den Bau der Kunsthalle. Auch die erst verschmähte Idee einer Gartenbauausstellung wurde wieder aufgegriffen, denn: „Solche Ausstellungen erfreuen sich immer einer außerordentlichen Popularität und



Postkarte zum Stadtjubiläum

haben überall, wo sie veranstaltet wurden, eine große Anziehungskraft ausgeübt.<sup>16</sup> Und die übergeordnete Zielrichtung des Marketingprojekts Stadtjubiläum gab schließlich Otto Beck in einer öffentlichen Ansprache kurz vor der Jahreswende vor. Fast beschwörend erklärte er, es ginge mit bei dem geplanten Vorhaben um nichts weniger als „um die Ehre der Stadt Mannheim, und jeder wackre Bürger Mannheims ist verpflichtet, zu seinem Teil zum guten Gelingen mitzuwirken. [...] Nicht bloß große materielle Vorteile und finanzieller Gewinn für die Einwohnerschaft stehen dabei in Frage, sondern vor allen Dingen idealer Gewinn für die Bewohner unserer Heimatstadt. Unsere Enkel und Urenkel sollen Kunde haben von dem Opfersinn und dem Zusammenhalt in der Bürgerschaft. Darum alle Mann an Bord! Jeder suche zu seinem Teile dazu beizutragen, dass das Unternehmen gelingt! Mit vereinten Kräften wollen wir der Welt zeigen, was Mannheim ist und was es bedeutet.“<sup>17</sup> Die Organisation der „Jubiläumsausstellung Mannheim 1907, Internationale Kunst- und große Gartenbauausstellung“ wurde einer Gesellschaft übertragen, schließlich – so Friedrich Walter – könne eine Gesellschaft sehr viel flexibler agieren und reagieren als die kommunale Verwaltung. Die Gesellschafter waren mit Bedacht ausgewählt worden.<sup>18</sup> Sie verbanden kommunalpolitischen und künstlerischen Sachverstand mit Wirtschaftskraft, bürgerschaftlichem Engagement und einem breit gestreuten Beziehungsnetz. Über 300 badische bzw. Mannheimer Honorationen und weitere Experten aus dem deutschen „Ausland“ band das Ausstellungskomitee in die Planung des Projekts mit ein. Als besonders geglückte Wahl sollte sich schließlich herausstellen, dass Friedrich Walter zum Zuständigen für das Presse- und Reklamewesen bestimmt wurde. Der für die Stadtgeschichte engagierte und später als Archivleiter tätige Mannheimer entfaltete eine beeindruckendes Feuerwerk von Werbeaktionen; sie müssen den Vergleich mit Maßnahmen nicht scheuen, die heute als Pflege des Standortimages oder Stadtmarketing diskutiert werden.

Der Ausstellungsvorstand legte schließlich für den ins Auge gefassten Jubiläumszeitraum

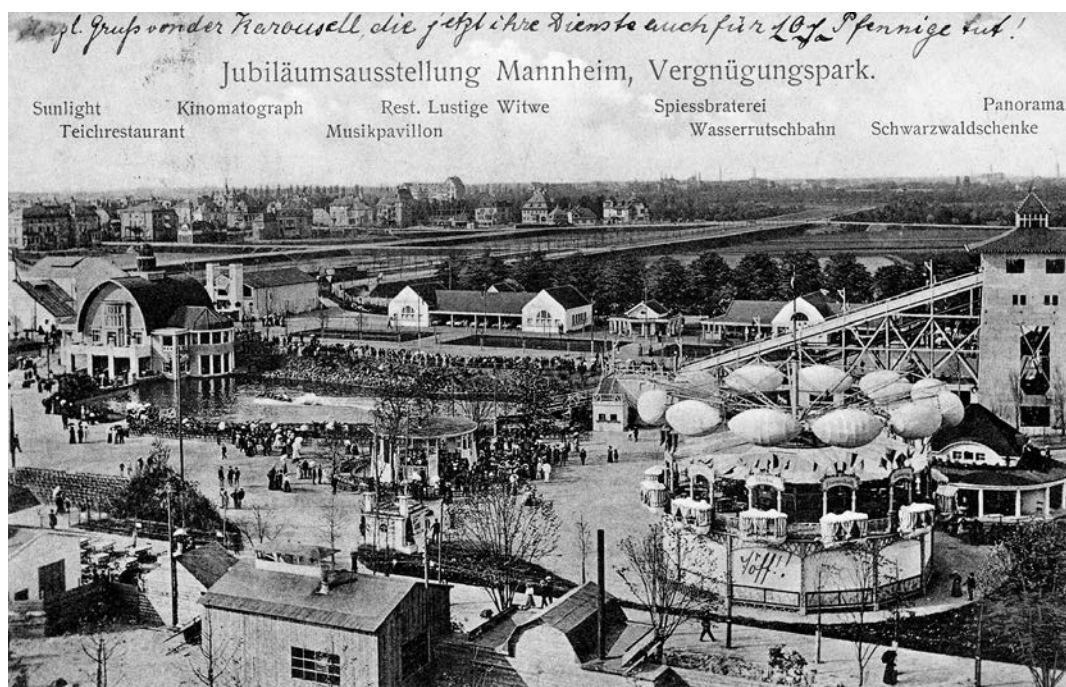
(1. Mai–20. Oktober 1907) ein detailliertes Ausstellungskonzept vor. Es lässt sich als Ergebnis mehrerer Leitgedanken interpretieren: Die Feierlichkeiten und Ausstellungen rund um das Stadtjubiläum sollten der Imageverbesserung Mannheims nach Innen und Außen dienen, deshalb wünschte man sich ein Ausstellungsgeschehen mit breitester möglicher Publikumswirkung. Den erhofften Auftrieb versprach man sich in erster Linie durch eine hochwertige Kunstaussstellung mit überregionaler Ausstrahlungskraft. Doch um eine niveauvolle Ausstellung zustande zu bekommen, bedurfte es insbesondere gegenüber hochrangigen Künstlern Verkaufsgarantien, um sie zur Präsentation ihrer Bilder in der Provinz bewegen zu können. Der Kunstaussstellung mit internationalem Gepräge sollte eine Gartenbauausstellung beigegeben werden. Sie hatte zwar die Interessen des betroffenen Wirtschaftszweiges auf nationaler Ebene zu befriedigen und zielte auf breite Bevölkerungskreise, durfte aber dennoch das künstlerische Niveau des Gesamtprogramms nicht antasten. Deshalb entschied man sich für eine Gartenbauausstellung, in deren Zentrum die Gartenkunst bzw. die künstlerische Ausgestaltung von Gärten stand und band renommierte Gartenarchitekten in die Planung mit ein. Dass ein solch ehrgeiziges Vorhaben entsprechend großzügige finanzielle Mittel benötigte, lag auf der Hand. Zu deren Absicherung entwickelte die Ausstellungsleitung erstaunlich erfindungsreich ein Mosaik von Geldbeschaffungsinstrumenten, von Kaufgarantien über Garantiescheine, etwaige Defizite zu übernehmen, bis hin zu Lotterien und dem Verkauf von Ausstellungspostkarten. Im Interesse der Effektivität der Planungsmaßnahmen griffen die Planer, wenn immer möglich, auf die Vorerfahrungen früherer kommunaler Ausstellungen zurück und beschäftigten sogar gezielt Angestellte von einschlägigen Vorgängerunternehmungen. Endlich entwickelte man ein ausgeklügeltes Pressekonzept und bediente sich insbesondere des zeitgenössisch boomenden Kongresswesens als Katalysator zur Verbreitung der Nachrichten vom Mannheimer Ausstellungsgeschehen.

Auf über 350 000 Quadratmetern, gelegen zwischen Wasserturm, dem Friedrichsplatz,

entlang der heutigen Augustaanlage, präsentierte sich schließlich das Ergebnis der etwa 18-monatigen Planungsbemühungen. Um die hochgesteckten Erwartungen an die Besucherzahlen abzusichern, hatte man kurzfristig einen weiteren Ausstellungsteil aufgenommen, der lediglich der Unterhaltung dienen sollte. Der so genannte Vergnügungspark scheint in den Beratungsgremien nicht nur auf Zustimmung gestoßen sein. Umso mehr erfreute sich später das Publikum an Wasserrutsche und Silhouettenschneider, Rodelbahn, Luftschiffkarussell und Diorama. Beliebt war insbesondere das Abessinierdorf, das wie ähnliche Einrichtungen auf den vorausgegangenen Ausstellungen anderer Städte den staunenden Repräsentanten vermeintlicher oder tatsächlicher europäischer Hochkultur einen voyeuristischen Blick in das alltägliche Leben der „guten“ und „schönen“ Wilden in Afrika gewährte.

Mit seinen drei Säulen – gehobene Kultur für das in kulturellen Fragen international denkende gebildete Bürgertum, (nationaler) Gartenbau auf hohem künstlerischen Niveau für die interessierten Gewerbetreibenden im

gärtnerisch-landwirtschaftlichen Bereich und schließlich der Vergnügungspark für die Besucher, die sich in erster Linie unterhalten und nur in zweiter Linie bilden lassen wollten – gelang es den Ausstellungsveranstaltern tatsächlich, breite Kreise anzusprechen. Wechselnde Sonderausstellungen, Vorträge, Konzerte, Illuminationen des Wasserturms und seiner Wasserspiele setzten zusätzliche Akzente. Diese und andere herausgehobene Einzelereignisse wie beispielsweise das „Attische Tanzfest“ – konzeptioniert und durchgeführt von der überregional bekannten, dem modernen Tanz verpflichteten Isadora Duncan – sollten dafür sorgen, dass sich insbesondere das Mannheimer Publikum nicht mit einem einzigen Besuch auf dem Ausstellungsgelände begnügte. Das Ausstellungsprogramm zeigt überdies überzeugende Bemühungen, nicht nur das Bürgertum, sondern auch die finanzschwächeren Bevölkerungskreise der Stadt in das Geschehen zu integrieren. Mehrere groß angelegte Kinderfeste wie das „Stecklingspflanzenfest“ Ende Juli – eine Prämierung der durch etwa 2000 Schulkinder gezogenen Stecklingspflanzen und ihre Bewirtung durch



Der Vergnügungspark auf dem Ausstellungsgelände



*Jubiläumsbauten am Wasserturm*

ehrenamtlich tätige Damen – sollten dafür sorgen, dass auch die Kinder der Region, deren Eltern vielleicht die keineswegs billigen Eintritts scheuten, an dem Ereignis teilhaben konnten. Als am 20. Oktober nach fast 6 Monaten die Ausstellungstore endgültig schlossen, waren offensichtlich alle Beteiligten hoch zufrieden.

## ZWEI JAHRE ARBEIT

### Eine Bilanz

„Der glänzende Verlauf der Gesamtausstellung hat Mannheims Namen einen ehrenvollen Klang verschafft. Durch den Erfolg seiner Kunstausstellung ist Mannheim wieder in die Reihe der Kunststädte eingetreten ...“, so die stolze Bilanz, die der Ausstellungsvorstand zog. Tatsächlich übertraf der Besuch des Jubiläumsgeländes selbst die kühnsten Erwartungen der Ausstellungsplaner. Insgesamt wurden über 4,6 Millionen Besucher gezählt. Die erstaunliche Zahl übertraf um das 27-fache

die Mannheimer Einwohnerschaft und würde heute vermutlich zu einem Eintrag in das Guinness Buch der Rekorde führen. Selbst spektakuläre Ausstellungen wie beispielsweise die vom Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim gezeigten „Körperwelten“, die mit 750 000 Besuchern 1998 die meisten Besucher einer Ausstellung in Deutschland zählte, bleiben im Schatten des „Events“ von 1907.

Die Besucherzahlen belegen, dass die Ausstellungen von den Mannheimer Einwohnern angenommen wurden. Allein 62 937 Dauerkarten in einem Wert von knapp einer halben Million Mark konnten verkauft werden. Geht man davon aus, dass die Dauerkarten in erster Linie von der städtischen Einwohnerschaft nachgefragt wurden, dann erwarb im Schnitt jeder dritte Mannheimer eine Dauerkarte und besuchte in knapp sechs Monaten durchschnittlich jeden dritten Tag das Ausstellungsgelände. Dazu kamen über 800 000 Käufer von Tageskarten. Doch nicht nur die Besucherzahlen waren erstaunlich. Wie groß die Ausstrahlungskraft der Ausstellung war, belegt auch die Reihe illustrier Persönlichkeiten, die zu den Gästen zählten: Es kamen die Mitglieder des badischen Herrscherhauses (gleich mehrere Male) und Prinz Heinrich von Preußen, der König von Siam und der Vizekönig von Ägypten. 50 englische Städtevertreter und 61 ungarische Großgrundbesitzer bestaunten die Ausstellungen. Die in Mannheim ansässige Seifenfabrik Sunlicht hatte 2000 ihrer Großkunden eingeladen. Zahlreiche Militärkapellen präsentierten ihr Können und es griff auch das Konzept des Öffentlichkeitsausschusses, eine Reihe namhafter Kongresse mit der Ausstellung nach Mannheim zu locken. „Kein Gebiet, auf das sich die Vereinstätigkeit erstreckt, fehlt(e) in Mannheim: wirtschaftliche und soziale Vereinigungen, wissenschaftliche, künstlerische, sportliche Korporationen haben hier ein Rendezvous gegeben,“ so sichtlich beeindruckt Friedrich Walter in seiner Bilanz.<sup>19</sup> Die Jubiläumsveranstaltungen dürften mithin beträchtlich dazu beigetragen haben, den Stolz der Mannheimer auf ihre Heimatstadt zu stärken und das Image Mannheims als Industriestadt mit einer kulturellen Einfärbung zu versehen. Nach Meinung der

Kommentatoren war deutlich geworden: Mannheim musste sich zukünftig in der Selbstdarstellung nicht mehr anhand von Heidelberg geographisch verorten lassen, sondern konnte für sich selbst stehen. Auch finanziell war das Unternehmen erfolgreich. Die Bilanz weist für Einnahmen und Ausgaben Summen aus, welche die Vier-Millionen-Grenze überschritten und schloss insgesamt mit einem kleinen Überschuss ab. Weitere direkt messbare wirtschaftliche Erfolge sind nicht zu verzeichnen. Das Stadtjubiläum traf mit dem Beginn einer internationalen Rezession zusammen. Auch in Mannheim waren die Folgen spürbar. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter in den der Fabrik-Inspektion unterstehenden großen Firmen verringerte sich 1908 im Vergleich zum Vorjahr kurzfristig um beachtliche 8%, um freilich bereits 1909 die Beschäftigtenzahl von 1907 erneut zu überrunden.<sup>20</sup> Doch charakteristisch für das Jahr nach dem Stadtjubiläum waren erbittert ausgetragene Arbeitskämpfe, die deutlich machten, dass zumindest ein an die Feierlichkeiten geknüpfter Wunsch nicht uneingeschränkt in Erfüllung gegangen war: die Hoffnung nämlich, die Einwohner aller Stände als Mannheimer einander näher zu bringen. Vielleicht ist manche Entscheidung für Mannheim als Standort eines neu zu gründenden Unternehmens auf das verbesserte Stadtimago zurückzuführen, vielleicht auch haben die Feierlichkeiten zum Stadtjubiläum dazu beigetragen, zumindest den örtlichen Einzelhandel und die Gastronomie vor Einbußen im Gefolge der Rezession zu schützen, doch statistisch belegbar sind solche Überlegungen nicht. Erkennbare Impulse gingen vom Stadtjubiläum jedoch in mehreren Bereichen der Stadtentwicklung aus, die im engen Sinn nicht an die wirtschaftliche Entwicklung gekoppelt waren, sondern auf die Planungsbemühungen der kommunal Verantwortlichen zurückzuführen waren. Hier ist an erster Stelle die Kunsthalle zu nennen. Durch das Stadtjubiläum begünstigt, hatte sich die Kommune eine Kunsthalle „geschenkt“, die nun freilich mit einer Dauersammlung versehen werden musste und ein kontinuierliches Ausstellungsprogramm auf die Beine stellen sollte; beides gelang. Schon im Jubiläumsjahr hatte das interessierte Bürgertum in größerem

Umfang Bilder für die städtische Sammlung erstanden. Diese Bereitschaft, die Kunsthalle nachhaltig zu fördern, hielt auch in den folgenden Jahren an. So stifteten Ende 1909 beispielsweise die „üblichen Verdächtigen“, namhafte Vertreter des Mannheimer Bürgertums, mit der „Erschießung Kaiser Maximilians“ von Manet ein international berühmtes Bild, auf das die Kunsthalle noch heute stolz ist.<sup>21</sup>

Ein weiteres Lieblingsprojekt des kurz nach dem Jubiläumsjahr verstorbenen Oberbürgermeisters Otto Beck war die Gründung einer Handelshochschule gewesen, die sich in ihrem Studienprogramm, anders als die alten Universitäten mit ihren klassischen Studienfächern, der Ausbildung dringend benötigter qualifizierter Kaufleute und Wirtschaftskräfte widmen sollte. Kaufmännische Fortbildungskurse fanden schon seit etlichen Jahren statt, doch förmlich als Handelshochschule institutionalisiert wurde die neue Bildungsanstalt im Gefolge des Stadtjubiläums 1908. Der Bürgerausschuss entfristete die finanziellen Garantien der Gemeinde. Die noch verfügbaren Mittel des kommunalen Jubiläumsfonds in Höhe von ca. 150 000 Mark flossen der Neugründung als Otto-Beck-Gedächtnis-Fond zu. Und auch der eindringliche Appell des neuen Oberbürgermeisters Martin an die „wohlhabenderen Bürger der Stadt, nach dem in Köln und Frankfurt gegebenen Vorbild der Hochschule durch Stiftungen die Mittel zur Entfaltung einer segensreichen Tätigkeit an die Hand zu geben“, fand offene Ohren.<sup>22</sup> Im März 1910 stellte eine der bekanntesten Mannheimer Unternehmer-Familien mit der Stiftung des Heinrich-Lanz-Gedächtnis-Fonds in einer Höhe von 1 000 000 Mark die Handelshochschule endgültig auf eine solide finanzielle Basis. Und so schulterte die Kommune aus eigenen Mitteln mit Unterstützung des kommunalpolitisch engagierten Stadtbürgertums die Gründung einer Hochschule als dezidiert städtisches Projekt und legte auf diese Weise das Fundament zur heutigen Universität. Schließlich seien es solche Unternehmungen, so der 1908 verstorbene Mentor der Jubiläumsfeier, Oberbürgermeister Otto Beck, in seinem Schlusswort zum Ausstellungsende, „die noch nach Generationen unse-

ren Enkeln berichten, dass man nicht bloß in flüchtigem Festestaumel und vorübergehenden Veranstaltungen eine Jahrhundertfeier zu begehen verstand.“<sup>23</sup>

Die Jubiläumsfeierlichkeiten des Jahres 1907 sind auch ein Thema der Ausstellung „Menschen der Metropolregion gestern/heute“, die derzeit in den Reiss-Engelhorn-Museen für Ende 2007 vorbereitet wird. Die Panel-Ausstellung soll in der Metropolregion wandern und auch als „Botschafter“ der Region im Sommer 2008 im Museum von Qingdao, der Partnerstadt des Rhein-Neckar-Dreiecks in China, gastieren.

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. hierzu, Nieß, Ulrich, Außer Spesen nichts gewesen? Das Mannheimer Stadtjubiläum von 1707, in: Badische Heimat 3 (2003), S. 376–380 und Ders., Das Stadtjubiläum von 1707. Eine Tradition wird begründet, in: Schraut, Sylvia / Illing, Margit (Hg.), Mannheim 1707 1807 1907, eine Stadt feiert sich selbst, Publikation des Stadtarchivs Mannheim in Vorbereitung für 2007.
- 2 Vgl. hierzu Stockert, Harald, In der Krise nichts zu feiern. Das Stadtjubiläum 1807, in: Badische Heimat 3 (2003), S. 381–382 und Ders., Zwischen latenter Depression und unbemerktem Aufbruch. Das Stadtjubiläum 1807, in: Schraut, Sylvia / Illing, Margit (Hg.), Mannheim 1707 1807 1907, eine Stadt feiert sich selbst, Publikation des Stadtarchivs in Vorbereitung für 2007.
- 3 Vgl. hierzu Schraut, Sylvia, „... im Bewusstsein hoher Tradition“. Stadtjubiläen im Ruhrgebiet, in: Stadt und Land. Bilder, Inszenierungen und Visionen in Geschichte und Gegenwart. Wolfgang von Hippel zum 65. Geburtstag, hsg. von Sylvia Schraut und Bernhard Stier, Stuttgart 2001, S. 289–308.
- 4 Vgl. Beiträge zur Statistik der Stadt Mannheim, No. 24, 1911, Die Hauptergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1910.
- 5 Vgl. Jahresbericht der Handelskammer für den Kreis Mannheim 1905, S. 209 ff.
- 6 Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. III, Mannheim seit der Gründung des Reiches, 1871–1907, Im Auftrage des Stadtrates dargestellt vom Statistischen Amt, Mannheim 1907, S. 578.
- 7 Führer durch Mannheim. Herausgegeben vom Verkehrsverein Mannheim unter Mitwirkung von Sigmund Schott, Mannheim 1907, S. 5.
- 8 Die Gartenlaube, 6. Doppelnummer 1907, S. 259.
- 9 Vgl. Kretschmer, Winfried, Geschichte der Weltausstellung, Frankfurt a. M. 1999.
- 10 Vgl. Große Deutsche Gartenbau-Ausstellung zu Dresden, Dresden 1900.
- 11 Vgl. Gartenbau-Ausstellung: veranst. ... zur Feier des 50jährigen Regierungsjubiläums Seiner Kgl. Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden, Karlsruhe 1902.
- 12 Vgl. Offizieller illustrierter Katalog der Jubiläums-Kunst-Ausstellung, Karlsruhe 1902.
- 13 Vgl. Frauberger, Heinrich. (Hg.), Internationale Kunstausstellung, Kunsthistorische Ausstellung, Große Gartenbau-Ausstellung, Düsseldorf 1904, Düsseldorf 1905.
- 14 Vgl. Elerd, Udo (Hg.), Der Aufbruch Oldenburgs in die Moderne – Die Landesausstellung von 1905, Oldenburg 2005.
- 15 Bayerische Jubiläums-Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung in Nürnberg 1906, Nürnberg 1906.
- 16 Sitzung des Bürgerausschusses, Bericht im Generalanzeiger, 7. Dez. 1905.
- 17 Mannheim 1907. Ein Gedenkbuch über das Jubiläumsjahr und seine Ausstellung, bearbeitet von Friedrich Walter und Hermann Schade, Mannheim 1907, S. 12.
- 18 Gesellschafter waren Bürgermeister Robert Ritter, die Kommerzienräte Carl Ladenburg und Carl Reiss, Fabrikant Eduard Schweitzer (Mitbegründer der Oberrheinischen Versicherungs-Gesellschaft, Vorstand des Kunstvereins) sowie Ingenieur Oskar Smreker (Spezialist im Wasserleitungsbau).
- 19 Mannheim 1907. Ein Gedenkbuch über das Jubiläumsjahr und seine Ausstellung, bearbeitet von Friedrich Walter und Hermann Schade, Mannheim 1907, S. 176.
- 20 Vgl. Verwaltungs- und Rechenschaftsbericht der Großherzoglich Badischen Hauptstadt Mannheim für 1908, S. 247; für 1910, S. 250.
- 21 Stiftung am 5. Dezember 1909 von Louise Lauer, Frau Ferdinand Scipio, geb. Jordan, Kommerzienrat E. Mayer und E. Reinhardt, Geh. Kommerzienrat C. Reiss, Major von Seubert und drei ungenannte Spender; vgl. Verwaltungs- und Rechenschaftsbericht der Großherzoglich Badischen Hauptstadt Mannheim für 1910, S. 165.
- 22 Vgl. Verwaltungs- und Rechenschaftsbericht der Großherzoglich Badischen Hauptstadt Mannheim für 1908, S. 138.
- 23 Mannheim 1907. Ein Gedenkbuch über das Jubiläumsjahr und seine Ausstellung, bearbeitet von Friedrich Walter und Hermann Schade, Mannheim 1907, S. 180.



Anschrift der Autorin:  
Prof. Dr. Sylvia Schraut  
SNG  
Universität Mannheim  
Schloss  
68131 Mannheim  
E-Mail: [sylvia.schraut@phil.uni-mannheim.de](mailto:sylvia.schraut@phil.uni-mannheim.de)

## Vom Acker zum Fließband

Mannheim, mit 325 000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt in Baden-Württemberg kann 2007 gerade mal ihr Vierhundertjähriges Stadtjubiläum feiern. Sie ist damit eine recht junge Stadt in der Metropolregion Rhein-Neckar. Die ehemalige Residenz- und Hauptstadt der Kurpfalz wurde 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluss nach Verordnung Napoleon I. dem neu geschaffenen Großherzogtum Baden zugesprochen. Markgraf Karl Friedrich von Baden hatte schon 1796 mit Frankreich einen Sonderfrieden geschlossen und die rechtsrheinischen Gebiete des Bistums Speyer militärisch besetzt. Mannheim zählte 1777 bereits 25 353 Einwohner, Stuttgart hatte 1788 zum Vergleich nur eine Bevölkerungszahl von 17 628 und Frankfurt/Main 45 000 Einwohner gezählt.

Die endgültige politische Neuordnung Europas erfolgte auf dem Wiener Kongress (1814–1815). 1815 wurde der Deutsche Bund gegründet, eine lose Konföderation von 37 deutschen Fürstenstaaten und 4 freien Städten. Das Großherzogtum Baden gehörte dazu. Aber nicht nur große politische Veränderungen vollzogen sich in jener Zeit, sondern vor allem auch umwälzende technische Entwicklungen, welche die Arbeits- und Lebensbedingungen der Menschen außerordentlich beeinflussten. Begonnen hatte die Entwicklung mit der Erfindung der ersten praktisch brauchbaren Dampfmaschine durch James Watt in England. Aus vielen Gründen nahm dieses Land lange Zeit in der industriellen Ausnutzung der Technik eine Spitzenposition ein. Die so genannte industrielle Revolution griff aber auch bald auf das Festland über. Die strukturelle Entwicklung des Landes Baden vom Agrarland zu einem bevorzugten Industriestandort wurde durch Maschinen geprägt. Durch die traditionelle Realteilung waren hier vorwiegend nur kleine bauerliche Betriebe vor-

handen. Sie konnten großen Familien kein genügendes Einkommen mehr sichern und wurden nur noch als Nebenerwerbslandwirtschaft betrieben. Das erleichterte die Umstrukturierung, weil sich die jüngeren Familienmitglieder dadurch schneller von ihrer Heimat trennen konnten. Baden profitierte bei der Ansiedlung von Industriebetrieben vor allem von seiner günstigen Lage am Rhein. Waren um 1800 noch 62% der Bevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt, sind es heute nur noch etwa 2,5%. Die Korrektur der Wasserstraße nach den Plänen



*Freiherr Carl Friedrich von Drais erfand den Vorläufer des Fahrrads*  
Landesmuseum Technik und Arbeit

des badischen Majors G. Tulla kam der einsetzenden Industrialisierung im Rheingraben sehr entgegen. Die 1840 eröffnete erste Eisenbahn auf der Strecke Mannheim–Heidelberg, der erst 1870 die Rheintalbahn nach Karlsruhe folgte, spielte dabei zusammen mit dem Ausbau des Binnenhafens ebenfalls eine für die ganze Region bedeutsame Rolle. Mannheim entwickelte sich damals zu einem der belebtesten der rheinischen Umschlagplätze, zu einem „Seehafen im Binnenlande“, dem zweitgrößten Binnenhafen Europas. 1878 wurde die Kettenschlepperlinie Mann-



*Mannheimer Hafen hatte 1960 einen Güterumschlag von 8 Mio. t*

Stadtarchiv Mannheim

heim–Heilbronn eröffnet. Zuvor wurden die Frachtschiffe noch von Pferden gezogen.

Das Rhein-Neckar-Dreieck, in dessen Mitte Mannheim liegt und das über die Ländergrenzen hinweg Gebietsteile in Rheinland-Pfalz, Hessen und Baden-Württemberg umfasst, ist mit 2,3 Mio. Einwohnern zum 7. größten Ballungsraum der Bundesrepublik geworden.

Mit dem von ihm kreierten Laufrad hatte 1817 Baron Carl Friedrich von Drais mit seiner legendären Radtour von Mannheim nach Schwetzingen das Zeitalter der Technik in unserem Raum eingeläutet. Lange Zeit war



*Carl Benz mit seinem späteren Direktor Josef Brecht auf dem 1886 patentierten Motorwagen*

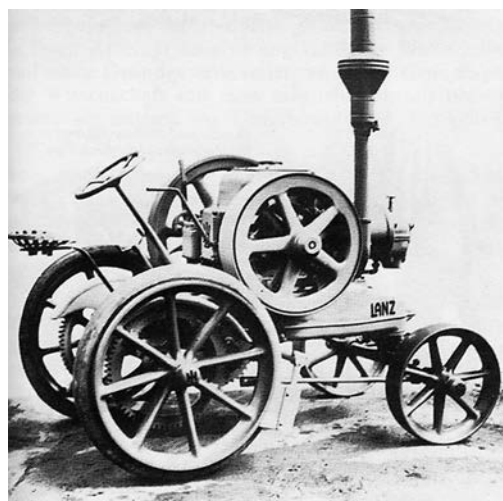
Landesmuseum Technik und Arbeit – LTA

Mannheim Endpunkt der Rheinschifffahrt. Dieser besonders bevorzugten Verkehrslage wegen siedelten sich hier die bedeutendsten Industrien an. Zahlreiche Erfindungen und Produkte aus Mannheim veränderten die Welt.

Um nur einige Unternehmen aus der Frühzeit der industriellen Ansiedlungen zu nennen: 1823 wurde im Wohlgelegen eine Schwefelsäurefabrik (Giulini) eröffnet, 1850 die erste Gummifabrik (Rheinische Gummiwerke). Nun

ging es Schlag auf Schlag. 1852 kam mit ihren Arbeitern aus Frankreich die Spiegelmanufaktur St. Gobin, 1859 die Maschinenfabrik Heinrich Lanz, 1861 die Badische Anilin- und Soda-fabrik, die allerdings wegen fehlender Erweiterungsmöglichkeiten bereits 1865 nach Ludwigshafen auf die andere Rheinseite wechselte. 1863 siedelte sich die Telegraphendraht- und Kabelfabrik an, der etwas später auch die Süddeutschen Kabelwerke folgten, 1883 gründete sich die Gasmotorenfabrik Carl Benz, die zunächst in der Innenstadt ihre Produktion aufnahm und dann mehrfach den Standort wechselte, bis sie auf dem Waldhof ihre Bleibe fand. Die Armaturenfabrik Bopp & Reuther, kam gleichfalls auf den Waldhof, weil sie sich in der Neckarstadt nicht mehr weiterentwickeln konnte. 1884 begann die Zellstofffabrik Waldhof ihre Produktion, eine Jutespinnerei gesellte sich hinzu und schließlich fand die Brown, Boveri u. Cie. (BBC) in Mannheim ihren Standort. Im Süden der Stadt siedelten sich die Chemischen Fabriken Lever Sunlicht und Th. Goldschmidt an, im Vorort Friedrichsfeld die Steinzeug GmbH. Neben der chemischen Industrie entwickelte sich Mannheim, wiederum durch den Hafen begünstigt, auch zu einem der bedeutendsten Standorte für Öl- und Getreidemühlen. Die Liste der Betriebe könnte natürlich noch leicht und lange erweitert werden.

Es gibt keinen Zweifel, die Technik und Industrialisierung haben neben manchen überwindbaren Schwierigkeiten Wohlstand ins badische Land gebracht. Mit jeder neuen Maschine und jedem weiteren Arbeiter wurde die Produktion gesteigert und brachte somit wachsende Gewinne, an denen langfristig betrachtet, auch die Arbeitnehmer partizipieren konnten. Ohne den Strukturwandel vom Agrarland zu einer Industriezone könnten wir, da wir so gut wie über keine eigenen Rohstoffe verfügen, in der Mitte Europas kaum noch auf unserem relativ hohen Niveau existieren. Andererseits ist es bei der seit Jahren rückläufigen Konjunktur, den politischen Veränderungen und der zunehmenden Globalisierung der Wirtschaft in unserem Land besonders schmerzlich, wenn sich die Konzerne immer wieder neue und günstigere Standorte suchen und dadurch bei uns zwangsläufig Arbeitsplätze abgebaut werden müssen. Das Kapital sucht nach dem ökonomischen Prinzip, „mit dem geringsten Einsatz den höchstmöglichen Gewinn zu erzielen“, in den so genannten Billiglohnländern neue Felder. Es ist verhängnisvoll, wenn bald nur noch die Reduzierung der Beschäftigtenzahlen zu positiven Bilanzen führt. Die fortgeschrittene Automatisierung der Produktionsvorgänge setzt leider schon immer mehr Arbeitsplätze frei, als unser Sozialsystem verkraften kann. Mehr Automaten fertigen mit immer weniger Arbeitern größere Mengen Industriegüter, deren Absatz zunehmend schwieriger wird. Industriestandorte wie Mannheim haben darunter ganz besonders zu leiden und finden nur sehr schwer Ersatzarbeitsplätze. So viele Arbeitsplätze wie im produzierenden Gewerbe abgebaut werden, können im Dienstleistungsbereich leider nicht, oder zumindest nicht so schnell wie es erforderlich wäre, geschaffen werden. Baden-Württemberg schneidet in der Arbeitslosenstatistik März 2006 im Ländervergleich mit einer Quote von 7,1% gegenüber 12% im Bund sehr günstig ab. Mannheim hat dabei jedoch mit 11,7% seit vielen Jahren die höchste Arbeitslosigkeit im Lande aufzuweisen und bedauerlicherweise keine große Aussicht, dass sich dies tendenziell in absehbarer Zeit bessern könnte, es sei denn, das Land unternimmt für

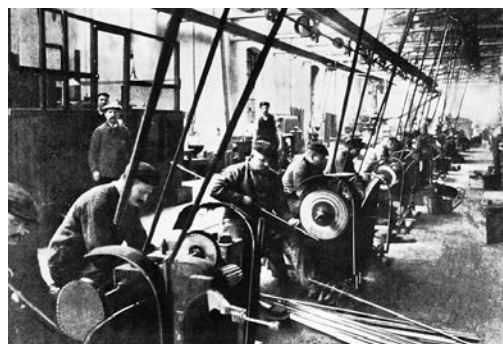


Der „Lanz-Bulldog“ erlangte weltweiten Ruhm

LTA

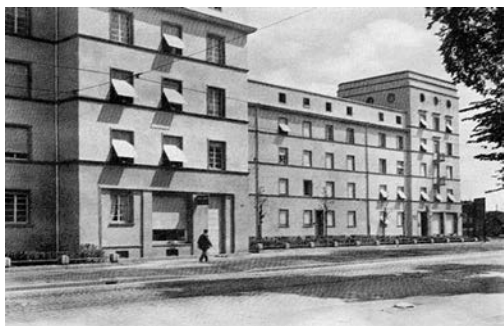
unsere Metropolregion ganz besondere Anstrengungen.

Natürlich hatte die Industrialisierung ihre guten Seiten. Zahlreiche Mannheimer Erfindungen und Produkte haben die Welt verändert. In der Silvesternacht 1879 sprang der von Carl Benz entwickelte Zweitaktmotor erstmals an. Berta und Carl Benz „lauschten über eine Stunde lang tief ergriffen dem einförmigen Gesang“. Die Silvesterglocken begannen zu läuten. Der Erfinder erinnerte sich später: „Uns war's als läuteten sie nicht nur ein neues Jahr, sondern eine neue Zeit ein, die vom Motor den neuen Pulsschlag empfangen sollte“. 1886 erhielt Carl Benz sein Patent für den ersten Motorwagen. 1911 machte ein von Schütte-Lanz gebautes Luftschiff seine erste



Blick in eine Werkshalle bei Bopp & Reuther, etwa 1912

Werkfoto



1926 wurde die Gemeinnützige Baugesellschaft (GBG) die größte Baugesellschaft im Land gegründet. Als erstes Bauvorhaben wurde von Architekt Ferdinand Mündel der Erlenhof mit 393 Wohnungen erstellt. Archiv GBG

Versuchsfahrt. 1912 fuhr mit einem Dieselmotor der Benz & Co., Rheinische Automobil- und Motorenfabrik, das erste deutsche Schiff auf hoher See. 1921 entstand bei der Heinrich Lanz AG der von Dr. Fritz Huber entwickelte Rohölschlepper, der wegen seines Aussehens „Bulldog“ genannt in zahlreichen Ländern und in fast allen Kontinenten eingesetzt wurde. Für die Stromversorgung wurde 1923 das inzwischen mehrfach erweiterte Großkraftwerk, das vorwiegend mit Kohle betrieben wird, errichtet. Zu Recht wird auf unseren Industrieballungsraum im Badner Lied hingewiesen, wo es heißt: „in Mannheim die Fabrik“, denn Mannheim trug ganz wesentlich dazu bei, dass Baden den höchsten Industrialisierungsgrad aller deutschen Bundesländer aufzuweisen hat.

Um die Räder zum Laufen zu bringen benötigte die rasch wachsende Industrie jede Menge Arbeitskräfte. Diese kamen als Pendler gerne aus dem Odenwald, Hessen-Süd, Kraichgau oder dem Pfälzer Wald. Es setzte aber auch ein bis dahin nicht gekannter Zuzug, eine regelrechte Landflucht, ein. Die Fertigungsbetriebe in der Stadt versprachen den Töchtern und Söhnen des ländlichen Raumes Arbeit und Brot. Im Jahr 1800 lebten nur 10% der Bevölkerung in Gemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern, heute sind es ca. 84%. Die Zahl der Einwohner, besonders in den Industriestandorten, nahm deshalb täglich zu und Mannheim machte dabei keine Ausnahme.

Mit der rasanten Bevölkerungszunahme, als Beispiel wird der Stadtkreis Mannheim

genannt, er hatte 1875 lediglich 64 796 Einwohner und wuchs bis 1939 auf 285 753 Bewohner an, konnte allerdings die Infrastruktur und das Wohnungsangebot nicht mithalten. Die Arbeiter und ihre Familien fanden bei einem relativ niedrigen Einkommen nur sehr schwer ausreichenden und vor allem auch bezahlbaren Wohnraum. Es entstand eine heute kaum mehr vorstellbare Wohnungsnot. Nur wenige Industriefirmen waren, wie z. B. die Spiegelfabrik (St. Gobin), Bopp & Reuther, Draiswerke, Zellstofffabrik Waldhof und die Jutespinnerei, bereit oder in der Lage, für ihre Mitarbeiter Werkswohnungen zu schaffen. Aus der Einwohnerentwicklung wird deutlich, welche Anstrengungen damals unternommen werden mussten um die Wohnversorgung der Bevölkerung einigermaßen sicher zu stellen.

Das ging nicht von heute auf morgen. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts wurde daher und verständlicherweise der Ruf nach Interventionen zu Gunsten des Wohnungsbaus durch die Kommunen und die Länder immer dringlicher und lauter. Besondere Situationen forderten eben auch besondere Maßnahmen.

Besser und eindringlicher als dies nackte Zahlen können, schildert uns ein Interview von Lothar Steinbach mit dem 1984 97jährigen Karl Eichhorn, die damalige Wohnungssituation. Seine Eltern waren in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts aus Großheubach im Odenwald nach Mannheim zugewandert. Das wörtliche Zitat aus dem Buch „Mannheim Erinnerungen aus einem halben Jahrhundert“ (mit freundlicher Genehmigung des Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1984) lautet: „Die Geburt meiner Zwillingbrüder war für mich ein Ereignis – unsere Wohnung bestand aus einem Zimmer und einer Küche. Wir wohnten im zweiten Stock, Mittelstraße 29. Ich und meine Schwester Emma schliefen in einem Erwachsenenbett, das an der Wand entlang stand; das Bett meiner Eltern vis-a-vis. Während des Geburtsvorgangs legte uns Vater ins so genannte ‚Gräbele‘. Es war doch alles so eng! – Er türmte neben uns eine Anzahl Kissen auf, damit wir nicht sehen sollten, was vor sich ging. Er hat aufgepasst, dass wir den Kopf nicht ausstrecken – und sonst hat der eigentlich nichts zu tun gehabt, was wollte der da zugucken. Und unterdessen hat die so ge-

schrieten und gestöhnt, das haben wir ja gehört und haben halt immer wieder den Kopf rausstrecken wollen, um zu sehen, was da mit der Mutter ist. Ja, und nun habe ich mir durch die Kissen einen Ausguck geschaffen und hab' da zugesehen, und von dort an hab' ich natürlich nimmer an die blöden Storchengeschichten geglaubt ...“

Der Mannheimer Oberbürgermeister Otto Beck setzte sich in mehreren Denkschriften 1897 und 1899 mit den Wohnungsproblemen jener Zeit kritisch auseinander und befürwortete, dass die Stadt Mannheim durch Bereitstellung von Baugelände im Wege des Erbbaurechts, mit Baukapital und Bürgschaften bauwillige Gesellschaften und Genossenschaften unterstützte. Er hatte in den Jahren 1889–1893 umfangreiche sanitätspolizeiliche Untersuchungen in Mietwohnungen und Schlafstellen durchführen lassen, wobei neben gesundheitswidrigen Zuständen und Überfüllung der Wohnungen, unverhältnismäßig hohe, gerade für Arbeiter, unerschwingliche Mietzinsen festgestellt wurden. Er schlug deshalb Lösungen zur Behebung der Wohnungsfrage vor, denen nicht nur der Mannheimer Stadtrat zustimmte. Viele andere Kommunen folgten den guten Ratschlägen.

Der private Wohnungsbau konnte die entstandene gewaltige Herausforderung natürlich nicht alleine lösen. Frühere Versuche in größerem Maßstab den Mangel an Wohnungen mit Hilfe von neu gegründeten gemeinnützigen Baugesellschaften oder Baugenossenschaften zu beheben, waren aber aus den verschiedensten Gründen leider auch schon mehrfach gescheitert. Meist waren diese Versuche erfolglos, weil der Wohnungsbau mit einer langfristigen Kapitalbindung und hohen Risiken verbunden war und seinerzeit eine Begrenzung der Haftung auf das eingesetzte Beteiligungskapital noch nicht möglich war. Eine unbegrenzte Haftung mit seinem gesamten privaten Vermögen wollte, ja konnte, niemand eingehen. Erst das Genossenschaftsgesetz von 1889 gab die Möglichkeit die Haftung der Investoren auf eine bestimmte Summe zu begrenzen. Das GmbH Gesetz von 1892 (Gesellschaft mit beschränkter Haftung) folgte. Jetzt endlich konnte verstärkt Kapital für den Wohnungsbau geworben werden.



1914 waren in der Gartenstadt schon 116 Einfamilienhäuser bezogen  
Gartenstadt-Genossenschaft

Außerdem wurde durch die Gesetzgebung zugelassen, dass die Landesversicherungsanstalten und die Angestelltenversicherung einen Teil ihrer Vermögensrücklagen in Form von Hypothekarkrediten dem Wohnungsbau zur Verfügung stellen konnten. Schon die Erwartung dieser verbesserten Rahmenbedingungen gab dem sozialen Wohnungsbau einen beachtlichen Auftrieb. So wurde 1895 in Mannheim die Baugenossenschaft „Spar und Bauverein eGmbH“ gegründet, ein Jahr später folgte der „Spar- und Bauverein Konstanz eGmbH“, 1897 der „Mieter- und Bauverein Karlsruhe eGmbH“ und 1899 der „Bauverein Freiburg eGmbH“. Im ganzen Land entstanden nun Initiativen zur Verbesserung der Wohnverhältnisse.

Bekanntlich war die Industrialisierung in England unserer Entwicklung schon weit voraus. Mit allen Vor- und Nachteilen. Die soziale Frage, die Not der Arbeiterfamilien, die Kinderarbeit, Hungerlöhne und Wohnungsmangel waren dort viel krasser und vordringlicher aufgetreten als bei uns. Aber auch die Überlegungen, wie man zu einer Verbesserung der misslichen Wohnverhältnisse kommen könne, griffen dort rascher. Treibende Kraft in England war aber aus eigennützigen Gründen die Industrie selbst, denn sie konnte sich in den Ballungsräumen nicht mehr weiter entwickeln. Die Betriebe waren deshalb aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen, weit vor den Großstädten Areale zu finden auf denen sie sich besser entfalten konnten. Natürlich ent-

stand dabei auch der Zwang den dort benötigten Arbeitern genügend Wohnraum und die erforderliche Infrastruktur zur Verfügung zu stellen. So wuchsen in England die ersten Trabantenstädte heran, die sich wegen ihrer Lage im grünen Umfeld „Gartenstädte“ nannten. Ebenezer Howard hatte 1898 durch sein Buch „A Peaceful Path to Real Reform“ erstmals die von den „utopischen Sozialisten“ R. Owen's und Ch. Fourier's entwickelten Vorstellungen aufgegriffen und die Idealstadt in grüner Landschaft beschrieben. Eine geringe Baudichte, große öffentliche Freiräume, meist Doppelhäuser mit eigenem WC und Bad (damals als Luxus bezeichnet) und bei jeder Wohnung ein Garten zur Selbstversorgung der Familien, waren neben vorbildlichen sozialen Einrichtungen, Schulen, Kindergärten, Sportstätten, Kneipen, Versammlungsräumen usw., die offensichtlichsten Merkmale. Ein wesentliches Element war aber der Hausgarten, der den Lebensunterhalt der Familien verbesserte und den Fabrikanten dadurch ermöglichte, die Löhne recht niedrig zu halten.

Die englischen Verhältnisse konnten natürlich nicht ohne weiteres mit den unsrigen verglichen und auch die Rezepte zur Verbesserung der Situation auf dem Wohnungsmarkt nicht einfach kopiert werden. Eine 1902 in Berlin gegründete Deutsche Gartenstadt Gesellschaft propagierte aber die fortschrittlichen Ideen aus England und passte sie den bei uns gegebenen Voraussetzungen an. Die Siedlungen sollten nicht wie in England autonom und weit vor den Toren der Städte entstehen, sondern es sollten die in den Städten schon vorhandenen und teuren Infrastrukturen mitbenutzt werden können. Es war schon revolutionierend genug, dass keine Mietskasernen, sondern vorwiegend kleine Häuser mit einem Garten entstehen sollten. „Wo kommen wir denn hin, wenn jeder Arbeiter ein Einfamilienhaus, man nannte es ‚Villa‘, haben möchte?“, war eine von Hauseigentümern und teilweise auch von Städteplanern gestellte Frage.

Trotzdem, die englische Reformbewegung war auch in Deutschland zur Kenntnis ge-



*Das Luftbild zeigt das Neubaugebiet Waldhof-Ost, dahinter die Gartenstadt und Neueichwaldsiedlung. Links das Neubaugebiet Kirchwaldsiedlung. Nach dem Krieg war es notwendig überall im Lande neue Baugebiete zu erschließen.*

Stadtarchiv Mannheim

nommen worden und fand viele begeisterte Anhänger. Einer der aktivsten Vertreter und Propagandisten der Gartenstadtbewegung in Deutschland war deren Generalsekretär, der nachmalige Landeswohnungskommissar Dr. Hans Kampffmeyer, der 1907 in Karlsruhe, 1909 in Rastatt und 1910 in Mannheim einer der maßgeblichen Initiatoren zur Gründung von Genossenschaften zum Zwecke der Errichtung von Gartenstädten wurde.

In Mannheim konnte er u. a. den Arbeitersekretär Richard Böttger, später Bürgermeister und Ehrenbürger, den Reichstagsabgeordneten RA Dr. Ludwig Frank, Stadtsyndikus Dr. Otto Moericke, den Fabrikanten Carl Reuther, Kommerzienrat Bernhard Spielmeier (Kabelwerke), die Dozentin Dr. Elisabeth Altmann-Gottheimer und viele weitere in Mannheim bekannte Persönlichkeiten für die Idee gewinnen. Sie waren ebenfalls von den Vorstellungen der Gartenstadtgesellschaft überzeugt und setzten die damals utopisch erscheinenden Vorstellungen, als „Gartenvor-

stadt“ erfolgreich in die Realität um. Die Gartenstadtbewegung hat natürlich den regional sehr unterschiedlichen Wohnungsbedarf alleine ebenfalls nicht ausgleichen können, aber sie hat doch wesentliche reformerische Impulse für den sozialen Wohnungsbau gegeben. Sie war damit ein Vorbereiter für die gemeinnützige Wohnungswirtschaft, ohne die eine Lösung der katastrophalen Wohnverhältnisse im Zusammenhang mit der industriellen Entwicklung nicht möglich gewesen wäre. Auch der Wiederaufbau der zerstörten Städte und die Versorgung der Flüchtlingsströme wäre ohne die Wohnungsunternehmen nicht so rasch bewältigt worden. Die Wohnungsunternehmen, gleichgültig in welcher Rechtsform, haben enorme Leistungen erbracht und wesentlich dazu beigetragen, dass sich die Wohnverhältnisse – trotz der gewaltigen Rückschläge die durch Inflation, die Kriege, Wirtschaftskrisen und Vertreibung entstanden sind – in den letzten 100 Jahren stark verbessert haben.



*In Mannheim-Friedrichsfeld entstand durch die Gartenstadt-Genossenschaft eine den Gartenstadt-Gedanken weitgehend entsprechende kleine Siedlung*

Archivbild Gartenstadt-Genossenschaft



Plakat vor der Fusion Daimler und Benz 1926  
Zeitschrift „Mercedes-Benz in aller Welt“ 1986

Nicht überall war es möglich große Flächen mit kleinen Häusern zu bebauen. Das nur begrenzt zur Verfügung stehende Bauland ließ dies ebenso wenig zu, wie der zunehmende Verkehr und die nicht beliebig vermehrbare Versorgung mit den erforderlichen öffentlichen Einrichtungen. Überall im Land, von Konstanz bis in den Taubergrund entstanden nach dem II. Weltkrieg Neubausiedlungen, die den Wohnungsmangel mindern und schließlich in den letzten Jahren ganz beseitigen konnten. Das heute vorliegende große Angebot an vielfältigen Bauformen,

unterschiedlichen Grundrissen, Wohnungsgrößen und Qualitäten lassen heute jeden Wohnungssuchenden die für seine persönlichen Verhältnisse passende Wohnung finden. Von einer strukturellen Wohnungsnot kann endlich nicht mehr gesprochen werden.

Das Einfamilienhaus ist im Land der „Häuslebauer“ natürlich das höchste Ziel der Familien geblieben. Es ist aber leider nicht überall zu verwirklichen. Umwelt- und Landschaftsschutz gewinnen aus guten Gründen eine immer größer werdende Bedeutung. Von den engen Wohnverhältnissen vor 100 Jahren konnten wir uns allerdings weit entfernen, die Nutzflächen der Wohnungen wurden je Familie immer größer und sind bis 2002 bei Einfamilienhäusern auf 150 m<sup>2</sup>, in Zweifamilienhäusern auf 105 m<sup>2</sup> und in Mehrfamilienhäusern auf immerhin 80 m<sup>2</sup> gestiegen. Die entstandenen Neubausiedlungen sind in der Regel von hoher Qualität, mit viel Licht und Sonne durchflutet und tragen wesentlich dazu bei, dass das Leben im badischen Land seit seiner Gründung in vielerlei Hinsicht lebenswerter geworden ist.



Anschrift des Autors:  
Walter Pahl  
Stiller Weg 50  
68305 Mannheim

# Tempora mutantur nos et mutamur in illis

## Gedankensplitter über den Wandel im Leben und Arbeiten in der Stadt

Konjunkturschub, Kreativität, Wachstumsmodelle, Karrierechancen, etc., etc., alles Schlagworte, mit denen die Wende herbeigeredet werden soll. Bis jetzt noch ein Wunschdenken, das auf Umsetzung wartet.

### I.

Dies alles vollzog sich in Mannheim, als 1720 – durch den Umzug des Kurfürsten Carl Philipp von Heidelberg nach Mannheim – die Stadt Residenz wurde. Die Bewohner erlebten einen ungeheuren Aufschwung. Das Land mag unter den finanziellen Lasten, die zu Gunsten des Schlossbaus und der Hofhaltung erhoben wurden, gestöhnt haben, aber die Stadt hat davon profitiert. Die meisten Mannheimer Familien standen in einem direkten oder indirekten Zusammenhang mit dem Hof. Arbeit für die Hofhaltung wurde die wichtigste „Nahrungsquelle“. Fast die ganze Stadt lebte davon. Die erhöhte Nachfrage vergrößerte das Angebot an Arbeitsplätzen und zog viele arbeitswillige Menschen an. Mit der wachsenden Einwohnerzahl stieg auch die Bautätigkeit und schuf weitere Arbeitsmöglichkeiten.

Der Hof benötigte Kutscher und Kammerdiener, Hofschmiede und Hofwagner. Die Zahl der „Hoflieferanten“ wuchs. Es tauchten plötzlich „Paruckhenmacher“, Goldarbeiter, Strumpfwerber, Caffeesieder und „CitronenKrämer“ auf.

Die Nachfrage an differenzierten Berufen erhöhte sich weiter, sobald Carl Theodor die Regierung antrat (1743). Nun erschienen Geheimsekretäre, Registratoren, Kommerzien- und Regierungsräte. Mit ihnen nahm auch der Anspruch an Handel und Gewerbe zu. So fanden „Hofzuckerbäcker“ und „Galanterie-Krämer“ ihren Absatz. Zierliche Schuhe bot der „Frauenzimmerschuhemacher“ an, und eine Spitzenhändlerin lockte mit kunstvollen

Arbeiten zum Kauf. Am Hof wurden ein „Hofampelanzünder“ und ein „Matratzenverwalter“ angestellt. „Churfürstliche Cammerdiener“, „Domestiquen“ und „Laquayen“ bevölkerten die Stadt. Ein „Schwertfeger“ arbeitete ebenfalls im Schloss, – da Carl Theodor jedoch ein friedliebender Kurfürst war und jegliche Kriegführung verabscheute, wird er wohl eher mit dem Blankfegen, bzw. Polieren der Jagdwaffen und dem Schärfen der Küchenmesser beschäftigt gewesen sein –. Ein „Churfürstlicher Hünenropfer“ freute sich über seine Anstellung bei Hof, und der „Churfürstliche Hof- und Mundkoch“ hatte für die wohlschmeckende Zubereitung der Speisen zu sorgen.

Sobald die Grundbedürfnisse des Menschen befriedigt sind, richtet sich das Augenmerk auf die schönen und angenehmen Dinge des Lebens. Jetzt wurden „Juwelentaxatoren“ verpflichtet und in der Stadt eine „Goldt- und Silbertratisfabrique“ gegründet. Ein „musicalischer Instrumentenmacher“ eröffnete sein Geschäft. Wer es sich leisten konnte, bestellte „Porte-chaiseträger“, das damalige Taxi, um trockenen Fußes an sein Ziel zu gelangen.

Wir sind geneigt, über die damaligen Berufsbezeichnungen zu schmunzeln, viele sind – oft sogar zusammen mit ihrer Tätigkeit – aus unserem Wortschatz verschwunden.

Doch wie sehen die heutigen Berufsangebote für junge Menschen aus? Schlagen Sie die Stellenangebote in der Zeitung auf! Da wird ein *Joint Managing Director*, ein *Senior Technical Consultant*, ein *Web-Application Specialist* gesucht. Als Einstieg für einen Studienabgänger wird eine Stelle als *Assistant-Brandmanager* angeboten. Sie wissen nicht, was das ist? – Kleine Hilfe: Ein *Facility Manager* ist ein Hausmeister! – Englische Titel klingen oft anspruchsvoller als sie eigentlich sind.

Bedrückend ist allerdings, wenn junge Leute mit jahrelang erworbenem Wissen und großem Bemühen bei Bewerbungen eine Absage nach der anderen erhalten. Hier wäre Innovation gefragt und ein „Carl Theodor“ mit Initiative.

## II.

Einer, der sich zu Kurfürsts Zeiten um eine Anstellung in Mannheim bewarb und leider scheiterte, war Mozart. Es war allerdings weniger die Attraktivität des Hofes als vielmehr das Hoforchester, das Mozart anzog.

Unter der Leitung des ursprünglich unbekannten Musikers Johann Wenzel Anton Stamitz aus Böhmen, den Carl Theodor schon als Kurprinz 1741 nach Mannheim verpflichtete, entstand aus dem Hoforchester in etwa zehn Jahren ein Klangkörper mit europäischem Ruf.

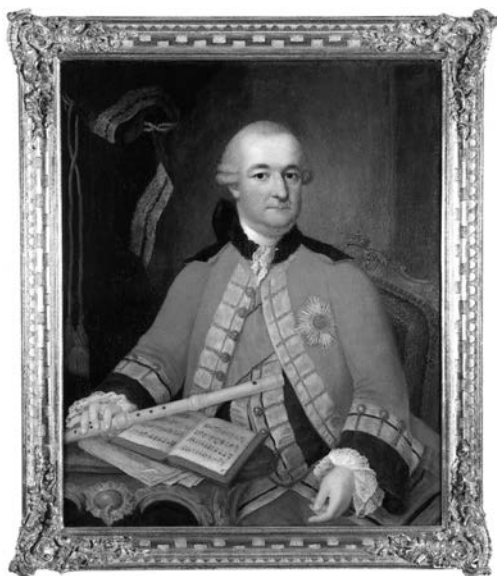
Zunächst legte Stamitz größten Wert auf Präzision im Zusammenspiel. Alsdann fügte er die klassische Kammermusik, bestehend aus Streichern und Spinett, mit der als „Blechmusik“ bezeichneten Militärmusik zu *einem* Orchester zusammen. Außerdem brachte er in die Gleichförmigkeit des Taktes das An- und Abschwellen des Klanges: piano – forte – piano, was in die Musikgeschichte als „Mannheimer Seufzer“ einging. Diese Klangfolge ist die bekannteste unter den „Manieren“, die die neue „Mannheimer Orchestersprache“ hervorbrachte. Mit der Mischung von Streichern und Bläsern schuf Stamitz die Grundlage zur Symphonie. Die Dynamik der „Mannheimer Schule“ wurde damals als revolutionär empfunden.

Mozart spielte zwar dem Kurfürsten vor und erhielt an Stelle des heiß begehrten Bargeldes wieder einmal eine Taschenuhr. Auch erteilte er den kurfürstlichen Kindern der Gräfin Heydeck Musikunterricht, was für ihn aber unbefriedigend war und ihn bereits nach insgesamt 176 Tagen zur Weiterreise bewog.

Musik begeisterte Laien gründeten nach dem Wegzug des Hofes nach München ein Liebhaberorchester, das Mozart in einem Brief an seinen Vater als „académie des amateurs“ bezeichnete. Das erste Liebhaberkonzert fand am 20. November 1778 statt. Ab 1807 führte das Orchester den Namen „Hofmusikakade-

mie“. Seit 1921 nennt sich das Orchester und seine Freunde „Stamitzgemeinde“, die sich bis heute der Barockmusik der „Mannheimer Schule“ verpflichtet fühlt; auch das Kurpfälzische Kammerorchester nimmt für sich in Anspruch, Nachfolger des Hoforchesters Carl Theodors zu sein, denn es widmet sein Spiel dem Erhalt der Barockmusik.

Es sieht so aus, als ob Mannheim im Begriff ist, wieder Musikgeschichte zu schreiben. Vor ein paar Jahren hat sich eine neue Musikrichtung aus der Musikhochschule ausgeklinkt und ein eigenes Gebäude bezogen: die „Pop-



*Kurfürst Carl Theodor mit Traversflöte. Kopie nach Johann H. Tischbein d.Ä. aus dem Atelier von H. C. Brandt, um 1770. Reiss-Museum Mannheim, Photo: Jean Christen*

akademie“ war gegründet. Sie weckte sogar die Neugierde des Bundespräsidenten Horst Köhler, der bei seinem Aufenthalt in Mannheim 2004 der Popakademie einen Besuch abstattete und sich bei den Vorführungen begeistert zeigte.

Das Spektrum reicht von Blues, Jazz, Soul, Mainstream über Hip-Hop, Funk und Rap bis Hardcore. Es sind die ganz zeitgenössischen Töne dort zu finden. In guter Mannheimer Tradition wird die Kreativität junger Musiker angeregt, und experimentierfreudigen Individualisten werden Möglichkeiten geboten. Vor-

urteile gegen das Popstudium werden wahrscheinlich mit der Zeit ausgeräumt. Das Studium birgt jedenfalls Entwicklungspotential. Jede Zeit hat ihre Ausdrucksform und hält ihre Überraschungen bereit.

Daneben gibt es immer noch die *Musikschule* und das Jugendsinfonie-Orchester Mannheim (JSOM) mit Spielern im Alter zwischen 11 und 24 Jahren, das häufig auf Konzertreisen geht bis hin nach Tokio.

Außerdem existiert die Mannheimer Bläserphilharmonie mit Bläsern zwischen 13 und 35, deren künstlerischer und organisatorischer Wegbereiter Stefan Fritzen 2005 mit der Schülerplakette ausgezeichnet wurde und mit seiner *Mannheim Wind Academy* auf vielen Auslandsreisen Preise einheimste. Sein Nachfolger Peter Vierneisel setzt diese Tradition fort.

Da das musikalische Angebot in der Stadt vielfältig ist und vom klassischen bis zum zeitgenössischen Konzert und Kammerkonzert, über Opern und Musicals, Rock, Pop und Jazz, etc. reicht, kann jeder – je nach Geschmack und Vorliebe – das für ihn Passende aussuchen, und wenn er genügend Zeit und Lust hat, sich von einem Event ins andere stürzen.

### III.

Ja, Mannheim und sein Schloss zeigten in kurfürstlichen Zeiten ein buntes, betriebsames Leben. Da gab es das Militär in seinen farbenfreudigen Uniformen, die vielen Bediensteten in der ihrer Arbeit entsprechenden Kleidung und daneben die Bürger in standesgemäßer Aufmachung.

Heute herrscht im Mannheimer Schloss auch rege Betriebsamkeit. Die Farbenpracht der einstigen Kleidung ist allerdings einem zweckmäßigen Blau in verschiedenen Schattierungen gewichen: Jeans beherrschen das Bild, ein geradezu uniformes Outfit, das bei festlichen Anlässen zu Schwarz mutiert. Die meisten Kleidungsstücke werden heute nicht mehr vor Ort, nicht einmal mehr im eigenen Land hergestellt, sondern aus der ganzen Welt bezogen.

Das Schloss ist glücklicherweise kein steriler Museumsbau geworden, sondern mit

Leben erfüllt. Seit 1955 eröffnete die Universität dort ihre Studiengänge. Der Schlossbau hat eine wunderbare und nützliche Verwendung gefunden, und die Studenten fühlen sich wohl in den Resten der barocken Umgebung und unter den Blicken der Musen, die in Stuck von der Decke herab lächeln. Viele Räume sind mit aufwändiger Elektronik und modernster Vortragstechnik ausgestattet. Die Schlossuniversität hat einen hervorragenden Ruf errungen und erbringt Spitzenleistungen besonders in den Fächern Betriebs- und Volkswirtschaftslehre, sowie Sozialwissenschaften. Zufall oder Absicht? – Es ist sicher im Sinne der Gründungsväter, die als Mannheimer Kaufleute mit Initiative des Oberbürgermeisters Otto Beck bereits vor 100 Jahren für einen gebildeten Nachwuchs sorgen wollten und daher die Handelshochschule in der Art einer Abendakademie ins Leben riefen. Sowohl die Dozenten wie die Studierenden gingen tagsüber ihrer regulären beruflichen Tätigkeit nach. Sie begnügten sich allerdings schon damals nicht nur damit, kaufmännisches Fachwissen zu vermitteln, sondern engagierten Wissenschaftler, die darüber hinaus in vielen Vorlesungen zur Allgemeinbildung beitrugen, um das Weltbild der jungen Kaufleute zu erweitern. Die Gründung war eine Leistung des Bürgertums. Finanziert wurde die Handelshochschule durch Stiftungen der Stadt Mannheim, sowie der Familie Lanz.

### IV.

Erstrebte ein junger Mann im 17. Jahrhundert eine Stelle bei der Stadtverwaltung, kamen einige Hürden auf ihn zu. Bei der Vergabe städtischer Ämter – wie z. B. Schatzungserheber, Rentmeister, Rhein- und Neckartorschreiber, Holzverwalter, Proviantmeister, Zollschreiber, Beseher und Nachgänger, alles Berufe, die eine Einnahme für die Stadt oder den Kurfürsten einzutreiben und zu verwalten hatten, – sicherte sich die Verwaltung ab. Die Bewerber mussten Kautionen in einer Höhe stellen, die sie in den meisten Fällen als Hypothek auf Haus- und Grundbesitz aufzunehmen gezwungen waren.

Was hielten Sie davon, eine solch persönliche Haftung bei unseren Stadt-, bzw.



*Der Sackträger. Plastik von Gerd Dehof, 1982. Mannheim, Jungbusch.*

Staatsoberhäuptern und Politikern wieder einzuführen? Der Umgang mit den Steuergeldern würde sicher mit größerem Verantwortungsbewusstsein gehandhabt werden und manche – nach Bürgerbeurteilung – unnötige Ausgabe würde dann sicher unterbleiben. Es wäre nur der Straftatbestand der Amtsuntreue einzuführen, dann könnte der fahrlässige Umgang mit Steuergeldern verfolgt und die Verantwortlichen regresspflichtig gemacht werden (Präsident des Bundes der Steuerzahler Karl Däke im MM vom 3. 9. 2005).

Auch müsste mit dem Bestand an öffentlichen Bauten und Brücken pfleglicher umgegangen werden. Meistens werden notwendige Instandhaltungsmaßnahmen auf die lange Bank geschoben, bis kostspielige General-sanierungen erforderlich werden, die so den Etat übersteigen, dass lieber zu Abriss und damit zur Vernichtung gegriffen wird.

Hier hat der Verein zur Erhaltung des Stadtbildes schon viel Gutes bewirkt wie z. B.

die Restaurierung der Brunnen am Wasserturm oder die Bürgerinteressengemeinschaft Lindenhof die Versetzung der Lanzkapelle etc. (siehe dazu Badische Heimat 2003, Heft 3). Es ist sehr löblich, dass so etwas durch private Initiative und Spenden bewerkstelligt und ermöglicht wird. Dass allerdings von allen Institutionen sogar mit Aufforderung der Stadtverwaltung Mäzene und Sponsoren angebettelt werden, ist vielleicht dringende Notwendigkeit, zeigt jedoch auch, wie unsensibel und nachlässig mit öffentlichem Eigentum umgegangen wird.

## V.

Zur Erlangung eines angesehenen Berufs bedurfte es schon immer einer Anstrengung.

Im 17. Jahrhundert geschah – wie uns die Ratsprotokolle berichten – bereits die Annahme eines Lehrlings vor der Ratsversammlung. Anwesend waren der Lehrbub, dessen Vater und der künftige Meister. Ab und zu notierte der Ratschreiber das Alter des angehenden Lehrlings, und wir staunen, 11 Jahre genannt zu bekommen. Der Junge musste sein gewohntes Zuhause verlassen; der Meister verpflichtete sich, außer seiner Lehrtätigkeit ihn „sauber zu halten“. Dafür musste der Vater das „Lehrgeld“ zahlen.

Heute ist das Zahlungsverhältnis umgekehrt. Seit Ende des 2. Weltkriegs wurden nach und nach Ausbildungsvergütungen auf Empfehlung der Handwerkskammern bezahlt. In vielen Familien fehlten damals die Väter, sie waren gefallen oder befanden sich noch in Kriegsgefangenschaft. So wurden Mütter unterstützt, deren Söhne andernfalls ohne Ausbildung geblieben wären. Erst danach wurden Tarifverträge zwischen den Innungen und den Gewerkschaften abgeschlossen, die bis heute je nach Beruf und sogar je nach Land verschieden ausfallen. Wegbereiter hierzu waren IG Metall und die Bauwirtschaft. Nun erhalten Auszubildende eine nach Monaten berechnete „angemessene Vergütung“. Angehende Azubis erkundigen sich sehr genau über die Höhe des ihnen „zustehenden Lohnes“.

Die Redewendungen „lass dir dein Lehrgeld zurückgeben“, wenn einer versagt hat, oder

„Lehrgeld zahlen müssen“, wenn sich der Erfolg erst nach vorangegangenen Misserfolgen einstellt, sind damit ad absurdum geführt, werden häufig nicht mehr verstanden und sind bereits am Verschwinden.

Zurück zu den Lehrbuben im 17. Jahrhundert. Auch die Beendigung der Lehrzeit, die „Freisprechung“, wurde im Rathaus in Anwesenheit des Meisters und zweier Zeugen vollzogen. Wollte einer gar Meister werden, musste er sein Meisterstück den Ratsherren vorlegen, wobei zwei Meister seines Faches das Werk begutachteten. So hatte z. B. ein Schlosser zwei Pistolen gefertigt oder ein anderer ein Schrankschloss. Von einem Schreiner wurde nicht nur ein exakt ausgearbeitetes Modell sondern auch der maßgerechte Entwurf, der „Riss“, verlangt. Die Anerkennung als Meister war damals mit dem Nachweis von Hausbesitz verbunden. Er musste ja bei der Einstellung von Lehrlingen diese in seinem Hause unterbringen können. Natürlich mussten Prüfungsgebühren an die Stadtkasse und den Meistern „Beschaukosten“ bezahlt werden. Dass anschließend an die Prüfung den anwesenden Ratsherren und Meistern eine „Ergötzlichkeit“ zusammen mit einer Flasche Wein spendiert wurde, war gang und gäbe. – Heute: Bestechung?

In unserer Zeit wird in vielen handwerklichen Berufszweigen keine Meisterprüfung mehr verlangt oder diese in Frage gestellt. Meister und Geselle sind somit gleichgestellt. Wagners Meistersinger würden den Kopf schütteln. „Meister“ sind nur noch in den Berufszweigen erforderlich, in denen „Haf-tung“ zu Vermögensschäden führt.

Die Handwerkskammer hat sich immer für qualifizierte Ausbildung eingesetzt und damit den Kunden eine Qualitätsgarantie übermittelt. Als die Amerikaner 1948 die schrankenlose Gewerbefreiheit einführen wollten, kam es zu Protestkundgebungen. In der einmütig gefassten Entschliebung des Präsidenten der Arbeitsgemeinschaft der Württemberg- Badischen Handwerkskammern Kopp und des Präsidenten der Mannheimer Handwerkskammer Sieber mit Ministerpräsident Dr. Reinhold Maier und Wirtschaftsminister Dr. h.c. Veit wird betont, „dass der nach heißen, jahrelangen Kämpfen errungene

„Große Befähigungsnachweis“ im Handwerk unter allen Umständen erhalten bleibt“.

Es scheint, als wurde jetzt durch politischen Willen etwas beseitigt, an dessen Existenz viele Bürger Interesse hatten und haben. Die Zukunft wird zeigen, ob dieser Weg der richtige war.

In früheren Zeiten war das Wort „Knecht“ die übliche Bezeichnung für den gelernten Handwerker. So gab es Schuhmacherknechte und Bauknechte, Bäcker- und Metzgerknechte, etc.; „Schiffsknecht“ war der Name für den heutigen Matrosen. Der „Stadtknecht“ war zur kurfürstlichen Zeit ein angesehener Beamter der Stadtverwaltung, von dem bei der Einstellung mindestens zwei Sprachen – neben Deutsch bevorzugt Französisch – verlangt wurden, wie aus einer Stellenausschreibung im Ratsprotokoll vom 18. Februar 1662 hervorgeht. Seine Uniform wurde im Ratsprotokoll 1666 detailliert festgelegt: „... Rock, Hose, Strümpfe von rotem Tuch und blauer Fütterung, dazu blaue, weiße und rote Knöpfe“. Bei seiner Anstellung wurde er „in handtreuliche Pflicht“ genommen.

Wir sehen diese Uniformen „ohne uns dessen bewusst zu sein“ mit kleinen Farbvariationen bei den Garden der Mannheimer Karnevalsvereine, insbesondere bei der „Ranzengarde“.

Auch der „Diener“ war damals und noch bis etwa 1900 eine Persönlichkeit, von der insbesondere Treue und Diskretion erwartet wurde. Doch wer will heute noch einem anderen dienen oder gar dessen Knecht sein. Das Wort „Diener“ steckt noch in „Bedienung“, wobei es zur missbräuchlich ausgeübten „Selbstbedienung“ entartet, wie sie von manchen Politikern und Managern praktiziert wird.

## VI.

Das Leben in Mannheim, an Rhein und Neckar gelegen, wurde natürlich weitgehend durch die Wasserstraßen bestimmt. Bereits im Dorf Mannheim waren Fischer und Schiffer zu Hause. Seit der Stadtgründung standen an erster Stelle die Großtransporte von Holz, häufig als Floß im Schwarzwald oder Odenwald zusammengestellt und stromabwärts

geschickt. Ebenso wurden Steine und Kies für die Bautätigkeit der aufblühenden Stadt benötigt. Auch Brennholz wurde auf dem Wasserweg angeliefert.

Die Durchreise verlief – abgesehen von den Tücken des Hoch- und Niedrigwassers – nicht immer glatt, da an vielen Stellen Passiergelder verlangt wurden. Auch die Kurfürsten und ihre Vorgänger die Pfalzgrafen hatten mit ihren bei Mannheim gelegenen Zollstellen Rheinhausen und Eichelsheim schon immer kräftig abgeseht. Doch 1743 beschwerten sich die „Schiffsleuthe und Flötzer“ beim Stadtrat über die Maßnahmen an der französischen Schiffsbrücke bei Ladenburg, da die „dort bestellten Knechte mit den Durchlassgeldern allzu hart“ verfahren.

Aber die Schiffer und Flößer brachten auf ihrer Talfahrt nach Mannheim mit der Zeit noch andere Waren mit. So entdeckte der Visiteur Ferch, dass „Fremde, sowohl Christen wie Juden und französische Marquetender“ vor den Toren der Stadt preiswert ein- und verkauften. Es wurden Fleisch, Wildbrett, Geflügel, Erbsen, Spargel und frische Butter gehandelt. Diesem fröhlichen Geschäftstreiben versuchte der Rat zunächst Einhalt zu gebieten, aber wahrscheinlich erfolglos, denn bald wurde das Anlegen der „Marktschiffe“ zur Regel.

Auch in unserer Zeit hat sich ein lebhaftes Einkaufsgeschehen außerhalb der City entwickelt. Besonders die kleineren Einzelhandelsgeschäfte in der Innenstadt beklagen die Konkurrenz auf der sogenannten „Grünen Wiese“. Allerdings freuen sich die Auto fahrenden Käufer über das reichhaltige, alle Sparten abdeckende Kaufangebot und die großzügigen und kostenlosen Parkmöglichkeiten zum günstigen Be- und Entladen.

Die Dummen bei dieser Entwicklung sind außer den Einzelhändlern Ältere und Nicht-Autofahrer, die auf kurze Wege in der Nachbarschaft angewiesen sind, nicht zuletzt aber die Stadt selbst, der zuverlässige Steuereinnahmen verloren gehen und schlimmstenfalls eine Verödung der Innenstadt droht. Dagegen kann nur eine Qualitätsoffensive seitens der Stadt und der Einzelhändler helfen. Der von der Stadt Mannheim beschrittene Weg, den öffentlichen Straßenverkehr attraktiver zu machen, d. h., Sanierung der Straßen, Einsatz

zusätzlicher Busse und Bahnen, Verbesserung des Stadtbildes, z. B. Erweiterung des Kongresszentrums Rosengarten, Bau des neuen „Weltstadthauses“ Peek und Cloppenburg, attraktive Veranstaltungen in der SAP Arena etc. – dürfte in die richtige Richtung weisen.

Aber zurück zum Hafengebiet, das mit den steigenden Bevölkerungszahlen und Bedürfnissen weiter wuchs. Truppentransporte fanden bereits per Schiff statt, und berühmte Reisende wie Goethe, Lord Byron und William Turner, der bekannte englische Maler, haben uns ihre Erfahrungen einer Rheinfahrt in Wort und Bild überliefert.

Doch wie mühselig war die Schifffahrt flussaufwärts. Am Ufer entlang verliefen die Treidelpfade, auf denen die Schiffszieher, die sogenannten „Karcher“, ihre ganze Körperkraft einsetzen mussten, oder die „Halfterer“, die rücksichtslos mit der Peitsche auf ihre Pferde einschlugen, damit die schwere Fracht sich vorwärts bewegte.

Welch ein Glück, als mit der Erfindung des Dampfschiffs die Schinderei des Treidelns ihr Ende fand. Am 18. September 1825 legte erstmals ein Dampfschiff in Mannheim an. Ab 1827 begannen regelmäßige Dampferfahrten auf dem Rhein. Und welch eine Zeitersparnis! Wenn ein Treidelschiff von den Niederlanden bis Mannheim fünf Wochen brauchte, verringerte sich die Bergfahrt mit dem Dampfschiff auf eine Woche.

Aber die damaligen Schiffszieher sahen das ganz anders. Die Maschine wurde als Feind des Menschen betrachtet, die ihm die Arbeit und damit den Verdienst wegnahm. Die verlorene Beschäftigung versetzte die Menschen in Rage. Sie reagierten genau so wie die Weber in Schlesien, die glaubten mit der Zerstörung des mechanischen Webstuhls ihr Problem lösen zu können. Die frühen Dampfschiffe kamen in jener Zeit von den Niederlanden nur unter militärischem Schutz unbeschädigt in Mannheim an.

Mannheim entwickelte sich zum wichtigen Umschlagplatz und damit entstanden neue Berufe. Jetzt brauchte man den Hafenmeister, Schleusenwart, Waagmeister, Kranführer, Verwalter und natürlich auch eine Hafenwache.

1840 weihte Großherzog Leopold das erste Hafenbecken ein, was den erneuten Auf-

schwung der Stadt einleitete. Großherzog Friedrich kam 1875 und nochmals 1907 zur Einweihung weiterer Hafen- und Handelsvergrößerungen nach Mannheim. Mit der gleichzeitigen Erfindung der Eisenbahn konnten die mit dem Schiff ankommenden Güter auf die Schiene umgeladen und weitertransportiert werden. Es herrschte ein wuseliges Treiben, wenn ein Schiff einlief. Lastenträger wurden angeworben. Aber die Hafenarbeiter waren Tagelöhner, d. h., an Sonn- und Feiertagen gab es kein Geld. Wehe, wenn einer krank wurde oder sich verletzte! Lohnfortzahlung war damals noch eine Utopie.

Spazieren wir heute durch das Hafengebiet, ist nichts mehr von der geschäftigen Betriebsamkeit zu sehen. Kaum bewegt sich ein Auto den Fahrstraßen entlang, selten begegnet man einem Fußgänger. Ab und zu kreischt eine Möwe. Krane und Kranbrücken haben die Schwerarbeit der Lastenträger übernommen. Sie bestimmen das Bild im Hafen und hieven fast lautlos Schwergewichte aus den Schiffsbäuchen. Ein einzelner Mann steuert die Bewegung. Bei dieser Ruhe ist es fast nicht zu glauben, dass der heutige Industrie- und Handelshafen einen jährlichen Güterumschlag von ungefähr acht Millionen Tonnen verzeichnen kann und in Spitzenzeiten wie 1970 und 1976 sogar auf über zehn Millionen Tonnen kam. Das Containergeschäft ist die praktische Form des Warentransports. Der einfache Container hat den Handel revolutioniert und die Globalisierung auf den Weg gebracht. 2004 konnten 100 000 Container eingesetzt werden, um die Warenströme von Schiene und Straße auf die Wasserwege zu leiten oder umgekehrt.

Hierdurch ist die Hafengesellschaft ein zuverlässiger Großsteuerzahler für das Land Baden-Württemberg, im „Mannheimer Morgen“ vom 18. Juli 2005 als „Perle“ unter den Landesbetrieben bezeichnet.

Zur Erinnerung wurde dem einstigen Sackträger 1982 ein Denkmal gesetzt. – Die körperliche Plackerei hat ein Ende gefunden, Arbeit findet auf einer anderen Ebene statt.

## VII.

Wenn auf einer seiner Reisen Goethe die Stadt Mannheim als „reinlich und sauber“

bezeichnete, war dies wohl der regelmäßigen Arbeit der „Gassensäuberung“ zu verdanken und dem „Kerchel“, das in Handbetrieb in den Straßen für Sauberkeit sorgte. Dafür mussten die Anwohner „Gassenkerchelselder“ bezahlen. Jede Arbeit hat ihren Preis! Als die kurfürstlichen Angestellten meinten, sich davor drücken zu können, wurde ihnen klargemacht, dass auch sie „ohne Ausnahme Gassensäuberungsgebühr“ zu entrichten haben, widrigenfalls man ihnen den Beitrag von ihrer Besoldung abziehe.

Als im 19. Jahrhundert die Stadt erneut gegen die Verschmutzung kämpfte, und insbesondere die Hunde wegen ihrer Hinterlassenschaften angeprangert wurden, kam ein Witzbold unter den Konditoren auf eine ausgefallene Idee: Er schuf einen delikaten Teig mit fein abgestimmter Gewürzmischung, drehte ihn zu kleinen Häufchen und überzog das Ganze mit Schokolade. – Hm, fein! Der „Mannheimer Dreck“ war geboren und ist bis heute eine geschätzte und weit über Mannheim hinaus bekannte Spezialität.

Heute – bei einer Einwohnerzahl von über 325 000 Personen – wäre das damalige Kerchel völlig überfordert. Große Spezialfahrzeuge verkehren in der Stadt und entsorgen in regelmäßigem Rhythmus mit einem Heer von Müllwerkern den Abfall. Sie holen Abfalltonnen bis 240 Liter aus den Verschlägen und wuchten mit Rollen bestückte 1100-Liter-Großcontainer auf die Straße, damit das Müllfahrzeug keine längeren Verkehrsbehinderungen verursacht. Die Bevölkerung sammelt und trennt gewissenhaft alle Rückstände, die am Ende des Kreislaufes gemeinsam die „thermische Wiederverwertung“ antreten. Doch die Probleme der Verschmutzung der Straßen sind die gleichen geblieben und haben sich durch die angewachsene Bevölkerung und die oberflächliche Haltung und mangelhafte Erziehung vieler eher noch verstärkt.

Um das Stadtbild zu verbessern und auch Besuchern und Gästen einen positiven Eindruck zu vermitteln, hat einer unserer Bürgermeister einen ganzen Bußgeldkatalog aufgestellt mit Gebühren für weggeworfene Zigarettenskippen, Papier- und Essensreste, nicht-beseitigte Hundehaufen, etc., etc. Das Bewusstsein für Sauberkeit sollte geschärft

und das Erscheinungsbild der Stadt verbessert werden. Konsequenterweise durchgeführt wurde die Maßnahme nie. Folglich ...!

Können Sie sich bei solchen Abfallmengen eine Großstadt vorstellen, in der sieben Wochen lang der Müll nicht abgeholt wird? So geschehen im Februar/März 2006!

Verwunderlicherweise probten schon 1743 die Müllwerker – damals Kärcher genannt – Willich, Dalckner und Reuschenbach den Streik, um höhere Löhne durchzusetzen. Kurzerhand vergab der Stadtrat die Arbeit in anderweitige „admodiation“ (Admodiator= Pächter), womit der Fall erledigt war.

## VIII.

Unser Wissen über die Menschen in der Stadt und ihre Tätigkeiten in der Vergangenheit verdanken wir weitgehend dem Ratschreiber, der das gesamte Schreibwesen des Stadtrats besorgte und auch die Protokolle beim Stadtgericht fertigte.

Seine Arbeit bestand darin, alle Sitzungsergebnisse als Beweisstück mit Feder und Tinte schriftlich festzuhalten, auf das die damaligen Bürgermeister und Ratsverwandten (= Stadträte) jederzeit zurückgreifen und Bezug nehmen konnten.

Der Ratschreiber war ein rechtskundiger Beamter und genoss hohes Ansehen.

Zu seiner Hilfe hatte er „Unterschreiber“. Auf eine solche Stelle bewarb sich 1743 der Amanuensis (Schreibgehilfe, Sekretär, a manu = von Hand) Philipp Meder „in submissemten Supplizieren, demüthigstem Vorstellen und fußfälligem bitten als Stattratsscribent“. Trotz der hervorragenden Beurteilung, „dass er vorzüglich anderen zu gebrauchen gewesen“, erfährt er eine Ablehnung.

Heute sind Bewerbungen – Gott sei Dank – nicht mehr von solcher Unterwürfigkeit geprägt. Die große Enttäuschung und Betroffenheit bei einer Ablehnung dürfte jedoch bei allen Arbeitssuchenden zu allen Zeiten gleich deprimierend sein.

Obwohl der Erfinder des Fahrrades, Freiherr Drais von Sauerbronn, bereits 1832 eine Schreibmaschine erfunden hatte, auch Franzosen, Italiener und Engländer sich mit solchen Konstruktionen beschäftigten, und der

amerikanische Waffen-, Landmaschinen- und Nähmaschinenhersteller Remington bereits seit 1873 Schreibmaschinen fabrikmäßig herstellte, hat die Mannheimer Stadtverwaltung bis 1930 an ihrem Ratschreiber festgehalten. Erst ab 1931 liegen die Ratsprotokolle maschinengeschrieben vor.

Das großformatige, voluminöse Erscheinungsbild der handschriftlichen Protokolle wurde dadurch augenfällig reduziert.

Eine große Anzahl von Damen mit Stenogrammblock und später mit Diktiergerät hielt Einzug in die Büros von Verwaltungen, Betrieben und Banken. Doch auch diese Arbeit hat ihr Ende gefunden. Der Computer hat das Heer der Schreibkräfte verdrängt. Andere Qualifikationen sind gefragt. Wer nicht in der Lage ist, sich umzustellen und dazu zu lernen, steht auf der Straße.

Früher erlernte man einen *Beruf*, um ihn möglichst ein Leben lang auszuüben, weil man sich berufen fühlte und dadurch *Freude* erlebte.

Heute wird ein *Job* gesucht, der *Spaß* machen soll. Der sprachliche Ausdruck beschreibt und ist verräterisch. Veränderung ist damit bereits vorprogrammiert. Allerdings gehen Mobilität und Anpassung an neue Erfordernisse auf Kosten der Sicherheit. Die Gesetze zum Schutze der Arbeitnehmer sind im Laufe des 20. Jahrhunderts stetig verbessert worden. Auch dies scheint sich nun wieder zu ändern.

Wandel ist schmerzlich; er ist mit Abschied vom Gewohnten verbunden, mit Unsicherheit und Sorgen, aber auch mit Hoffnung auf die Zukunft, auf Neues. Panik ist nicht die Lösung, Mut und Gestaltungswille setzen neue Kräfte frei.

Es ist schon viel Wasser den Rhein hinunter geflossen, oder mit Heraklit:

„Alles ist im Fluss“.

### Quellen u. Literatur

Ratsprotokolle beim Stadtarchiv Mannheim ab 1661.

Friedrich Walter: „Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart“, Bd. 1 u. 2.

„Geschichte Mannheims, vom Übergang an Baden (1802) bis zur Gründung des Reiches“.

Johann Wolfgang v. Goethe: Hermann und Dorothea, Abschnitt „Die Bürger“.

Eugen Haberkorn u. Joseph Friedrich Wallach: Hilfs-  
wörterbuch für Historiker, Mittelalter und Neuzeit.

Eike Pies: Zünftige und andere alte Berufe.

Rudi Palla: Lexikon der untergegangenen Berufe.

Handwerkskammer Mannheim: 100 Jahre Handwerks-  
kammer Mannheim im Dienste des Handwerks: Tradi-  
tion – Innovation – Vision.

Hanspeter Rings: Mannheim auf Kurs, Hafen- und  
Schifffahrtsgeschichte der Stadt an Rhein und Neckar.

Caffee, Capern und Corinthen – Mannheimer Hafen-  
leben, Mitte des 19. Jahrhunderts.

Brigitte Höft, Liselotte Homering: „Mannheimer  
Schule“ Sachteil 5 in „Die Musik in Geschichte und  
Gegenwart“, Allgemeine Enzyklopädie der Musik  
begründet von Friedrich Blume.

Ludwig Finscher: Mannheimer Hofkapelle im Zeitalter  
Carl Theodors.

Mozart und Mannheim, Kongreßbericht Mannheim  
1991.

Roland Würtz: Mannheimer Mozart-Buch, im Auftrag  
der Mozart-Gesellschaft Mannheim.

Joachim E. Berendt: Das große Jazzbuch, von New  
Orleans bis Salsa und JazzRock.

Rektor Prof. Dr. Eduard Gaugler: Die Universität  
Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart.

Andreas Pfeiff: Die Handelshochschule Mannheim  
zwischen Kaiserreich, Republik und Diktatur. Diplom-  
arbeit vom 31. III. 2004.

Duden Taschenbücher: Redensarten.

Wahrig: Deutsches Wörterbuch.

Bertelsmann: Lexikothek.

Mannheimer Morgen,  
Frankfurter Allgemeine Zeitung,  
Die Zeit,  
Newsweek, 17. April 2006: Christian Caryl: The Box Is  
King.

Für Hinweise bedanke ich mich bei Frau Dipl. Ing.  
Susanne Back, Bauassessorin und Herrn Walter Wor-  
zelberger, früher Handwerkskammer.



Anschrift der Autorin:  
Line Huber  
Dilsberger Straße 4  
68259 Mannheim

# Die Abgeltung der Militärpflicht des jungen Friedrich Daniel Bassermann

Das politische Wirken von Friedrich Daniel Bassermann, einem der führenden liberalen Politiker im Vormärz und während der Revolution 1848/49, Abgeordneten der Zweiten Badischen Kammer, Mitglied des Vorparlaments und der Paulskirche und schließlich Reichsminister, ist in der biographischen Literatur ausführlich gewürdigt worden<sup>1</sup>. Aus der darin weniger dokumentierten frühen Lebensphase haben sich in Privatbesitz einige Schriftstücke erhalten, die die Abgeltung der Militärpflicht des 21jährigen Friedrich Daniel Bassermann betreffen und die jüngst dem Mannheimer Altertumsverein für seine archivalischen Sammlungen überlassen wurden<sup>2</sup>. Die vier Dokumente aus dem Jahr 1832 sind geeignet, seine Biographie um einen bisher nicht bekannten Aspekt zu ergänzen.

## DER JUNGE BASSERMANN

Bis zu seiner beruflichen Selbständigkeit hatte Friedrich Daniel Bassermann, geboren am 24. Februar 1811 in Mannheim, verschiedene kaufmännische Stationen durchlaufen. Nach dem Besuch des Mannheimer Lyzeums absolvierte er 1826 eine Lehre in der Bassermannschen Eisenhandlung seines Onkels, hielt sich 1827–29 in Frankreich auf, bezog anschließend zur Examensvorbereitung die Universität Heidelberg und trat im April 1831 zur weiteren praktischen Ausbildung in Nürnberg in ein „Drogengeschäft“<sup>3</sup> ein. Von Nürnberg aus hatte er öfters Kontakt mit Frau Karbach in Erlangen, Witwe eines früheren Mannheimer Geistlichen, und deren Tochter Emilie, mit der er sich am 20. Januar 1832 verlobte. In dieses Jahr fällt auch seine Verpflichtung zum Militärdienst.

## DAS EINSTEHERWESEN IN BADEN

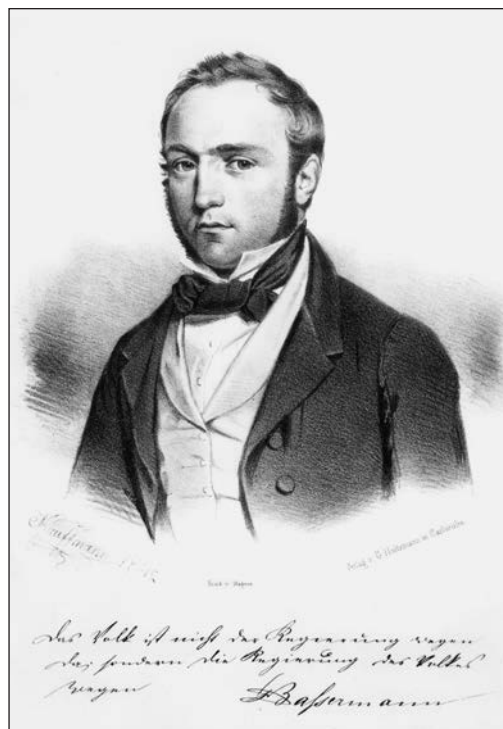
Die Militärpflicht war in Baden zu diesem Zeitpunkt durch das Konskriptionsgesetz vom 30. Mai 1825 geregelt<sup>4</sup>. Es bestimmte im § 1: „Alle Badener sind der Kriegsdienstpflicht unterworfen“, doch ließ das Konskriptionssystem hier wie auch in anderen Staaten des Deutschen Bundes eine Reihe von Exemptionen zu<sup>5</sup>. Ausgenommen waren zunächst die Standesherren und ihre Familien, ferner konnten Ausnahme- und Härtefallregelungen aufgrund von beruflichen, familiären oder gesundheitlichen Verhältnissen oder der Losentscheid zu einer gesetzlichen Befreiung führen. Außerdem gab es für einen Konskriptionspflichtigen auch die Möglichkeit der privatrechtlichen Freistellung durch Stellung eines Ersatzmannes, des sogenannten Einsteher, der sich verpflichtete, gegen Bezahlung stellvertretend den Militärdienst zu versehen. Das Einsteherwesen ist jüngst von Thomas Michael Schneider für Württemberg umfassend aufgearbeitet worden<sup>6</sup>, wo die Stellvertretung für jedermann seit 1819 gesetzlich verankert war und 1828 präzisiert wurde. Die Einstandssumme war auf 400 Gulden festgelegt. Gesellschaftspolitisch war mit diesem Instrument de jure ein „scheinbar größeres Maß an Gleichbehandlung“ erreicht worden, während de facto doch ein finanzkräftiger Personenkreis bevorzugt von der Möglichkeit der privaten Befreiung Gebrauch machen konnte. Andererseits ist nicht zu übersehen, dass diese Regelung interessierten Einsteher eine gute Verdienstquelle eröffnete.

In Baden war die Möglichkeit des „Einstellens“ in einer Verordnung von 1819 zwar vorgesehen, jedoch noch als Ausnahme dekla-

riert worden<sup>7</sup>: „Jeder Conscriptionspflichtige muß in der Regel selbst dienen, das Einstellen ist Ausnahme, durch häusliche Nothwendigkeit, und andere auf gleiche Linie mit ihr stehende Verhältnisse begründet“. Im Gesetz von 1825 wird jedoch das Einstellungsrecht in §§ 47–56 neu und umfassend als jedermann offenstehendes Verfahren geregelt. Das Gesetz räumt jetzt grundsätzlich jedem Militärdienstpflichtigen (Einsteller) das Recht ein, einen Ersatzmann (Einsteher) zu stellen, den die Militärbehörde nur in begründeten Fällen ablehnen kann. „Jeder, welcher zum Eintritt in das Armeecorps bestimmt ist, kann einen Mann für sich einstellen, welches aber noch vor dem Exercieren des Einstellers erfolgen muß.“ Der Einstandsvertrag ist an keine Form gebunden, muss aber vom zuständigen Amt protokolliert und der obersten Militärbehörde zur Prüfung vorgelegt werden, ob die Voraussetzungen erfüllt sind. Was die Höhe des Entgelts für das Einstehen betrifft, sind die Vertragspartner „keinerley Beschränkungen unterworfen“, sofern folgende Bedingungen eingehalten werden: 1. Die ganze Summe muss bar bei der General-Einstandsgelder-Kasse in Karlsruhe hinterlegt werden. 2. Diese Kasse verzinst das Einstandskapital zu üblichen Konditionen. 3. Das Kapital ist während der ganzen Dienstzeit unablöslich. Der Einstehende genießt nur die Zinsen. 4. Nebenverträge und geheime Absprachen sind verboten. 5. Es kann zusätzlich ein Handgeld bis zur Höhe von maximal 50 Gulden vereinbart werden, das in der betreffenden Regimentskasse hinterlegt wird. Der Einstehende bekommt dieses Geld nicht auf die Hand, sondern die Militärdienststelle händigt ihm regelmäßige Teilbeträge aus.

## EIN EINSTEHER FÜR FRIEDRICH DANIEL BASSERMANN

Das Konskriptionsgesetz von 1825 bestimmt in § 11: „Der ordentlichen Conscription sind unterworfen alle Staatsangehörigen, welche im Laufe des der Conscription unmittelbar vorhergehenden Jahres das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt haben.“ Folgerichtig wurde zu Beginn des Jahres 1832 der 21-jährige Friedrich Daniel Bassermann für den Militärdienst rekrutiert. Die Familie



Porträt Friedrich Daniel Bassermann.  
Lithographie bez.: Kauffmann 1842. Reiss-Engelhorn-Museen

Bassermann, für die die Ableistung der Militärpflicht des Sohnes keine ernsthafte Option war, machte in dieser Situation von dem Einstellungsrecht Gebrauch und bemühte sich um einen Stellvertreter. Sie fand in Christian Reiningen von Gundelfingen<sup>8</sup> einen Mann, der bereit war, als Einstehende für Friedrich Daniel Bassermann zu fungieren. Nachdem man sich offenbar rasch über die Einstandssumme einigen konnte, wurde das Verfahren in folgenden Schritten abgewickelt, die durch die vorhandenen Schriftstücke belegt sind:

- Das Stadtamt Mannheim protokolliert den Einstandsvertrag und überstellt ihn dem Kriegsministerium zur Genehmigung (Januar 1832; dieses Dokument liegt nicht vor).
- Nach der Bestätigung durch das Kriegsministerium (27. 1. 1832) veranlasst das Stadtamt Mannheim mit Schreiben vom 14. 2. 1832 den Bankier Bassermann, die vereinbarte Einstandssumme von 480 Gulden an die General-Einstandsgelder-Kasse

in Karlsruhe anzuweisen. Zugleich sollen die zusätzlichen 40 Gulden Handgeld an die zuständige Einheit, das Dragoner-Regiment in Mannheim, einbezahlt werden.

- Der Vater Friedrich Ludwig Bassermann ist dieser Aufforderung umgehend nachgekommen. Bereits 3 Tage später, am 17. 2. 1832, quittiert der Einsteher Reiningen die „vierzig Gulden Handgeld, welches der Unterzeichnete von Herrn Bassermann von hier als Einstehen für dessen Sohn richtig erhalten hat“. Die Quittung ist von dem Regimentsbevollmächtigten Krauth mitunterzeichnet.
- Die General-Einstandsgelder-Kasse bestätigt am 18. 2. 1832 den Eingang des Einstandskapitals für Christian Reiningen von Gundelfingen durch den Einsteller Friedrich Daniel Bassermann in Mannheim.
- In der letzten, von Regiments-Kommandeur und Obristleutnant von Roggenbach am 17. 2. 1832 unterzeichneten Urkunde wird dem 21-jährigen Rekruten Friedrich

Daniel Bassermann, der bei der 1. Escadron des Dragoner-Regiments von Freystedt N. II eingeteilt war, infolge Kriegsministerial-Erlass vom 27. 1. 1832 gegen Einstellung des Dragoners Christian Reiningen der Abschied erteilt.

## WERDEGANG NACH DEM MILITÄRABSCHIED

Kurz vor seinem 21. Geburtstag am 24. Februar 1832 hatte Friedrich Daniel Bassermann damit dank der finanziellen Unterstützung des Vaters die Militärverpflichtung abgegolten, die seinen eingeschlagenen Werdegang als Kaufmann, aber bald auch als gesellschaftlich und politisch aktiver Bürger erschwert, wenn nicht sogar verändert hätte. Insofern spielt die hier dokumentierte legale Umgehung des Militärdienstes für die persönliche Entwicklung Bassermanns eine nicht unwesentliche Rolle. Er konnte sich zunächst ohne Zeitverzögerung seiner Fortbildung im



„Cavalcade“ der Familie Bassermann vor dem Haus in R 1, 4–6. Aus: Album der Goldenen Hochzeit von Friedrich und Wilhelmine Bassermann am 28. Juli 1855.

Privatbesitz

kaufmännischen Beruf widmen. Nach Auslandsaufenthalten bei befreundeten Firmen in Triest und London kaufte er im November 1833 das „Drogengeschäft“ der Gebrüder Giuliani in Mannheim und verlegte es in das 1828/29 erbaute väterliche Haus am Markt in R 1, 4–6, das bereits das Bankgeschäft Reinhardt und Bassermann beherbergte<sup>9</sup>. Der beruflichen Selbständigkeit folgte die familiäre: Am 9. Mai 1834 feierte Friedrich Daniel Bassermann in Erlangen die Hochzeit mit Emilie Karbach, die im Juni des Jahres nach Mannheim übersiedelte. Wenig später begann das öffentliche Wirken Bassermanns als politischer Repräsentant des liberalen Bürgertums, das zunehmend seinen ganzen Einsatz forderte, „nicht nur als Berufung, sondern zugleich als Beruf“<sup>10</sup>.

#### Anmerkungen

- 1 Angermann, Erich: Friedrich Daniel Bassermann. In: Neue Deutsche Biographie, Bd. 1, Berlin 1952, S. 624 f.; Bassermann, Kurt: Bassermann. In: Alte Mannheimer Familien, hg. von Florian Waldeck, 4. Teil, Mannheim 1923, S. 71–175 (Schriften der Familiengeschichtlichen Vereinigung Mannheim); hier S. 89 ff.; Denkwürdigkeiten von Friedrich Daniel Bassermann 1811–1855, Mitglied des badischen Landtags, des Vorparlaments, der deutschen Nationalversammlung und des Reichsministeriums, hg. von Friedrich und Ernst von Bassermann-Jordan, Frankfurt a. M. 1926; Gall, Lothar: Bürgertum in Deutschland, Berlin 1989; Gollwitzer, Heinz: Friedrich Daniel Bassermann und das deutsche Bürgertum, Mannheim 1955 (Schriften der Gesellschaft der Freunde Mannheims und der ehemaligen Kurpfalz. Mannheimer Altertumsverein von 1859, H. 2); Thorbecke, Aug.: Friedrich Daniel Bassermann. in: Badische Biographien, T. 1, Heidelberg 1875, S. 37–45.
- 2 Dokumente aus Familienbesitz, von Fried Bassermann (Mannheim) dem Mannheimer Altertumsverein als Geschenk überlassen im April 2006.

- 3 Der Begriff „Drogen“ wird im damaligen Sprachgebrauch als Sammelbezeichnung für pflanzliche, tierische und mineralische Rohstoffe im Sinne von Drogeriewaren verwendet.
- 4 Gesetz über die „Verpflichtung zum Kriegsdienste“ vom 14. 5. 1825 (Großherzoglich-Badisches Staats- und Regierungs-Blatt, Jg. 1825 Nr. X, S. 67–87).
- 5 Gahlen, Gundula: Rezension von: Thomas Michael Schneider: Heeresergänzung und Sozialordnung. Dienstpflichtige, Einsteher und Freiwillige in Württemberg zur Zeit des Deutschen Bundes, Bern/Frankfurt a. M. [u. a.]: Peter Lang 2002, in: sehepunkte 3 (2003), Nr. 4 [15. 4. 2003], URL: <<http://www.sehepunkte.de/2003/04/3631384599.html>> (22. 4. 2006).
- 6 Schneider, Thomas Michael: Heeresergänzung und Sozialordnung. Dienstpflichtige, Einsteher und Freiwillige in Württemberg zur Zeit des Deutschen Bundes (= Europäische Hochschulschriften. Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften; Vol. 917), Bern/Frankfurt a. M. u. a. 2002, S. 93 ff.
- 7 Verordnung vom 1. 4. 1819, in: Großherzoglich-Badisches Staats- und Regierungs-Blatt, Jg. 1819 Nr. XIII, S. 74–77.
- 8 Christian Reininger, wohl aus Gundelfingen im Breisgau, da der Einsteher ein Inländer sein musste. Im Kirchenbuch Gundelfingen kommt der Familienname Reininger damals jedenfalls häufig vor (GLA 390/1575).
- 9 Die Wiedergabe dieses in Familienbesitz befindlichen Bildes des Hauses R 1, 4–6 erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Herrn Fried Bassermann, Mannheim.
- 10 Gall (Anm. 1), S. 238.



Anschrift des Autors:  
Peter Galli  
Belvedere 7  
76646 Bruchsal

# Briefe des blinden Mannheimer Akademiemitglieds Weissenburg

## Ein Fundbericht

In den Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit, einer in Mannheim verlegten wissenschaftlichen Zeitschrift, erschienen 1781 unter der Überschrift „Briefwechsel eines pfälzischen Blinden“ in mehreren Folgen Schreiben eines blinden Mannheimers. Von diesen Briefen wurde versichert, sie seien eigenhändig niedergeschrieben und nicht etwa diktiert worden, was mehr als vier Jahrzehnte vor Entwicklung der Braille-Blindenschrift verständlicherweise für Aufsehen und Bewunderung sorgte: „Wie! ein Brief... von Ihrer eigenen Hand? noch dazu ... mit aller orthographischen Genauigkeit? Wer sollte das von einem Blinden glauben?“<sup>1</sup>

Verfasser dieser Briefe war Johann Ludwig Weissenburg (1752–1800), gerichtet waren sie an verschiedene Persönlichkeiten, namentlich an den Lehrer der freien Künste und Philosophie Christian Niesen (1733–1784), an Hofkammerrat Johann Peter Kling (1749–1809) und an die gleichfalls blinde Wiener Musikerin Maria Theresia Paradis (1759–1824). Die Briefe setzen sich ausführlich mit dem „fast allgemeinen Vorurtheil“ auseinander, dass Blinde hilflos und „zu nichts fähig“ seien.<sup>2</sup> Da sie mangels Bildungsfähigkeit nichts zum Wohl eines Gemeinwesens beitragen könnten, dürften sie als „als unnütze Glieder eines States“<sup>3</sup> auch allenfalls eine rein materielle Wohltätigkeit erwarten. Die Briefe verraten damit viel über die Situation von Blinden im 18. Jahrhundert; über Weissenburgs vielbestaunte Handschrift allerdings und ihre oft kommentierte Lesbarkeit erfährt man aus der gedruckten Version verständlicherweise nichts.

So war auch die spätere Forschung zur Entwicklungsgeschichte der Blindenschrift weitgehend auf Mutmaßungen angewiesen,

was das Erscheinungsbild von Weissenburgs „lignes de sa propre main“ betrifft. Denn ein knapper Stammbucheintrag von wenigen Zeilen schien die einzige erhaltene Schriftprobe von Weissenburgs Hand zu sein.<sup>4</sup> Im Nachlass des elsässischen Dichters Gottlieb Konrad Pfeffel (1736–1809), der 1758 erblindete und in den 1780er Jahren die Bekanntheit seines Mannheimer Schicksalsgenossen machte, konnten einige unbekannte Originalbriefe Weissenburgs aufgefunden werden, die zugleich erstmals ein präziseres Bild von seiner Handschrift vermitteln.<sup>5</sup>

Gottlieb Konrad Pfeffel, ein bekannter Verfasser von Fabeln in der Nachfolge Gellerts, der in Colmar ein akademisches Erziehungsinstitut leitete und von den Zeitgenossen nicht zuletzt wegen seiner – in didaktischer Absicht verfassten – amüsanten poetischen Erzählungen mit aufklärerischer Tendenz sehr geschätzt wurde, hat 1783 eine Reise durch die Pfalz unternommen. Auf dieser Reise hat er auch Weissenburg in Mannheim aufgesucht, der „wegen seines edlen Charakters eben so viel Hochachtung, als wegen seiner außerordentlichen Talente Bewunderung verdient“<sup>6</sup>.

Johann Ludwig Weissenburg, den auch Sophie von La Roche als „vortreflichen jungen Mann“ schildert, „der seiner Augen beraubt, auf alle die tausendfache Freuden und Kenntnisse des Sehens versagen mußte, aber diesen Verlust durch den Reichthum des Wissens und Denkens zu ersetzen suchte“<sup>7</sup>, war der Sohn eines kurfürstlichen Kammerdieners und Ordensgarderobiers des Hubertusordens. Durch eine Blatternerkrankung hatte er als Kind das Augenlicht verloren. Als sein Vater 1778 mit dem Hofstaat nach München über-



Schloss, Bibliotheksbau, Gibelrelief von Verschaffelt: Verherrlichung der Künste und Wissenschaften

Foto: Thomas Tröster

siedelte, blieb der damals bereits erwachsene Sohn in Mannheim zurück, mit dem Buchhändler Fontaine als Kurator an seiner Seite.

Offenbar lebte Weissenburg in Mannheim in gesicherten finanziellen Verhältnissen, wozu auch die 600 Gulden beitrugen, die Kurfürst Carl Theodor ihm jährlich gewährte. Auch wenn dies kein Vermögen war, brachten sie doch die Wertschätzung des Kurfürsten für Weissenburg zum Ausdruck. Zusammen mit einer Erbschaft erlaubten sie es Weissenburg jedenfalls, ein Haus auf dem Quadrat L 4 zu erwerben. Sophie von La Roche, die ihn dort besuchte, notiert 1791 in ihren „Briefen über Mannheim“: „Er hat seine Zimmer sehr artig eingerichtet, besonders auch mit vielen Kunstsachen, mit Bildern, und Porzellangefäßen verziert, welche seinen Verstand, durch das feine Gefühl seines Betastens bereicherten“.<sup>8</sup> Andere Besucher schildern ihn als „sehr lebhaft“, er „beschäftigte sich beständig, und ging in seinem Hause ganz frei umher, wie ein Sehender. Er war dabei sehr angenehm in der Unterhaltung, voll Frohsinn und guter Laune, und doch so bescheiden als interessant in seinen Gesprächen“. Denn „er fühlte sich in seiner Lage sehr glücklich, sonderlich durch die wissenschaftlichen Kenntnisse, die er erworben hatte ... Er pflegte seine Finger seine zehn Augen zu nennen“.<sup>9</sup>

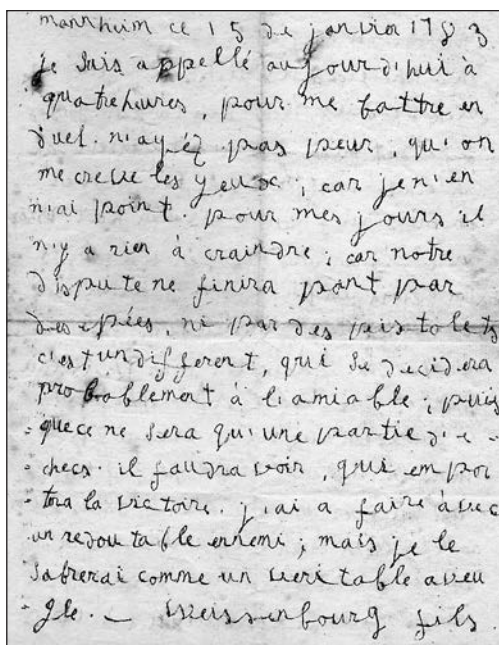
Als Weissenburg im Jahre 1800 starb, war er nicht nur in Mannheim als Mann „von seltenen Gaben und Kenntnissen“ geachtet, sondern auch eine weit über die Landesgrenzen hinaus berühmte Persönlichkeit, über die sogar in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin referiert wurde.<sup>10</sup> In der Mannheimer Zeitung rühmte man ihn, weil er trotz „gänzlicher Ermangelung des Augenlichts sich dennoch solche Kenntnisse und Fertigkeit erworben hat, welche bei vielen sehenden Gelehrten und Künstlern nicht angetroffen werden“<sup>11</sup>, und im Ausland galt er als „sehr gebildeter Mann, von grossem Forschergeiste, ein sehr gelehrter Mathematiker, geschickter Schachspieler und Historiker, der von vielen Gelehrten, besonders Mathematikern umgeben war“<sup>12</sup>.

## WEISSENBURG UND SEIN LEHRER NIESEN

Weissenburg hatte das Glück, einen verständnisvollen Vater zu haben und einem Lehrer zu begegnen, der von der Bildungsfähigkeit von Blinden überzeugt war und der mit großem Engagement und erstaunlichem pädagogischen Geschick etwas für die damalige Zeit Unerhörtes fertigbrachte: Er vermittelte dem jungen Weissenburg nicht nur ele-



Zeitgenössisches Silhouettenbildnis von Johann Ludwig Weissenburg  
Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim



Eigenhändiger Brief von J. L. Weissenburg  
Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim

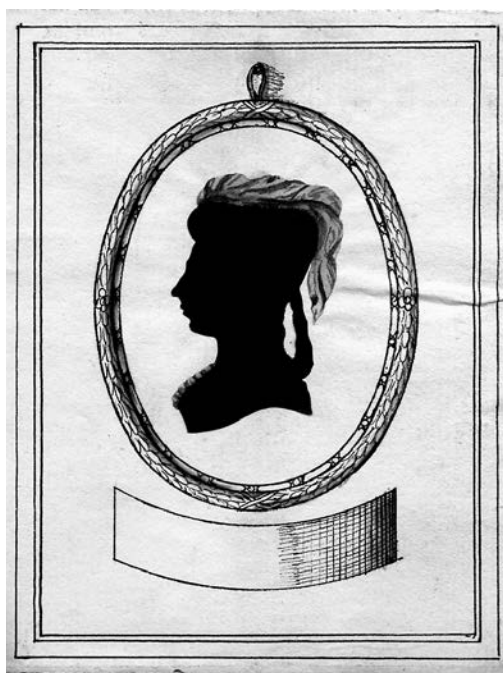
mentares Schulwissen, sondern förderte ihn so weit, dass er 1784 zum Mitglied des Musée de Paris<sup>13</sup> und 1791 sogar zum außerordentlichen Mitglied der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde.<sup>14</sup>

Dieser Lehrer des blinden Weissenburg war Christian Niesen. „Im 7. Jahre meines Alters“, bekennt Weissenburg voller Dankbarkeit, „raubten mir die Blattern das Licht; ich blieb in dieser äußern und innern Blindheit bis ins 20. Lebensjahr, nämlich 1771; als ein Mann mit Kopf und Herz hervortrat, und mir die wissenschaftliche Fackel entzündete. Gott, was bin ich diesem erfinderischen Geiste nicht schuldig! Er hat mich mit Gütern bereichert, die kein Sterblicher mir rauben kann; und besäße ich Fürstenthümer, so würde ich dennoch seine Wohlthat nicht erwiedern können.“<sup>15</sup> Und in einem Brief an den verehrten Lehrer bekennt er: „Sie setzten meine unthätigen Kräfte in Bewegung, und flößten mir die uner-sättliche Begierde nach Wissen ein.“<sup>16</sup>

Niesen erkannte bei Weissenburg rasch die besondere mathematische Begabung und hat sie systematisch so weit gefördert, dass Weissenburg nicht nur die Grundrechenarten,

sondern auch die höhere Mathematik beherrschte und nun seinerseits Unterricht zu erteilen vermochte.<sup>17</sup> Niesen hat seine methodischen und didaktischen Überlegungen bei diesem Mathematikunterricht und seine Arbeit mit einem eigens für Blinde entwickelten Rechenbrett in zwei Büchern beschrieben, die unter den Titeln „Rechenkunst für Sehende und Blinde“ und „Algebra für Sehende und Blinde“ 1773 und 1777 in Mannheim erschienen sind.<sup>18</sup> Auch als Niesen um 1780 als Hochfürstlich Speierischer Hofkammerrat nach Bruchsal übersiedelte, hat Weissenburg Verbindung zu seinem Lehrer gehalten und bis zu seinem Tode im Jahre 1784 manchen Brief mit diesem „Menschenfreund“ gewechselt.

Trotz der offenkundigen Begabung Weissenburgs für Mathematik, die Niesen sehr viel stärker gefördert hat, als das unmittelbar praktische Bedürfnis es erfordert hätte, wurde der junge Mann durchaus nicht nur in mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern unterrichtet, sondern erhielt eine breite Allgemeinbildung. Immer wieder dachte sich der Lehrer, tatkräftig unterstützt von seiner Frau, für den hochbegabten und wiss-

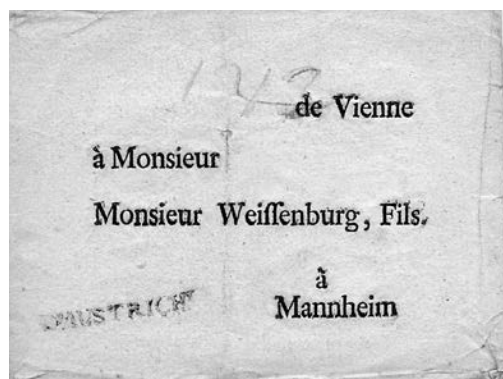


*Zeitgenössisches Silhouettenbildnis von Maria Theresia*  
Paradis Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim

begierigen Weissenburg Lehrmittel bzw. Lernhilfsmittel mit besonderen Tastqualitäten aus so z. B. astronomische „Himmelscharten“ für den Unterricht in „Sternkunde“ oder Spezialkarten für den Geographieunterricht, die von einem Besucher Weissenburgs folgendermaßen beschrieben wurden: „Dort hängt der Grundriß von Mannheim, dort Landkarten von den Welttheilen überhaupt und den besondern Europäischen Ländern; aber alle auf Holz gepappt und mit kleinen Stiften bepanzert, die das trockene Land vom Meer, Länder von Ländern, auf dem Grundriß von Mannheim Quadrate, ja Gebäude von den andern absondern. Sogar die Gebürge und Flüsse sind auf der geographischen Karte bezeichnet“. <sup>19</sup> Wie wenig selbstverständlich eine solch umfassende Bildung damals für einen Blinden war, kommt in Weissenburgs bewegender Klage zum Ausdruck: „Es giebt Gelehrte, die glauben, daß man ohne Augen gar nichts begreifen könne“ <sup>20</sup> und die deshalb die Möglichkeit einer Bildung von Blinden rundweg ablehnen. „Viele, sehr viele glauben, daß der Blinde nur auf der Welt sei, sich zu nähren, zu

wachsen, und ein träges, unthätiges, pflanzenähnliches Leben zu führen.“ <sup>21</sup> Ganz im Sinne der Aufklärung argumentierend, für die jedes vernunftbegabte Wesen einen unverlierbaren Anspruch auf Bildung hatte, fragt er dann: „Ist es nicht beklagenswürdig“, ja geradezu „unverantwortlich, daß man Blinde in der äusersten Unwissenheit schmachten läßt?“ <sup>22</sup>

Zu Weissenburgs ebenso gründlicher wie vielseitiger Erziehung gehörte auch Sprachunterricht. So beherrschte er die französische Sprache in Wort und Schrift perfekt. Aber auch an Kartenspielen <sup>23</sup>, die damals zum selbstverständlichen Divertissement der Gesellschaft gehörten, konnte er teilnehmen, und im Schachspiel war er ein anerkannter Meister. Dabei benutzte er ein besonderes, von seinem Lehrer Niesen entwickeltes Schachbrett, dessen einzelne Felder mit einer tastbaren Nummer versehen waren und in das die Figuren gesteckt wurden, wie dies heute noch bei Reiseschachbrettspielen üblich ist. Über sein Schachspiel äußert sich Weissenburg in einem der nunmehr vorliegenden Briefe. Er ist in französischer Sprache abgefaßt und wird hier in deutscher Übersetzung wiedergegeben. „Ich bin heute“, schreibt Weissenburg darin, „um vier Uhr zum Duell gefordert. Aber ängstigen Sie sich nicht, daß ich dabei mein Augenlicht verlieren könnte, denn ich habe keines mehr. Für mein Leben ist nichts zu befürchten. Denn unser Duell wird weder mit Schwertern noch mit Pistolen ausgetragen ... sondern durch eine Partie Schach entschieden. Man wird sehen, wer den Sieg davonträgt. Ich habe



*Von M. Th. Paradis eigenhändig adressierter Briefumschlag*

Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim

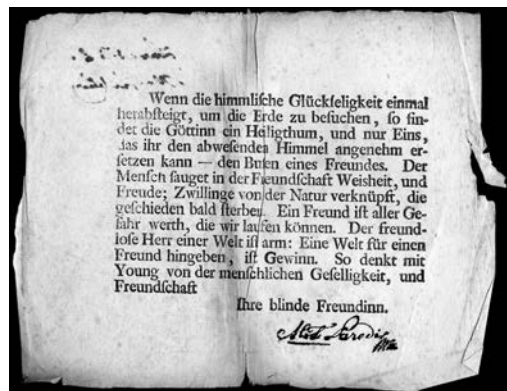
es mit einem furchtbaren Gegner zu tun“,<sup>24</sup> räumt er ein, selbstbewußt ist er gleichwohl überzeugt, dass er kurzen Prozess mit diesem Gegner machen werde.

Seine unbestreitbare Berühmtheit weit über Mannheim hinaus verdankt Weissenburg allerdings nicht nur seiner Meisterschaft im Schachspiel, seinen mathematischen Kenntnissen oder seiner Mitgliedschaft in der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften, sondern auch – und vielleicht sogar vor allem – der Tatsache, dass er trotz seiner Blindheit eigenhändig Briefe in Normalschrift schreiben konnte.

Auch diese Fähigkeit hat sein Lehrer Christian Niesen entscheidend gefördert. Zunächst ließ Niesen seinen Schüler die lateinische Schreibschrift an erhabenen Buchstaben lernen, die aus Draht gefertigt und auf Pappe aufgelegt waren. Zum Schreiben hatte Niesen einen Rahmen konstruiert, mehrere darüber gespannte parallele Fäden sicherten die Zeilenführung. Der Briefbogen lag in diesem Rahmen zu unterst, darauf ein rotes oder schwarzes Durchschlagpapier und darüber wiederum ein weißer Bogen. Auf dieses oberste weiße Blatt nun schrieb Weissenburg mit einem Griffel d. h. unsichtbar, denn es kam allein auf den Durchdruck an, er war der eigentliche Brief. Die Farbqualität war daher auch etwas schwächer, was aber der Lesbarkeit keinen Abbruch tat.

## DIE KORRESPONDENZ WEISSENBURGS MIT M. TH. PARADIS

Es ist bekannt, dass Weissenburg eine ausgedehnte Korrespondenz mit zahlreichen Freunden unterhalten hat. Eine seiner Briefpartnerinnen, mit der er seit 1779 Briefe wechselte, war die im Alter von drei Jahren erblindete Wiener Musikerin Maria Theresia Paradis.<sup>25</sup> Auch sie war eine Berühmtheit ihrer Zeit. Schon als Kind zeigte sie eine ungewöhnliche musikalische Begabung, die von ihren Eltern tatkräftig gefördert wurde. Elfjährig trat sie in der Wiener Augustinerkirche in Anwesenheit von Kaiserin Maria Theresia auf, die von ihrem Orgelspiel so beeindruckt war, dass sie der hochbegabten jungen Interpretin eine Gnadenpension von 200 Gulden auf Le-



*Eigenhändiger Brief von M. Th. Paradis*

Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim

benszeit gewährte. Eine gründliche Musikausbildung schloss sich an. 1783 begab sich die junge Virtuosa auf eine fast dreijährige Konzertreise durch mehrere Länder Europas. Ein Empfehlungsschreiben des Staatskanzlers, Fürst von Kaunitz,<sup>26</sup> verschaffte ihr Zugang zu etlichen Höfen Europas. So trat sie z. B. in Versailles, London und Berlin auf, aber auch in zahlreichen anderen Städten Europas gab sie vielbeachtete Konzerte, und Berichte über ihr Spiel füllten immer wieder die Spalten der Presse.

Maria Theresia von Paradis hat so manchen Brief mit Johann Ludwig Weissenburg gewechselt, bis sie ihn im Oktober 1783 dann auch persönlich kennenlernte. Dies geschah auf der erwähnten Europatournee, in deren Verlauf die Musikerin dreimal auch nach Mannheim kam. Weissenburg hat sicherlich ihre Mannheimer Konzerte besucht, über die ein begeisterter Zuhörer urteilte, die Virtuosa habe „unvergleichlich schön und reizend gespielt“.<sup>27</sup> Bei ihrem dritten Besuch Mannheims im Herbst 1785 meldete die Mannheimer Zeitung: „Wir haben abermals das Glück, schon einige Zeit das Fräulein von Paradis zu besitzen, die von ihrer Reise durch Engelland, Frankreich und die Schweiz hierher zurück gekehret ist. Schon ehemals bewunderten alle Kenner der Tonkunst ihr reizendes Spiel: bewunderten es um so mehr, da sie schon seit dem dritten Jahre ihres Alters blind ist. Nun aber können alle diejenigen, welche neuerdings Zeugen ihrer Kunst sind, das Ver-

gnügen nicht ausdrücken, welches sie bei ihrem Spiel empfinden.“<sup>28</sup>

Maria Theresia Paradis ist damals auch zusammen mit Weissenburg, der bei Johann Baptist Wendling erfolgreich Flötenunterricht genommen hatte, öffentlich aufgetreten. Wie gut Weissenburg dieses Instrument beherrscht haben muss, lässt sich einem Bericht entnehmen, den ein prominenter Besucher Mannheims, der gelehrte Schwede Jakob Jonas Björnsthall nach einem Besuch bei Weissenburg verfaßt hat. Björnsthall schildert darin, dass Weissenburg „nach messingenen Noten auf einer Querflöte“ spiele. „Er besitzt eine solche Fertigkeit auf der Flöte“, schreibt er wörtlich, „daß er sich einigemal in Gegenwart des Hofes in einem Concerte hat hören lassen“.<sup>29</sup>

In seiner regelmäßigen Korrespondenz mit Maria Theresia Paradis hat sich Weissenburg u. a. eingehend auch über das Problem des eigenhändigen Schreibens für Blinde ausgetauscht. Denn die Musikerin ging dieses Problem von einer anderen Seite her an als ihr Mannheimer Freund und hatte ein eigenes Verfahren entwickelt, um ihre Gedanken selbstständig in schriftlicher Form äußern zu können. Sie bediente sich dabei eines eigens für sie geschaffenen Setz- und Druckgeräts, also einer Maschine, wie man sie in größerem Maßstab damals auch im Buchdruck verwendete. Es handelte sich bei diesem von Wolfgang von Kempelen (1734–1804) konstruierten Gerät um eine Handdruckpresse, in die Maria Theresia von Paradis eigenhändig die einzelnen Lettern in Setzlinien einfügte. Ihre Schreiben wirken daher tatsächlich „wie gedruckt“. Allerdings waren die von ihr benutzten Lettern etwas größer als sonst im Buchdruck üblich, damit die einzelnen Buchstaben von der Hand besser zu unterscheiden waren. Ihre Unterschrift setzte sie mit einer eigenen „stampiglia“, einer Art Stempel, unter den Text.<sup>30</sup>

Auch fünf Originale dieser auf solche Weise eigenhändig entstandenen Schreiben der Wiener Musikerin haben sich in Pfeffels Nachlass erhalten. Damit hat dieser Nachlass Dokumente von großer Seltenheit bewahrt. Darüberhinaus überliefert diese Korrespondenz auch bemerkenswerte Zeugnisse der viel-

fältigen Bemühungen um eine brauchbare Blindenschrift aus einer Zeit, als in Paris Valentin Haüy (1745–1822) die erste Blinden-Bildungsanstalt der Welt ins Leben rief: Manch wertvolle Anregung hat er dabei von den beiden briefeschreibenden Pionieren Johann Ludwig Weissenburg und Maria Theresia Paradis aufgreifen können.

#### Anmerkungen

- 1 Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit Jg. 1781, Heft 6, S. 524 III.
- 2 Ebd. Heft 7, S. 67.
- 3 Ebd. Heft 4, S. 307.
- 4 Der kurze Stammbucheintrag lautet: „Man bedauert uns, daß wir nicht sehen/ Freundin, sehen wir denn wirklich nicht?/ Weissenbourg fils.“ Vgl. Hermann Ullrich: Das Stammbuch der blinden Musikerin Maria Theresia Paradis. In: Bonner Geschichtsblätter, Bd. XV, Bonn 1961, S. 353. Abgebildet ist Weissenburgs Eintrag bei Adolf Kistner: Christian Niesen, der erste Blindenlehrer und sein Schüler Johann Ludwig Weissenburg in Mannheim. In: Mannheimer Geschichtsblätter XXII (1921), Sp. 174–182 und 201–209; Abb. Sp. 203/4.
- 5 Ein Brief in französischer Sprache vom 15. 1. 1783, ein Schreiben in deutscher Sprache vom 17. 1. 1783 und ein französischer Brief vom 1. 8. 1783 befinden sich im Teilnachlass Pfeffels in den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim.
- 6 Gottlieb Konrad Pfeffel's Reise in die Pfalz im Jahre 1783. In: Mannheimer Geschichtsblätter XII (1911), Sp. 208. Vgl. auch Emil Schaub: Eine empfindsame Reise des Fabeldichters Konrad Pfeffel. In: Basler Jahrbuch 1914, S. 126–179.
- 7 Sophie von La Roche: Pomona für Teutschlands Töchter, Speyer 1783, Bd. 2, 11. Heft, S. 1081 (Nachdruck der Originalausgabe, hg. von Jürgen Vorderstemann, 1987).
- 8 Sophie La Roche: Briefe über Mannheim, Mannheim 1791, S. 71 f.
- 9 (Friedrich Nicolai): Nachricht und Bemerkungen über einen sehr wohl unterrichteten deutschen Blinden und dessen Lehrer (Hrn Weißenburg und Niesen in Manheim). In: Neue Berlinische Monatschrift, Bd. 19, Januar 1808, S. 28 f.
- 10 Bei den Ausführungen von Nicolai handelt es sich um eine Vorlesung „in der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, den 13. Wintermonats 1806“, veröffentlicht in: Neue Berlinische Monatschrift, Bd. 19, Januar 1808, S. 3–31.
- 11 Mannheimer Zeitung 10. 11. 1784, S. 559.
- 12 Allgemeine Musikalische Zeitung mit besonderer Rücksicht auf den österreichischen Kaiserstaat, 1 (1817), Sp. 314 f. Zit. nach Marion Fürst: Maria Theresia Paradis, Mozarts berühmte Zeitgenossin. Köln/Weimar/Wien 2005, S. 69. (Europäische Komponistinnen. Hg. von Annette Kreutzinger-Herr und Melanie Unseld. Bd. 4).

- 13 Mannheimer Zeitung 10. 11. 1784, S. 559 (frdl. Mitteilung von Dr. Marion Fürst).
- 14 Die Ernennung wurde in der öffentlichen Sitzung vom 28. Mai 1791 verkündet. Vgl. Adolf Kistner: Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors, Mannheim 1930, S. 68 und Anm. 230 (Geschichte der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften in Mannheim, hg. vom Mannheimer Altertumsvereins, I).
- 15 Schreiben vom 27. 7. 1779 an Maria Theresia Paradis zit. nach Fürst (Anm. 12), S. 297.
- 16 Zit. nach Friedrich Nicolai: (Anm. 9), S. 8.
- 17 Weissenburg hat sich u. a. intensiv mit den Schriften des blinden Mathematikers Nicolas Saunderson (1682–1739) beschäftigt.
- 18 Vgl. Kistner (Anm. 14), S. 68.
- 19 Schaub (Anm. 6), S. 168.
- 20 Rheinische Beiträge (Anm. 1), Heft 7, S. 68.
- 21 Ebd. S. 67.
- 22 Ebd. S. 69.
- 23 Schaub (Anm. 6), S. 170. Ein Besucher Weissenburgs berichtet von „Piket und Mariage-Spielen“, an denen er mit Spielkarten, die durch Nadelstiche gekennzeichnet waren, teilnahm.
- 24 Der französische Text lautet: „Mannheim le 15 janvier 1783. Je suis appelé aujourd'hui à quatre heures, pour me battre en duel. N'ayez pas peur, qu'on me creve les yeux, car je n'en n'ai point. Pour mes jours il n'y a rien à craindre; car notre dispute ne finira point par des épées, ni par des pistolets, c'est un différent, qui se décidera probablement à l'amiable; puis que ce ne sera qu'une partie d'echecs. il faudra voir, qui emportera la victoire. J'ai à faire avec un redoutable ennemi; mais je le sabrerai comme un véritable aveugle. Weissenbourg fils.“
- 25 „Dass zwei Blinde in der Lage sind, sich in Briefen auszutauschen, kam einer Sensation gleich, die auch der Presse eine Meldung wert war: ‚Das blinde Fräulein von Paradis ... correspondiert gegenwärtig mit einem gewissen, wegen seiner Gelehrsamkeit sehr berühmten jungen Herrn von Weissenburg in Mannheim, welchen die Blattern schon im siebenden Jahre seines Alters seines Gesichts beraubt haben‘ vermeldete am 11. September 1779 die Frankfurter Kayserl. Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung“; zit. nach Fürst (Anm. 12), S. 300.
- 26 In diesem Schreiben heißt es über die reisende Virtuosin, sie habe „das Unglück (gehabt), seit ihrem dritten Jahre des Lichtes beyder Augen beraubt zu seyn“. Aber sie „hat diesen äußerst empfindlichen Verlust durch alle erdenkliche Verwendung ihrer übrigen körperlichen Geschicklichkeit und Seelenkräfte, so viel möglich zu ersetzen getrachtet, und es hierdurch soweit gebracht, daß sie in vielen Wissenschaften, zumalen aber in der Tonkunst ... schon seit mehreren Jahren die allgemeine Bewunderung aller hiesigen Kenner“ gefunden habe; zit. nach Fürst (Anm. 12), S. 60.
- 27 Freiherr von Wunschwitz, Obrist in Mannheim, vgl. Fürst (Anm. 12), S. 75.
- 28 Mannheimer Zeitung, 5. September 1785, S. 439.
- 29 Zit. nach Kistner (Anm. 4), Sp. 182.
- 30 Die blinde Musikerin, die auch als Komponistin hervorgetreten ist und in Wien eine Musikschule leitete, besaß außerdem ein von Johann Riedinger gebautes Notensetzbrett, mit dem sie in einer „fühlbaren Musikschrift“ Noten lesen und schreiben konnte. Vgl. Fürst (Anm. 12), S. 334–338.



Anschrift der Autorin:  
Dr. Grit Arnscheidt  
Reiss-Engelhorn-Museen  
Zeughaus C 5  
68159 Mannheim



## **RJ STAHLGERÜSTBAU GMBH**

FRAUNHOFERSTRASSE 20-24  
0621-72780-0 DR HANS-PETER RESTLE

68309 MANNHEIM  
[www.stahlgeruestbau.de](http://www.stahlgeruestbau.de)

# „Gehorsamspflicht statt Menschenpflicht“

Die Urteile Max Silbersteins zu den Erschießungen in den  
Lauerschen Gärten am 28. März 1945

## 1. VORBEMERKUNG: DER TATHERGANG

*„Das feige Verhalten der Bevölkerung nimmt in der letzten Zeit überhand, so dass mit den schärfsten Mitteln eingegriffen werden muss. Ich befehle, ab sofort in den Häusern, an denen weiße Tücher oder Fahnen geflaggt werden, die männliche Bevölkerung über 14 Jahre an Ort und Stelle zu erschiessen. Wer diesen Befehl nicht ausführt, wird erschossen.“ (I/647)<sup>1</sup>*

Wir schreiben den 28. März 1945, die amerikanischen Truppen nähern sich Mannheim, und es ist nur noch eine Frage von wenigen Stunden, bis sie die Stadt – einnehmen, besetzen, befreien? Von Befreiung mag man kaum reden in Bezug auf die Person, um die es im Folgenden vor allem geht. Wie immer: In dieser Situation ergeht der eben zitierte Befehl des Generalmajors Pettersdorf, kommandierender Wehrmachtgeneral dieses Abschnitts. Der Original-Befehl trug die Unterschriften von Keitel, Himmler und Bormann, und er ist Anlass für eine Tat, die als „Verbrechen der Endphase“ als Justiz- und Zeitgeschichte auch ein Stück Mannheimer Stadtgeschichte ist.

Zunächst eine kurze Skizze des Tathergangs: Vom Polizeipräsidium aus macht sich ein Trupp Polizisten unter dem Kommando des Polizeihauptmanns Böse auf den Weg zum Goetheplatz-Bunker, den sie räumen sollten. Dabei kamen sie an dem Gebäude N 7, 4 vorbei, wo aus Fenstern der oberen Stockwerke, weithin sichtbar, zwei weiße Fahnen herausgingen. (I/648) Unternommen wurde zu diesem Zeitpunkt nichts, weil Böse noch keinen

ausdrücklichen Befehl, nämlich den eingangs zitierten, hierzu hatte. Er erhielt diesen Befehl kurze Zeit später, während der Räumung des Goetheplatz-Bunkers. Seinen Untergebenen gab er diesen Befehl zu diesem Zeitpunkt noch nicht weiter. Nach dem Ende der Räumungsaktion bestimmt Böse den Rückweg vom Bunker zum Polizeipräsidium so, dass die Polizisten wieder an dem Gebäude N 7, 4 vorbeikommen, aus dessen Fenstern immer noch die weißen Fahnen hängen. Böse schickt nun die Polizeibeamten Hecker und Lauber, die Fahnen einzuholen. Anderen Beamten befiehlt er, das Haus nach Bewohnern zu durchsuchen. Man findet drei Männer: Hermann Adis, er ist Fabrikationsleiter der Eigentümerin des Gebäudes, der Firma „Samt und Seide“, Erich Kurt Heinrich Paul, Expeditionsleiter der Firma, sowie den Hausmeister Adolf Doland. Sie geben zu, die weißen Fahnen gehisst zu haben. Jetzt teilt Böse den Polizeibeamten den kurz zuvor erhaltenen Schießbefehl mit, und zwar in dem angeblichen Wortlaut:

*„Nach einem Himmler-Erlass sind alle Männer über 14 Jahre zu erschiessen, die in Häusern mit weissen Fahnen angetroffen werden. Die Erschiessung ist in den Lauer'schen Gärten vorzunehmen.“ (II/630)*

Die Polizisten begeben sich mit den Opfern zu den Lauer'schen Gärten. Dort angekommen, erteilt Böse den Befehl hineinzugehen und, so Böse in der Verhandlung, er habe hinzugefügt: „nur so formlos erschiessen“ (II/631) – ein Zusatz, den er in der Hauptverhandlung dem Gericht erfolglos deutet als „lediglich pro Forma erschiessen, das heisst in die Luft feuern“ (ebd.). Er selbst geht weiter zum Polizeipräsidium, wo ihm dann später Polizei-

meister Hecker die Ausführung der Tat meldet. Eine Äußerung auf diese Meldung hat Böse nicht abgegeben, sondern, wie Hecker zu Protokoll gab, „nur ernst geschaut.“ (II/632)

Soweit der Tathergang. Er wurde rekonstruiert im Verlauf der Hauptverhandlungen von zwei Prozessen, die sich mit dieser Tat beschäftigt haben. Dieser Verlauf ist in den Urteilsbegründungen dieser Verhandlungen niedergeschrieben.

## 2. DIE URTEILE VOM 28. FEBRUAR 1947 UND VOM 11. JUNI 1948

Fragen wir nun zunächst danach, welches Profil die Gerichte dem Haupttäter gaben (wie bewerten sie ihn, seinen Charakter, seine Persönlichkeit etc.) und stellen wir diesem Täterprofil dasjenige der Opfer gegenüber.<sup>2</sup>

### 2.1 Täterprofil

Der Hauptangeklagte Böse wird eingeführt mit dem Merkmal „Lebensziel Gendarm“: „Sein Lebensziel war es, Gendarm zu werden“ (II/622) – die Urteile richten von Beginn an den Fokus auf eine Person, die sich zu autoritären Strukturen hingezogen fühlte und die sich ihr Leben lang in solchen Strukturen bewegte. Diese Eigenschaft wird noch verstärkt durch die Neigung, die Böse nach Überzeugung des ersten erkennenden Gerichts zur SS hatte: „der Angeklagte [war] der Ideologie des Nazitums und der SS besonders verhaftet“ (I/646) notiert das Urteil, und belegt diese Erkenntnis mit dem Nachweis, dass Böse das SS-Abzeichen an seinem Waffenrock angebracht hat, ein Sachverhalt, den Böse erst „unter dem Drucke der Zeugenaussage ..., sowie der Angaben der Mitangeklagten ... sich ... bequemt zuzugeben, ... wobei er sein vorheriges Bestreiten mit der fadenscheinigen Entschuldigung rechtfertigte, dass er diesen Waffenrock nicht immer getragen habe.“ (I/646) Die unverhohlene Kritik des Gerichts ist gerichtet auf das zögerliche Eingeständnis Böses (sich *bequemt*) und auf die Untauglichkeit seiner Rechtfertigung (*fadenscheinig*).

Mit dieser Neigung Böses zur SS und zu autoritär-hierarchischen Strukturen kann das Gericht erklären, warum Böse die Lage so

eingeschätzt hat, wie er sie einschätzte, wobei das Gericht über seine eigene Meinung zu dieser Einschätzung wiederum kein Hehl macht: „Freilich waren bezüglich der Beurteilung der Gesamtsituation vernünftige und nicht in die SS-Ideen gleich dem Angeklagten B[öse] verstrickte Männer anderer Ansicht als dieser.“ (I/651) *Vernünftig* und *verstrickt* sind hier die beiden, die Bewertung des Gerichts jeweils signalisierenden Wörter.

Die dominante Charaktereigenschaft Böses ist die des dumpfen Befehlsempfängers, der mit seiner „ultra-militaristische[n] Einstellung“ (I/656) nach dem 8. Mai 1945 das Gegenstück zu dem neuen humanistischen Leitbild des Mitglieds einer demokratischen rechtsstaatlichen Gesellschaft darstellt. Ich zitiere einige Beispiele aus den Urteilsbegründungen, die Böse charakterisieren:

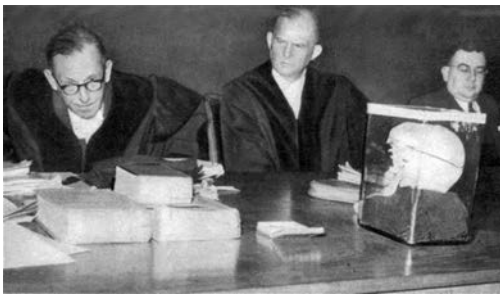
„*seine[...] sture[...] Abhängigkeit gegenüber aller Obrigkeit und ihren Befehlen*“ (I/651); „*seine[...] sture Folgsamkeit*“ (I/653); „*sein[...] sture[r] Gehorsam[...]*“ (I/653); „*Befehl ist Befehl. Dies war der Standpunkt des Angeklagten B[öse]*“ (II/629); „*der Gehorsam [war] Inbegriff seines ganzen Denkens*“ (II/635); *er war „blindem Kadavergehorsam verfallen“* (II/641).

Menschen mit der Neigung zu solch unbedingtem blindem Gehorsam zeichnen sich einerseits durch geistige Beschränktheit aus, „ein beschränkter Geist von der Art eines B[öse]“ (I/657) lautet die entsprechende Formulierung des ersten Urteils. Andererseits kennzeichnet sie ein durch nichts zu erschütternder Wille: „*brutale[...] Hartnäckigkeit*“ hält das erste Urteil fest (I/658), „*bornierte[...] Hartnäckigkeit*“ das zweite (II/643). Ein solcher Wille erlaubt die Ausrichtung des Handelns nach höheren Werten nicht, statt dessen gehöre Böse zu jener Kategorie Menschen, „die ‚aus Prinzip‘ handeln, und die ihrem Prinzip, schon ‚aus Prinzip‘ treu bleiben, auch wenn sie erkannt haben, dass das Prinzip falsch ist.“ (II/641) So kommt das zweite Urteil zu dem Schluss:

„*Durch die Überbetonung des Gehorsamsstandpunktes in Verbindung mit der zu starken Voranstellung seines eigenen Ichs liess er die Lösung gänzlich ausser Betracht, die sich*

*einem Offizier von Format ... ohne weiteres aufdrängte“ (II/641).*

„Offizier von Format“ – Böse war keiner, daran lässt das Gericht mit dieser Formulierung keinen Zweifel. Die Lösung, die sich einem Offizier von Format aufdrängte, hätte zum Beispiel darin bestanden, sich die Wirren und das Chaos der letzten Stunden zu Nutze zu machen und sich verdeckt zu halten, bis sich die Lage beruhigt hat, um dann zum Polizeipräsidium zurückzukehren. Auf Grund



*Dr. Max Silberstein (links im Bild) während eines Prozesses*

der neuen Situation wäre vermutlich niemandem eingefallen, nach der Ausführung des Befehls zu fragen. Böse aber verhält sich im Gegenteil dienstbeflissen und befehlsgehorsam. So befinden beide Gerichte: „Die Auffindung der Männer im Gebäude war einzig und allein auf seinen Willen zurückzuführen“. Die Verwerflichkeit dieses Dienstfeuers Böses fassen sie in die pointierte Formulierung: „Wollte er niemand finden, so brauchte er niemand finden.“ Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass Böse sich der Rechtswidrigkeit des Befehls bewusst war, wiegt dieser Wille und Gehorsam besonders schwer, auch dieser Befund wird von beiden Urteilstexten wortidentisch vorgebracht:

*„Wenn er gleichwohl den schädlichen und sogar den verbrecherischen Übereifer entwickelte, so aus dem Grunde, weil er es für geratener und dienlicher, aber unter keinen Umständen ... für notwendig hielt, eine Meldung darüber erstatten zu können, dass dem Befehl in allen Punkten Genüge geleistet sei.“ (I/656; II/639)*

Die Tatsache, dass Böse tatsächlich den Befehl ausführen ließ, bewerten beide Gerichte demzufolge in Bezug auf diesen Täter, der lebenslang auf Befehlsempfang eingestellt war, als gleichsam logische Konsequenz:

*„Der Angeklagte, der von frühester Jugend auf nur das Gehorchen gewohnt war und dessen ganze Stärke in Normalzeiten nur in Gehorsam bestand, hat seinen Stolz daran gesetzt, dieser unbedingten Gehorsamspflicht auch noch im letzten Aufzucken der Bewegung eines von vornherein dem Untergang geweihten und in diesem Augenblick praktisch bereits untergegangenen Regimes treu zu bleiben.“ (I/656)*

Im Text des zweiten Urteils lesen wir die zuspitzende Formulierung: „Der Angeklagte B. ... hat gegenüber der Gehorsamspflicht seine Menschenpflicht vergessen“ (II/641).

Dieses scharfe Täterprofil erfährt eine letzte Zuspitzung, wenn das Strafmaß begründet wird. Das Gericht lässt mildernde Umstände gelten und begründet diese Wohltat mit Erscheinungen, die auf eben jene negativ bewertete Charaktereigenschaft der militaristischen Gesinnung des Täters zurückzuführen sind. Denn:

*„mildernd [spricht] für ihn die Tatsache, dass er als uniformierter und kasernierter Polizeibeamter, der über ein Jahrzehnt unter dem Einfluss der volksverdummenden, hetzerischen und noch weniger als einseitig eingestellten Lügenpropaganda gestanden hatte und der, ständig nur mit Seinesgleichen verkehrend und in Amtsräumen hausend, keine oder sehr wenige Möglichkeiten hatte, die wahre Lage zu erkennen. ... Hinzu kommt die durch den ständigen militärischen Drill geschaffene überbetonte Selbsteinschätzung“ (I/656).*

Was eigentlich als eine Voraussetzung dafür erscheint, dass Böse das Verbrechen begehen konnte, nämlich seine in der Atmosphäre des hierarchischen Militarismus und der nazistischen Ideologie verharrende Lebensweise, wird hier als entlastendes Moment eingeführt. Es wird rechtlich so bewertet, dass der im Fall des Totschlags vorgegebene Strafraum von bis zu fünf Jahren deutlich unterschritten wird. Übrigens scheint

das Gericht sich der Fragwürdigkeit dieser Bewertung durchaus bewusst zu sein, denn in der Urteilsbegründung selbst werden mögliche Einwände vorwegnehmend widerlegt:

*„Gewiss kann diese ultra-militaristische Einstellung des Angeklagten bei der Beurteilung seiner Gesamtpersönlichkeit durchaus kein Pluspunkt sein, ganz im Gegenteil ... Das Gericht jedoch musste diese Tatsache, soweit die Beurteilung einer strafbaren Handlung in Betracht kommt, unter den Milderungsgründen registrieren.“ (I/656 f.)*

Das Gericht zeichnet also das Bild eines durch und durch in autoritären Kategorien handelnden Befehlsempfängers, der sein Tun nicht in ein ethisches Wertesystem einordnet, sondern ausschließlich an einer vorgegebenen militaristischen Ordnung ausrichtet. Dennoch, auch daran lässt das Gericht keinen Zweifel, ist der Täter bei allem Gehorsamsdrang Herr seines Willens und damit in vollem Umfang schuldfähig.

## 2.2 Opferprofil

Die forensischen Antagonisten der Täter sind die Opfer. Vor Gericht sind die Opfer, auch die toten, den Tätern gleichsam überlegen, und diese Überlegenheit wird besonders dann offenkundig, wenn der Text der Urteilsbegründung beide einander ausdrücklich gegenüberstellt. Der Richter in unserem Fall tut dies auch, er schafft einen Gegensatz zwischen der edelmütigen Denk- und Handlungsweise der Opfer und dem tumben Gehorsam des einfältigen Täters und lässt so die Tat der Opfer besonders erstrahlen: „Diese Menschen waren alles andere als Verräter gewesen“, führt der Text der ersten Urteilsbegründung die drei Opfer ein und fährt fort: „Sie waren gute Bürger, die aus vernünftiger Erkenntnis der gegebenen Sachlage die einzig vernünftige Folgerung zogen, nun endlich Schluss mit sinnlosem Blutvergiessen zu machen.“ Das Resümee aus dieser Charakterisierung könnte eindeutiger nicht ausfallen: „Ihre Handlung war also von Vernunftgründen getragen, denen ein beschränkter Geist von der Art eines B[öse] nicht gewachsen war.“ (I/657)

Das zweite Urteil bewertet die Tat der Opfer, das Hissen der weißen Fahne in aussichtsloser

Lage als eine Tat „wirklich friedliebende[r] Bürger, die dem Wahnsinn der Fortführung eines unnützen, bereits überverlorenen Krieges ein Ende bereiten und ihr bescheidenes Teil dazu beitragen wollten.“ (II/636) Nachdem das Gericht die Opfer als „langjährige, besonders geschätzte Mitarbeiter der Firma [Samt und Seide]“ kennzeichnet, hebt es besonders die Ehrenhaftigkeit des Fabrikationsleiters Adis hervor, von ihm stammt der Plan, die weißen Fahnen zu hissen: Er wollte „durch eine solche Handlung nicht nur seinen Beitrag zur Abkürzung der unsinnigen Schlusskämpfe und damit zur Vermeidung nutzlosen Blutvergiessens liefern ..., sondern [legte] auch in treuer Anhänglichkeit an seine Firma Wert darauf ..., dieser das Haus möglichst intakt zu erhalten.“ (II/632)

Angesichts der Rechtschaffenheit der Opfer erscheinen der Befehl, diese zu erschießen und die Vollstreckung des Befehls als besonders ruchlos, eine Wirkung, die natürlich das Gericht kalkuliert und deutlich als Schuldmerkmal herausstellt. Dass „die von den drei Opfern gewählte Handlungsweise, nämlich das Hissen der weissen Flagge ... nicht ganz ungefährlich für das Leben der andern Mitbürger gewesen war“ (I/657; II/642) – so die Feststellung beider Gerichte –, und dass die „drei Opfer ... bis zu einem gewissen Grade [wussten], dass sie sich opferten“, sie somit „nicht Ahnungslose“ waren, bewertet das zweite Gericht zwiegespalten: einerseits wird „umso anerkennenswerter ... ihre Handlungsweise“, andererseits und im „gleichen Ausmass aber mindert sich auch die Schwere der Schuld des Angeklagten ..., da er nicht Ahnungslose ins Verderben gesandt hat.“ (II/642)

Im Fall der Opfer zeichnet also das Gericht das Bild von drei ehrenhaften und beherzten Männern, die mutig, obwohl sie sich der Gefahr bewusst waren, einen Beitrag zu einem Ende des sinnlosen Sterbens leisten wollten. Mit diesem Opferprofil schärft sich auch das des Täters: Seine Tat erscheint umso verwerflicher, je redlicher und rechtschaffener die Opfer handelten.

## 2.3 Bewertung der Tat

Wie urteilt das Gericht über die Tat und wie begründet es dieses Urteil? Das Gericht bewert-

tet „die sofortige Erschiessung der Personen, die die weisse Flagge gezeigt hatten“, als „rechtswidrig, der darauf abzielende Befehl bezweckte auch insoweit ein Verbrechen der vorsätzlichen und rechtswidrigen Tötung“ (I/654; II/636). Zwar handelte Böse auf Befehl, jedoch wird,

*„durch den Befehl weder nach altem, nicht einmal nach dem in nationalsozialistischer Zeit gültigen, geschweige denn nach neuem demokratischem Recht durch den ihm erteilten Befehl in der Ausführungshandlung gedeckt oder entschuldigt.“ (I/654; II/637)*

Warum nicht? Ein Befehlsnotstand, auf den sich das Urteil hier bezieht, kann nur dann geltend gemacht werden, wenn der erteilte Befehl rechtlich einwandfrei ist. Wenn er aber die Begehung einer Straftat beinhaltet, kann man sich nicht auf Befehlsnotstand berufen. Das war hier der Fall, und zwar in dreierlei Hinsichten: 1. mit der Formulierung „die männliche Bevölkerung über 14 Jahren“ wird die Erschießung von Kindern angedroht, 2. mit der Formulierung „die männliche Bevölkerung“ wird die Erschießung von ganz unbeteiligten Personen angedroht, 3. mit der Formulierung „an Ort und Stelle“ wird die Erschießung ohne standrechtliches Verfahren angedroht. Dass Böse sich der Rechtswidrigkeit des Befehls bewusst war, hat er außerdem zugegeben (I/653): „der Angeklagte B. [erkannte] die Rechtsunwirksamkeit des Befehles und seine verbrecherische Absicht“ (II/634). Worauf war also zu erkennen? Mord oder Totschlag? Auf Totschlag, denn „die Tat ist weder aus Mordlust noch aus irgend einem der anderen in § 211 [der den Tatbestand des Mordes definiert] aufgeführten Beweggründe“ begangen worden. Sie ist auch nicht „heimtückisch“ begangen, oder „grausam“, oder „mit gemeingefährlichen Mitteln“, oder schließlich „um eine andere Straftat zu ermöglichen oder zu verdecken“ (I/655; II/638), so der Wortlaut beider Urteilsbegründungen. Alle diese sind Merkmale für den Tatbestand eines Mordes, der in diesem Fall nicht vorliegt.

Die Tat von Hecker und Lauber, die die Erschießung durchführten, bewertete das Gericht natürlich auch als rechtswidrig, weil sie auf denselben rechtswidrigen Befehl

zurückging. Auch ihnen war die Rechtswidrigkeit des Befehls bewusst. Aber: Im Gegensatz zu dem Fall ihres Vorgesetzten Böse, lässt das Gericht bei ihnen Befehlsnotstand gelten und spricht sie frei, „ohne dass freilich“ – wie in der Urteilsbegründung hinzugefügt ist – „von ihrer Unschuld die Rede sein kann, noch auch von der Tatsache, dass das Verfahren dargetan habe, es liege kein begründeter Verdacht vor.“ Und dann folgt die Begründung in der Diktion von Urteilstexten: „Es ist vielmehr lediglich ihre Schutzeinwendung des nicht auf Fahrlässigkeit beruhenden Putativnotstandes nicht mit einer die Verurteilung gestattenden Bestimmtheit zu widerlegen.“ (I 658) M. a. W.: Das Gericht konnte Hecker und Lauber nicht nachweisen, dass sie die Unwahrheit sprachen, als sie behaupteten, sie hätten geglaubt, selbst erschossen zu werden, wenn sie den Befehl nicht ausführten.

Die justizielle Bewertung lautet: Die Erschießung war rechtswidrig, die Tat ist juristisch ein Verbrechen der vorsätzlichen Tötung.

Im folgenden zweiten Teil geht es um das Strafmaß des ersten Urteils, um die Reaktionen darauf und um die Folgen dieser Reaktionen. Außerdem sollen die Urteile in Beziehung gesetzt werden zu demjenigen, der sie gesprochen hat, indem danach gefragt wird, wie sich dieses Urteil sozusagen mit der Person Max Silberstein vereinbart.

### 3. REAKTIONEN UND FOLGEN

In dem ersten Urteil vom 28. Februar 1947 wird Böse wegen Totschlags zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, die Mitangeklagten Hecker und Lauber, werden, wie gesagt, freigesprochen.

Das Urteil, vielmehr wohl eher das Strafmaß, empört die Bevölkerung: Es ist nach ihrer Meinung viel zu milde. Der Mannheimer Morgen druckt die Entschließung einer Protestversammlung ab, die im Rosengarten stattfand:

*„Die Zweifel der Welt an einer demokratischen Entwicklung Deutschlands werden damit erneut gestärkt und der Aufbauwille in unserem eigenen Lande gelähmt.“ (MM 4. 3. 1947)*

Man rügt, dass Augenzeugen nicht geladen wurden, man setzt das Strafmaß des Urteils gleich mit „eine[r] schwarzhändlerische[n] Kavallerstrafe“, nennt das Urteil „eine Ehrenrettung“ (ebd.).

Es vergeht ein Jahr. Die Militärregierung Württemberg-Baden hat sich mit dem Urteil befasst und lässt am 12. April 1948 eine „Nachprüfungsentscheidung“ ergehen. Denn: Die Militärregierung hat auf Grund einer Aktenrevision die Feststellung getroffen, dass

*„die Staatsanwälte und die beteiligten Richter es an einer angemessenen Erfüllung ihrer Verantwortlichkeiten in einer solchen Weise und in einem solchen Umfange fehlen liessen, dass dies eine flagrante Verletzung der Richtlinien und Absichten der Militärregierung darstelle“ (II/621 f.).*

M. a. W.: Die Militärregierung erkennt in dem Verfahren und in der Beweisermittlung eine Verletzung ihrer eigenen Bestimmungen und Vorgaben über Gerichtsverfahren.

Hier müssen wir einen kurzen Exkurs einschleichen und uns die Situation im Rechtswesen in den ersten Nachkriegsjahren ver-

gegenwärtigen: Nach der bedingungslosen Kapitulation am 8. Mai 1945 wurden auf der Grundlage der Proklamation Nr. 1 des Befehlshabers der Alliierten Streitkräfte alle deutschen Gerichte geschlossen, und die alliierten Truppen übten vorübergehend selbst die Strafjustiz aus. Diese Schließung dauerte allerdings nur wenige Wochen, im Juni 1945 nahmen die Amts- und Landgerichte ihre Arbeit bereits wieder auf. Gleichzeitig sollten natürlich die Gerichte entnazifiziert werden. Deshalb verfügt das Kontrollratsgesetz Nr. 4:

*„Zwecks Durchführung der Umgestaltung des deutschen Gerichtswesens müssen alle früheren Mitglieder der Nazi-Partei, die sich aktiv für deren Tätigkeit eingesetzt haben, und alle anderen Personen, die an den Strafmethoden des Hitler-Regimes direkten Anteil hatten, ihres Amtes als Richter und Staatsanwalt enthoben werden“.*

Diese radikale Entnazifizierung war nicht konsequent zu realisieren, der Prozentsatz der „braunen“ Richter war zu hoch (in Westfalen z. B. 93 Prozent, im Oberlandesgerichtsbezirk Bamberg waren 302 von 309 Juristen frühere Pgs). In dieser Situation versucht man mit



Gedenktafel am Ort der Erschießung im Lauer'schen Gärten in M 6

Foto: Thomas Tröster

unterschiedlichen Maßnahmen, die Juristen not zu mildern: Man aktivierte solche Richter, die bereits vor 1933 pensioniert wurden, man bezog die nach 1937 in die NSDAP eingetretenen Juristen nicht in die Bestimmung ein, man verfuhr schließlich nach dem „Huckepack-Verfahren“: Für jeden Nicht-Nazi wurde ein ehemaliger Nazi eingestellt (was übrigens dazu führte, dass in manchen Gerichten der Anteil von früheren Nationalsozialisten nun höher war als vor 1945). Schließlich ließ man alle Juristen zu, die Entnazifizierungsverfahren hinter sich hatten. Wir kommen nicht umhin festzustellen: Die Entnazifizierung des Rechtswesens war zunächst gescheitert.<sup>3</sup> Das sog. „Dritte Reich“ setzt sich zu Teilen in der Justiz fort. In diesem Sachverhalt ist das Bild begründet, das wir von der Rechtsprechung der frühen Nachkriegszeit haben: Lustlosigkeit, sich mit NS-Gewalttaten zu befassen<sup>4</sup>, Schlussstrich-Bedürfnis, Unfähigkeit, „in rechtlichen Formen Trauerarbeit zu leisten“.<sup>5</sup> So standen Gerichte aus den eben genannten guten Gründen unter alliierter Kontrolle, die über eine reine Beobachtung des Prozessverlaufs weit hinausgehen konnte.

Die gerichtlichen Feststellungen über die Schuldfrage sowie die Urteile gegen Böse, Lauber und Hecker wurden aufgehoben und für null und nichtig erklärt. In einem Brief an den Justizminister Dr. Josef Beyerle ordnete der Chef der französischen Militärregierung, La Follette, an, dass das neue Gericht nur mit solchen Richtern zu besetzen sei, die keine Mitglieder der NSDAP oder einer NS-Organisation und keine Mitglieder von Sondergerichten gewesen seien. Diese Vorgabe ist einerseits berechtigt: Sie bezieht sich konkret auf den die Anklage vertretenden Staatsanwalt Dr. Woll. Er war bis 1945 Richter am Sondergericht Mannheim und hat auch im Zuge seiner weiteren Nachkriegskarriere eine offensichtliche Affinität zu Nazi-Richtern zum Ausdruck gebracht, eine Karriere, die ihn bis ins Amt des Generalstaatsanwalts nach Karlsruhe beförderte.<sup>6</sup> In Bezug auf den Vorsitzenden Richter, Dr. Max Silberstein, war diese Vorgabe indes überflüssig – auf ihn komme ich zurück.

Was man heute ein Skandalurteil nennen würde, wird also annulliert. Dem erkennenden Gericht werden schwere Nachlässigkeiten, Versäumnisse und die Missachtung von Richtlinien der Militärregierung nachgewiesen. Das z. T. neu besetzte Gericht tritt in die Beweisaufnahme ein, als hätte es eine Hauptverhandlung nicht gegeben. Das Landgericht verhandelt am 10. und 11. Juni 1948, die Anklage vertritt nunmehr Generalstaatsanwalt Dr. Schmid, den Vorsitz hat wiederum Dr. Max Silberstein. Die Aufhebung des ersten Urteils bedeutete für das jetzt erkennende Gericht, „in der neuen Hauptverhandlung die Strafsache in eingehender Weise“ so zu prüfen und zu erörtern, „als ob sie zum ersten Male verhandelt würde“. Seine Rechtsfindung war „ohne Bindung an die früheren Verhältnisse und Feststellungen lediglich auf dem Ergebnis der nunmehrigen Verhandlung und Beweisaufnahme“ aufzubauen. (II/621 f.) Die Anklage lautet nunmehr auf vorsätzliche, nicht mehr nur auf fahrlässige Tötung. Die Mitangeklagten Hecker und Lauber waren laut neuer Anklage wie Böse wegen Totschlags zu bestrafen. Man könnte erwarten, dass die Hauptverhandlung nunmehr und nach dieser Vorgeschichte, und auch, weil jetzt weitere Augenzeugen gehört werden, neue Erkenntnisse zu Tage fördert. Man könnte erwarten, dass die neue Anklage auch Auswirkungen auf den Befund hat. Das ist aber nicht der Fall. Das zweite Urteil ist ausführlicher und erörtert Tathergang und Rechtslage ausgiebiger und differenzierter, gibt Alternativen mehr Raum und wägt Für und Wider gründlicher ab, gewiss. Aber: Die Darstellung des Tathergangs ist identisch ebenso wie die rechtliche Bewertung der Tat. Und kann auch gar nicht anders sein. Denn: Die wesentlichen, den Sachverhalt klärenden und die Rechtslage bewertenden Aussagen im zweiten Urteil sind zu großen Teilen im Wortlaut identisch mit denen im ersten Urteil.

Entgegen der neuen Anklage erkennt das zweite Gericht in seinem Urteil vom 11. Juni 1948 wie das erste auf vorsätzliche und rechtswidrige Tötung. Wie im ersten Urteil wird Böse des vorsätzlichen Totschlags für schuldig gesprochen. Wie das erste lässt auch das zweite erkennende Gericht mildernde Umstände gelten. Auch im Strafmaß unterscheiden sich

die Urteile nur unwesentlich: Im zweiten Verfahren erhält Böse drei statt bisher zwei Jahre Gefängnis. Untersuchungs- und Strafhaft des ersten Verfahrens werden anerkannt.

Wer war der Richter, der diese beiden Urteile verantwortet?

Dr. Max Silberstein ist am 3. April 1897 in C 1, 7 in Mannheim geboren, besucht das KFG, studiert Jura in Heidelberg und München, promoviert 1920, arbeitet bis 1933 als Staatsanwalt und als Landgerichtsrat in Offenburg und Mannheim. 1933 bedeutet auch für ihn Amtsenthebung, und dass er in die evangelische Kirche eingetreten war (wann, konnte leider nicht ermittelt werden, vermutlich aber lange vor 1933), nützt ihm, wie allen konvertierten Juden, gar nichts. Er arbeitet dann kurze Zeit als Syndikus in einem Frankfurter Handelshaus, emigriert nach Frankreich, kehrt aber 1938 nach Mannheim zurück. Im November 1938 wird Silberstein mit seinen Eltern nach Buchenwald deportiert. Er wird 1939 freigelassen, während seine Eltern im KZ Buchenwald ermordet werden. Silberstein emigriert wiederum nach Frankreich. 1946 kehrt er abermals nach Mannheim zurück, arbeitet zunächst als Landgerichtsdirektor, bevor er am 1. Juni 1949 zum Landgerichtspräsidenten ernannt wird. 1955 wird er Präsident des Oberlandesgerichts in Karlsruhe. Am 1. August 1963 geht der inzwischen mit dem Großen Verdienstkreuz mit Stern des Bundesverdienstordens Geehrte in Ruhestand. Mannheim verleiht ihm 1966 den Goldenen Ehrenring der Stadt. Max Silberstein stirbt überraschend im Alter von 69 Jahren an Herzschlag am 6. August 1966.

Im Stadtarchiv – Institut für Stadtgeschichte existiert eine Sammlung von Zeitungsartikeln (Signatur S 1/788), die anlässlich der Ehrungen, Beförderungen, runden Geburtstage und natürlich zum Tod von Max Silberstein verfasst wurden. Er erscheint in diesen Charakterisierungen als gerechter und humaner Mensch und Jurist:

*„der Spruch des Gerichtsvorsitzenden war gerecht und unumstößlich“ (Allgemeine Zeitung 4./5. 8. 1951); „natürliche Toleranz“; „idealistischer Jurist“ (MM 4. 4. 1957); „ein Mann von ungewöhnlicher Allgemeinbildung“; „gütiger Mensch“; „stiller Wohltäter“; „Freund*

*der Jugend“; „seine große Leidenschaft heißt Gerechtigkeit“ (RNZ 4. 4. 1957); „einer der populärsten und hervorragendsten Richter der Nachkriegszeit in Mannheim“ (Nachruf Städt. Pressestelle); seine „Leitbilder [waren] Humanität, Toleranz, Nächstenliebe, menschliche Wärme“ (RNZ 9. 9. 1966).*

Das für die Erklärung unserer Frage vielleicht aufschlussreichste Prädikat verleiht ihm die Rhein-Neckar-Zeitung in ihrem Nachruf: „eine manchmal unverständliche Güte“ (9. 9. 66) – es ist dies zweifellos eine Anspielung an sein Urteil vom 28. Februar 1947. Dieser Max Silberstein, der glänzende Karrieren in Frankreich und Amerika ausschlug, weil er Richter sein, weil er Recht sprechen wollte, weil er nach 1945 dazu beitragen wollte, dass Menschenrecht und Rechtsstaatlichkeit wieder Gültigkeit haben, soll mit seinem Urteil „die Zweifel der Welt an der demokratischen Entwicklung Deutschlands“ schüren – so lautete ja der Kommentar im Mannheimer Morgen? Dieser Max Silberstein soll „die Richtlinien und Absichten der Militärregierung“ flagrant verletzt, seine Verantwortlichkeiten nicht angemessen erfüllt haben – so lautete ja der Kommentar der alliierten Militärregierung? Das sind Kommentare, mit denen man in der frühen Nachkriegszeit sonst die allzu nachsichtigen Urteile ehemals brauner Richter zu NS-Gewaltverbrechen versehen hat. Nachsichtig und milde waren die Urteile zweifellos. Der Strafraum reicht bis zu fünf Jahren Gefängnis, Silberstein hat ihn mit zwei bzw. drei Jahren nicht annähernd ausgeschöpft.

#### 4. SCHLUSS

Es handelt sich bei diesem Fall um einen besonderen Fall deutscher Nachkriegsgeschichte. Warum? Wir können vermuten, dass in der frühen Nachkriegszeit nur sehr wenige Richtersthühle mit jüdisch geborenen Juristen besetzt waren. Wir könnten erwarten, dass ein jüdisch geborener Richter in einem solchen Fall, wie er hier in Rede steht, mit aller Strenge urteilt. In gewisser Weise tut Silberstein das auch. Erinnert sei daran, mit welchem demokratisch-rechtsstaatlichen Selbstverständnis

Silberstein Recht spricht, mit welcher Schärfe er den tumben Befehlsgehorsam des geistig eingeschränkten Täters herausstellt, mit welcher Zustimmung und Sympathie er andererseits die Opfer und ihre Tat bewertet. Es scheint so, als hätte Silberstein in die Sprache der Urteilsbegründungen, in ihre Formulierungen, sein eigentliches Urteil niedergelegt. Worin begründet sich aber das geringe Strafmaß? Ist es möglicherweise einer verständlichen Vorsicht Silbersteins geschuldet – eine Vorsicht, die ihrerseits typisch ist für die jüdischen und jüdisch geborenen Überlebenden in der frühen Nachkriegszeit in Deutschland: die, wie wir heute wissen, begründete Furcht vor einem neuerlichen Ausbruch des Antisemitismus? Hat ihn diese Furcht zur Milde und Nachsicht veranlasst, zu einer Verhaltensweise, die jede Deutung als Rache verbietet? Findet so womöglich Friedrich Jakobi in einem Brief an Ludwig Hecht vom 18. August 1947 die richtige Erklärung?

*„Silberstein hat in der Zwischenzeit ein zweites, sehr angefeindetes Urteil gefällt. Beim jüd. Richter ist es eben so, dass bei ihm aus lauter Angst nicht objektiv zu sein der [sic] Pendel nach der falschen Richtung ausschlägt.“ (S I/788, Institut für Stadtgeschichte, Mannheim)*

Zeitgenossen, die Silberstein kannten, schließen eine solche Vorsicht bei ihm aus. Er sei ein mutiger und entschlossener Mann gewesen, mit einem klaren Blick für die Gegebenheiten, der sich seine Urteile nicht von falscher Rücksicht verstellen ließ. Wie immer: Dass es die falsche Richtung war, in die das Pendel dieses Urteils von Max Silberstein ausschlug, steht außer Frage. Dass das Strafmaß von zwei bzw. drei Jahren für eine Tat, die das Leben von drei Menschen kostete, nicht bloß einer „unverständlichen Güte“ geschuldet war, sondern auch einem offensichtlich mangelnden Gespür für eine Rechtlichkeit, die Rücksicht auf Zeitumstände trug, ebenso. Die Zeitumstände hätten die eindeutige Verurteilung der abscheulichen Tat, die Silberstein ja in seiner Urteilsbegründung auch zum Ausdruck bringt, auch hinsichtlich des Strafmaßes erfordert.

#### Anmerkungen

- 1 Die Zitate aus den beiden Urteilen werden angegeben mit den römischen Ziffern I oder II, Schrägstrich und arabischen Ziffern. Sie stammen aus: Justiz und NS-Verbrechen. Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945–1966. Amsterdam 1968 ff. Band I oder II.
- 2 Vgl. zur Analyse von Urteilsbegründungen der frühen Nachkriegszeit als zeit- und sprachgeschichtliche Dokumente Heidrun Kämper (2002): „Übergesetzliches Recht“. Reflexionen nationalsozialistischen Unrechts in der frühen Nachkriegszeit. In: Sprache und Recht. Hg. von Ulrike Haß-Zumkehr. Berlin, New York 2002. S. 284–299.
- 3 Vgl. zur fehlenden „Vergangenheitsbewältigung“ und zur personellen und geistigen Kontinuität der juristischen Zunft: Müller, Ingo (1989): Furchtbare Juristen. Die unbewältigte Vergangenheit unserer Justiz. München. Bes. S. 204 ff.; Perels, Joachim (1998): Die Restauration der Rechtslehre nach 1945. In: Redaktion Kritische Justiz (Hg.): Die juristische Aufarbeitung des Unrechts-Staats. Baden-Baden. S. 237–264; Diestelkamp, Bernhard (1988): Die Justiz nach 1945 und ihr Umgang mit der eigenen Vergangenheit. In: Justizalltag im Dritten Reich. Hg. von Bernhard Diestelkamp und Michael Stolleis. Frankfurt/M. S. 131–149; Steinbach, Peter (1981): Nationalsozialistische Gewaltverbrechen. Die Diskussion in der deutschen Öffentlichkeit nach 1945. Berlin.
- 4 Nach Gründung der Bundesrepublik gaben die Amnestiegesetze von 1949 und 1954 legitimierenden Ausdruck der bundesdeutschen Haltung zu Nazi-Unrecht. Vgl. hierzu Frei, Norbert (1996): Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit. München.
- 5 Perels, Joachim (1999): Das juristische Erbe des „Dritten Reiches“. Beschädigungen der demokratischen Rechtsordnung. Frankfurt/New York. S. 92.
- 6 Im Gegenzug suchte er das berufliche Fortkommen der Mannheimer Staatsanwältin Dr. Just-Dahlmann, die in der Ludwigsburger Zentralstelle mitarbeitete und die sich kritisch öffentlich zur deutschen Nachkriegsjustiz äußerte, zu behindern. So die Einschätzung von Barbara Ritter vom AK Justiz, Mannheim, der ich an dieser Stelle für Hinweise und Materialien danke.



Anschrift der Autorin:  
Dr. Heidrun Kämper  
Institut für Deutsche  
Sprache  
R 5, 6–13  
68163 Mannheim

# Maria Rigel

## Mannheimer Abgeordnete im badischen Landtag nach Einführung des Frauenwahlrechts 1919

### 1. LEBENSLAUF

Maria Rigel wurde 11. 9. 1869 in Adelsheim geboren,<sup>1</sup> wo ihr Vater als Notar tätig war. Sie besuchte von 1876–1883 die Volksschule zu Adelsheim, ab 1883–1884 die Höhere Mädchenschule in *Mannheim* und von 1884–1887 das Klosterinstitut in Offenburg.<sup>2</sup> Der Besuch der höheren Schule gab ihr die Möglichkeit, das Lehrerinnenseminar in Karlsruhe zu besuchen. Hier legte Maria Rigel 1889 die 1. Lehrerinnenprüfung ab<sup>3</sup> und wurde am 5. 8. 1889 als Volksschulkandidatin<sup>4</sup> in den badischen Schuldienst aufgenommen. 1890 bestand sie die 2. (höhere) Lehrerinnenprüfung.<sup>5</sup> Die erste planmäßige Anstellung als Hauptlehrerin erfolgte 1902 in *Mannheim*, 1924 wurde sie hier als Oberlehrerin und am 1. 10. 1927 als Rektorin in der K-5 Schule ernannt.<sup>6</sup>

Rigel war katholisch und setzte sich für ihren Glauben ein, als Pädagogin war sie aktives Mitglied in der Berufsvereinigung katholischer Lehrerinnen, Gründungsmitglied des Zweigvereins Mannheim des Katholischen Deutschen Frauenbundes, der sich für die Rechte der Frauen einsetzte, und sie war Mitglied der Zentrumspartei. In dieser Funktion wurde sie 1919 als Abgeordnete zur badischen Nationalversammlung gewählt.<sup>7</sup> Auch bei den Landtagswahlen 1921, 1925<sup>8</sup> und 1929<sup>9</sup> wurde Rigel in den badischen Landtag gewählt. Zu Beginn ihrer Parlamentstätigkeit war Rigel Mitglied im Schulausschuss, später im Haushaltsausschuss. In den ersten beiden Landtagsperioden hielt die Abgeordnete vermehrt Parlamentsreden, in den zwei letzten Landtagsperioden meldete sich Rigel selten zu Wort, ein Hinweis auf ihre angegriffene Gesundheit.

Wegen ihres schlechten Gesundheitszustands wurde Rigel vom Minister des Kultus und Unterrichts am 1. 10. 1932 in den einst-

weiligen Ruhestand versetzt,<sup>10</sup> am 1. Juli 1934 ist sie „aufgrund des § 6 des Reichsgesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. 4. 1933 . . . in den dauernden Ruhestand versetzt worden.“<sup>11</sup> Im Parlament war



*Maria Rigel*

Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe 231/2937 Nr. 871

Rigel noch bis 1933 vertreten, ihre letzte Rede hielt sie am 3. 2. 1933.<sup>12</sup> Mit dem Ende des demokratischen Landtages am 11. 3. 1933 schied sie aus der Politik aus. Clemens Siebler schrieb in den Badischen Biografien, sie konnte sich 1933, „von den neuen Machthabern unbehelligt, aus dem politischen Leben

zurückziehen.“<sup>13</sup> Nach ihrer Pensionierung verlegte sie ihre Wohnung von Mannheim an den Bodensee, wo sie auch ihre ersten Jahre als Lehrerin verbrachte. In Ludwigshafen am Bodensee nahm sie ihren Wohnsitz. Sie starb am 10. September 1937 – vor fast 70 Jahren – in einem Konstanzer Krankenhaus.<sup>14</sup>

## 2. FRAUENFRAGEN

Schon in der badischen Nationalversammlung, die vom 15. Januar 1919 – 8. November 1921 bestand, setzte sich Maria Rigel für die Frauenrechte ein. Am 4. Juli 1919 unterstützte sie im Parlament einen Antrag verschiedener Abgeordneten „Den Schutz der weiblichen Angestellten und Arbeiter gegen Erwerbslosigkeit betr.“<sup>15</sup> In diesem Antrag, Interpellation genannt, wird davon berichtet, dass ein Schutzverband stellenloser Kaufleute und Büroangestellter mit einer Zweigstelle in Mannheim behauptet, er habe das Recht, langjährig beschäftigte weibliche Hilfskräfte sofort zu entlassen und durch männliche Arbeitslose zu ersetzen. 17 Abgeordnete, die diesen Antrag unterschrieben haben, wollten von der Regierung wissen, was sie dagegen tue, wenn Frauen rücksichtslos brotlos gemacht würden. Diese Forderung, sich für stellenlose Frauen einzusetzen, unterstützte Maria Rigel in ihrer Parlamentsrede.

Den Rote-Kreuz-Schwestern Badens half Maria Rigel bei deren demokratischer Strukturänderung. Sie wollten keine gewerkschaftliche Organisation werden, sondern eine Schwesterngenossenschaft nach demokratischen Grundsätzen, so dass sie ihren Schwesternausschuss selbstständig wählen und Einfluss auf die Wahl der Oberin nehmen konnten. Rigel fand es hervorragend, dass die Rote-Kreuz-Schwestern aus reiner Nächstenliebe ihren Krankenpflegeberuf ergriffen als nach den Grundsätzen des Lohntarifes.<sup>16</sup> Sie forderte von der Regierung, mit dem Badischen Frauenverein unter Einbeziehung des demokratischen Schwesternausschusses Verhandlungen über eine gründliche Neuordnung zu führen, so dass den Schwestern ein aufgeschlossenes Leben ermöglicht würde, u. a. neben möglichen Arbeitserleichterungen am Sonntag mindestens einmal in der Woche

einen halben freien Tag oder mindestens alle 14 Tage einmal einen ganzen freien Tag zu erhalten.

Als Mitglied des Ausschusses für Gesuche und Beschwerden gab Rigel am 10. Juni 1920 die Entscheidung des Ministeriums des Kultus und Unterrichts bekannt, dass Frauen in die Kunstakademien aufgenommen würden, falls sie den strengen Anforderungen der Akademie entsprachen. Diese Verfügung kam der Einstellung Rigels entgegen, die Gleichberechtigung von Frauen und Männern im Land durchzusetzen.

Für die Leitung der „Krüppelheime“, das waren Heime u. a. für geistig Behinderte oder blinde Kinder und Jugendliche, forderte Rigel nur Frauen, weil sie verständnisvoller mit ihren Patienten umgehen könnten als Männer. Rigel stellte einen Vergleich an, dass die Mädchenschulabteilungen der Großstädte von Oberlehrerinnen geleitet würden. Wo dies nicht der Fall sein konnte, war wenigstens die Stellvertreterin der Schulleitung eine Oberlehrerin.

Am 1. März 1922 klagte Maria Rigel, dass das Land Baden sich immer an der Politik des größten Reichslandes Preußen orientierte, vor der Revolution sei wie nach der Revolution. Die Pensionen der Beamtenwitwen und Hinterbliebenen wurden nicht verbessert, weil es in Preußen so üblich war. Auch die akademisch ausgebildeten Zeichenlehrer/innen wurden nicht in die Eingangsbesoldung für Akademiker eingestuft, weil das Reichsgericht in Leipzig nicht wusste, um was für Beamte es sich handelte. Rigel sagte: „(Man macht auch) jetzt nach der Revolution im Reiche nur Preußenpolitik . . ., wie man sie vor der Revolution gemacht hat.“<sup>17</sup> Nun sollte man endlich die Verhältnisse im Land Baden berücksichtigen.“ Auch forderte Rigel, die Leistung der Gewerbelehrerinnen denen der männlichen Berufsgenossen gleichzustellen.

In der Landtagsrede vom 31. Juli 1925 setzte sich Maria Rigel für langjährige Lehrerinnen in städtischen Volksschulen ein, die bei guter Schularbeit nicht planmäßig verbeamtet und denen die männlichen Kollegen vorgezogen wurden. Rigel räumte ein, dass die Lehrerinnen die Möglichkeit hätten, aufs Land zu gehen, wo sie schneller eine planmäßige Anstellung finden würden. Rigel trat aber für

### **Förmliche Anfrage.**

#### **Die ungenügende Zuckerverforgung der Haushaltungen betr.**

Ist der Regierung bekannt, daß in den Kreisen der Hausfrauen mit Bezug auf die Ernährung der Kinder und Kranken große Beunruhigung herrscht über die ungenügende Zuckerverforgung, besonders bei der bevorstehenden Einfuhrzeit? Welche Mengen Zucker werden an industrielle Betriebe in Baden abgegeben, die zur Herstellung von Marmelade, Bonbons, Fruchtwein und -äfte usw. Zucker verarbeiten?

Karlsruhe, den 11. Mai 1920.

|          |                    |
|----------|--------------------|
| Rigel.   | Fischer-Karlsruhe. |
| Siebert. | Blase.             |
| Beyerle. | Platenius.         |

*Verhandlungen des Badischen Landtags, II. Landtagsperiode, 4. Sitzungsperiode, Beilagenheft, Karlsruhe 1925, S. 56*

die Lehrerinnen ein, die aus der Stadt nicht fortziehen konnten, da sie hier ihre Eltern und oft noch weitere Verwandte unterstützen mussten. Die planmäßigen Stellen sollten ihrer Meinung nach pädagogischen Gesichtspunkten vergeben werden.

Die Berufstätigkeit von verheirateten Beamtinnen und Lehrerinnen unterstützte Maria Rigel grundsätzlich aber nicht, weil Beamtinnen sich mit ganzer Kraft ihrem Beruf widmen müssten. Wenn man Beamtinnen/Lehrerinnen einstellte, wäre dies nur mit vielen Vergünstigungen gegangen. Dies fand Rigel ungerecht gegenüber unverheirateten Beamtinnen. Sie sah aber ein, dass es junge verheiratete Frauen gab, die aus wirtschaftlichen Gründen erst zwei Jahre nach der Hochzeit aus dem Landesdienst ausgeschieden waren. Deswegen hat der Landtag am 19. September 1924 die Bestimmungen der

Reichsregierung übernommen, wonach planmäßige Beamtinnen und Beamte mit einer Abfindung aus dem Dienst entlassen werden konnten.

Am 18. 12. 1924 brachte Maria Rigel einen Antrag ein,<sup>18</sup> der die Rechte der ausgeschiedenen weiblichen Beamtinnen stärken sollte, wenn deren Ehe aufgelöst wäre. Das Ruhe- bzw. Unterstüßungsgehalt sollte wieder aufleben. Der Landtag hat den entsprechenden Antrag der Abgeordneten Rigel am 19. September 1924 bei sechs Enthaltungen angenommen.<sup>19</sup>

## **3. EINSATZ FÜR SCHULEN**

### **3.1 Fortbildungsschulen**

Nach Rigels Meinung waren die Mädchen nach dem Ersten Weltkrieg der hauswirtschaftlichen Arbeit sehr entfremdet. Deswegen begrüßte sie die Ausdehnung der Fortbildungsschule für Mädchen auf drei Jahre. „Dieser hauswirtschaftliche Fortbildungsschulunterricht wird und soll einmal eine Grundlage geben für die Gesundung des Familienlebens. Wenn man in Mannheim durch die Straßen und bei Volkszählungen auch durch die Wohnungen kommt, dann sieht man oft ein Elend und eine Not, die auch davon herrühren, dass die Frau und Mutter keine richtige Kenntnis von ihrem hauswirtschaftlichen Beruf hat.“<sup>20</sup> Die Ausbildung der Haushalts- und Handarbeitslehrerinnen war bisher dem badischen Frauenverein übertragen worden. Maria Rigel forderte im Landtag, das Haushaltslehrerinnenseminar in den badischen Staatsbetrieb zu übernehmen und als Unterrichtsort für das Haushaltslehrerinnenseminar das leere Schloss in Karlsruhe mit samt der Schlossküche zur Verfügung zu stellen. „Was nützt uns denn ein (Schloss-)museum, wenn unsere Hausfrauen im badischen Ober-, Hinter- und Mittelland nicht richtig kochen gelernt haben?“<sup>21</sup> Dem Haushaltslehrerinnenseminar wurde der Karlsruher Schlossflügel mit der Schlossküche aber nicht bereitgestellt. Deswegen forderte Maria Rigel am 11. Mai 1922 Abhilfe für die beengten Räume des Seminars, vor allem weil weitere Fortbildungsschullehrerinnen ausgebildet werden mussten. Sie folgerte daraus: „Ja, sobald Sie die Möglichkeit

schaffen, dass die Frauen auf ihren eigenen Frauengebieten beruflich genügende Ausbildung haben, um darauf ihr Leben aufzubauen, so werden sie mehr und mehr von den rein männlichen Berufen wieder abrücken.“<sup>22</sup> Die Abgeordnete forderte in derselben Rede, dass die hauswirtschaftliche Schule keine Armenschule sein sollte, sondern die hauswirtschaftliche Ausbildung sollte für jedes junge Mädchen ein „natürliches Bedürfnis“ sein. Auch in den Handelsschulen sollte eine hauswirtschaftliche Ausbildung erfolgen.

Der Ausbau der Gewerbeschulen nach dem Weltkrieg war vordringliche Aufgabe, um den Wiederaufbau Deutschlands voranzubringen. Bei der schlechten Lage des badischen Staates war dies nicht kostenlos möglich. Maria Rigel stimmte am 28. März 1924 schweren Herzens einem Notgesetz zu,<sup>23</sup> das von den Eltern der Jugendlichen ein Schulgeld verlangte, wenn sie dazu in der Lage waren. Das war ein Abbau sozialer Leistungen, wie Rigel sich dies nie vorher hätte vorstellen können.

### 3.2 Volks- und Mittelschulen

Die Volksschule stellte Maria Rigel in der 52. Sitzung am 11. Mai 1922 als Schule des deutschen Volkes dar, sie umfasste alle Kinder. Wenn die Lehrerinnen und Lehrer den Kindern alle Angst nahmen und ihnen Selbstvertrauen gäben, so würden die Schülerinnen und Schüler in der Schule eine zweite Heimat finden. In den unteren und mittleren Klassen sei der Deutschunterricht, vor allem der Rechtschreibunterricht, wegen der Kürze der Zeit schwierig. Bei den wenig Begabten sei man schon zufrieden, wenn sie ihren Namen schreiben und Einiges noch dazu könnten. – Für die 13- und 14jährigen meinte Maria Rigel, seien die 33 Wochenstunden eine zu große Belastung, vor allem kamen bei den Konfirmanden noch zwei Wochenstunden dazu. Die Spielstunden und der Ausgang zum Spielen bedeuteten für die Großstadtkinder keine Entlastung, sondern eine noch größere Belastung. Maria Rigel führte im Landtag aus: „Ich möchte die Herren und Damen dieses Hauses einladen, einmal mit einer Mannheimer Schulklasse einen Spielausgang mitzumachen auf den staubigen Straßen, an den lauten Fabriken vorbei, auf die so genannte Wiese, wo man

manchmal einen Schutzmann braucht, um Gestalten wegzuschicken, die nicht in der Verfassung sind, dass man mit einer Schulklasse neben ihnen spielen könnte, und dann die Kinder, nachdem sie 20–30 Minuten durch den Staub gegangen sind, noch eine ganze Stunde lang zu ermuntern, eifrig dem Spiel in der glühenden Sonnenhitze obzuliegen, und dann wieder mit ihnen heimzugehen – da werden Sie den Eindruck bekommen: das ist eigentlich keine Erholung, am wenigsten eine Erholung für unsere nervösen und blutarmen Kinder.“<sup>24</sup>

In ihrer großen Rede am 11. Mai 1922 bedankte sich Maria Rigel für die Hilfe der Quäker. Diese mystisch-spirituelle Bewegung aus den USA unterstützte in der allergrößten Not nach dem Ersten Weltkrieg die deutschen Schulkinder mit einer kostenlosen Schulspeise. Rigel hob ebenso den Hl. Vater in Rom hervor, der auch die Not der deutschen Kinder gelindert hatte.

In ihrer Rede am 31. Juli 1925 bat die Abgeordnete die Regierung, die Schüler erst nach 4 Volksschuljahren, in Ausnahmefällen nach 3 Jahren in die Mittelschule aufzunehmen, da die Gefahr, auf der Mittelschule zu scheitern, sehr groß war. „Nun haben wir in Mannheim die Beobachtung gemacht, dass in die Mittelschulen Schüler aufgenommen worden sind, von denen wir der Meinung waren, dass sie nicht geeignet wären, in der Mittelschule weiter zu lernen.“<sup>25</sup>

In der 11. Landtagssitzung im Jahre 1928 klagte Rigel über den Mangel an Volksschullehrern in Mannheim. Es fehlten 30 Lehrkräfte in der Stadt und bei der schlechten Haushaltslage im Land hat man eher Volksschullehrer in der Stadt eingespart als auf dem Land, weil hier viele Lehrer vorhanden waren. Ein Volksschullehrer unterrichtete bis zu 70 Schüler/innen in den Unterklassen der Stadt, in den Oberklassen waren es 35–40 Schüler pro Lehrer.<sup>26</sup> Da die größte Industriestadt Badens seit dem Ersten Weltkrieg expandierte, brauchte sie gut ausgebildete Volksschüler. Maria Rigel forderte daher von der Regierung eine bessere Versorgung mit Volksschullehrern, und sie war am 26. März 1931 sehr erfreut über den Gesetzentwurf über Maßnahmen zur Behebung der Junglehrernot, durch den neue Junglehrerstellen geschaffen werden sollten.

In ihrer Rede vom 1. April 1930 wehrte sich Rigel vehement gegen die kommunistische Partei in den „Schulkörpern.“ Der Jungspartakusbund wollte Zellen in den Schulklassen einrichten und die Schüler gegen die Lehrer und Eltern aufhetzen. Sie stellte daraufhin in der Landtagssitzung die rhetorische Frage, wem das Kind gehöre. Sie sagte, 1. den Eltern, die es aufzögen, 2. der Kirche, in die sie einverleibt seien und 3. dem Staat und der Gemeinde, in die sie hineingeboren würden. „Und alle, die von diesen Stellen aus keine Vollmacht haben, haben auch kein Recht an (dem) Kind. Darum möchte ich den Kommunisten sagen: Finger weg von unserer Volksschule!“<sup>27</sup>

#### 4. LEBENSMITTELVERSORGUNG

Maria Rigel rügte die ungenügende Zuckerversorgung der Haushalte im Jahre 1919. In einer förmlichen Anfrage vom 11. Mai 1920<sup>28</sup> will sie von der Regierung wissen, welche Mengen Zucker an die badische Zuckerindustrie abgegeben wurde. Die Frauen im Land waren beunruhigt, dass sie, vor allem während der Obsternte, nicht genügend Zucker für die Familien und Alten zugeteilt bekamen. In der Landtagssitzung am 11. Juni 1920 sagte Rigel, in der Zeitung hätte sie gelesen, dass 1 Million Zentner Zucker an die Marmeladefabriken abgegeben worden seien, die jetzt Schwierigkeiten hätten, die Marmeladenkonserven abzusetzen.

Der Vertreter der Regierung erklärte Rigel in derselben Sitzung, „dass gegen den Brotaufstrich der Marmeladenfabriken bei unserer Bevölkerung eine Abneigung besteht, da unsere Haushaltungen gewöhnt und imstande sind, ihren Bedarf an Mus unter Ausnutzung unserer Beeren- und Obsternte selbst besser und billiger herzustellen.“<sup>29</sup> Im Übrigen konnte im Wirtschaftsjahr 1920 die Mundzuckermenge nicht neu geregelt werden.

Am 14. April 1921 wurde im badischen Landtag über die Einführung einer Bier- oder Brotkarte beraten. Der Verein für Gesundheitspflege und Naturheilkunde Pforzheim e. V. machte eine Eingabe an den Ausschuss für Gesuche und Beschwerden. Das Braukontingent wurde von Ende 1920 bis zum 31. 12.

## ***№ 15.***

Beilage zur Niederschrift über die 3. Sitzung  
vom 18. Dezember 1924.

### **Antrag**

#### **die Personalabbauverordnung**

hier

#### **die Rechte der ausgeschiedenen weiblichen Beamten betr.**

Der Landtag wolle beschließen,

die Reichsregierung zu ersuchen, sie möge in Artikel 14 der Personal-Abbau-Verordnung vom 27. Oktober 1923 eine Bestimmung des Inhalts aufnehmen, daß die Rechte der ausgeschiedenen weiblichen Beamten auf Ruhe- bzw. Unterstützungsgeld wieder aufleben, wenn die mit der Verheiratung eingetretene wirtschaftliche Versorgung durch Auflösung der Ehe oder in anderer Weise wegfällt oder in einer den Unterhalt der Familie gefährdenden Weise beschränkt wird.

Karlsruhe, den 18. Dezember 1924.

Rigel. Seebacher. Seubert. Siebert  
Wiedemann.

*Verhandlungen des Badischen Landtags, I. Landtagsperiode, 2. Sitzungsperiode, Beilagenheft, Karlsruhe 1920, S. 459*

1921 um 30% erhöht. Für die Herstellung von Bier standen den Bierbauern statt 2 630 000 Zentner Gerste nunmehr 9 640 000 Zentner Gerste zur Verfügung.<sup>30</sup> Der Pforzheimer Verein fürchtete, dass durch einen vermehrten Bierkonsum der Alkoholismus im Volk zunehme. Maria Rigel, die über den Antrag des Pforzheimer Vereins im Landtag berichtete, stellte sich hinter die Aufforderung des Ausschusses für Gesuche und Beschwerden an den Landtag, dass die Gerste eher verstärkt für die wertvollen Nahrungs- und Futtermittel anstatt für das Braugewerbe verwendet werden sollte. Das Hohe Haus hatte auch einstimmig so entschieden, so dass es neben einer Brot- auch eine Bierkarte gab. Damit waren beide Produkte rationiert.

In ihrer Rede am 11. Mai 1922 wies Rigel auf die Gefahren des Alkoholismus hin, der mit den Gefahren eines Sittenverfalls einhergehen konnte. Deswegen appellierte die Abge-

ordnete an eine alkoholfreie Jugenderziehung.

## 5. KIRCHEN

Das Konkordat der katholischen Kirche mit dem badischen Staat und der Vertrag der Evangelisch-protestantischen Landeskirche Badens mit dem badischen Staat sollten die Beziehungen zwischen Kirche und Staat auf eine zufriedene Basis stellen. Am 9. Dezember 1932, als die Verträge vom Parlament gebilligt wurden, nahm Maria Rigel im Landtag die für die religiöse Erziehung der Kinder und Jugendlichen wichtigen Artikel XI des Konkordats und des Artikel VIII des Staatsvertrages mit der Evangelischen Kirche unter die Lupe. Beide gleichlautenden Artikel räumten den beiden Kirchen die Rechte auf ihren Religionsunterricht ein und so konnte Rigel diesen Verträgen zustimmen. Vom Konkordat war Rigel begeistert: „... wer das Konkordat in ruhiger Erwägung liest, der wird erfasst von der gelassenen Ruhe – ich möchte sagen: von der Größe und Klarheit der Sprache.“<sup>31</sup> Eine Koalition aus Zentrums- und Deutsche Volkspartei konnte den Vertragswerken bei einer Patt-Situation im Landtag nur zustimmen, weil der Landtagspräsident die entscheidende Stimme besaß. Vorher verließ die SPD die badische Koalition, nachdem das Konkordat in Rom paraphiert worden war, die SPD war seit 1918 Stabilitätsfaktor im Land Baden.

## 6. ZUSAMMENFASSUNG

Am Schluss ihrer parlamentarischen Tätigkeit, in ihrer letzten Landtagsrede am 3. Februar 1933, ging Maria Rigel noch einmal auf ein Hauptanliegen ihres Lebens ein: die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau. Diese sollte sich nicht nur im Wahlrecht durchsetzen, sondern auch in der Öffentlichkeit verankert werden. Die Frau hätte ein Recht auf Arbeit wie der Mann und man könnte nicht davon ausgehen, dass die Frau nur in der Ehe und im Haushalt ihren Sinn sähe.

Allerdings unterstützte sie nicht die Berufstätigkeit von verheirateten Frauen, z. B. Lehrerinnen und Beamtinnen, da sich ihrer

Meinung die verheiratete Frau neben der Kindererziehung auf die „hauswirtschaftliche Berufsarbeit“ konzentrieren sollte. Dies war ein weiteres Anliegen Rigels, den jungen Frauen für ihr künftiges Leben eine vernünftige hauswirtschaftliche Ausbildung zu ermöglichen.

Maria Rigel war zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Vorkämpferin für Frauenrechte, heute ist aber ihre Vorstellung von einer Einschränkung einer Berufsarbeit für verheiratete Frauen undenkbar.

Maria Rigel hatte sich in ihrer Parlaments- und Schularbeit durch Sachkenntnis und Engagement große Verdienste erworben. Krankheitsbedingt musste sie sich 1932 vorzeitig pensionieren lassen, ihre Arbeit im Parlament hat sie noch bis zur Auflösung des demokratischen Landtags ausüben können. Ihren Ruhestand am Bodensee konnte sie aber nicht mehr lange genießen, 1937 starb sie in einem Konstanzer Krankenhaus.

### Anmerkungen

- 1 Ottnad, Bernd (Hrsg.) Badische Biographien, im Auftrag der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, N. F. 4, Stuttgart 1996, S. 231
- 2 Generalandesarchiv Karlsruhe, G. L. A. 235/31695
- 3 GLA, G. L. A. 235/31695
- 4 GLA, G. L. A. 466/No 14613
- 5 GLA, G. L. A. 235/31695
- 6 GLA, G. L. A. 466/No 14613
- 7 Weinheimer Anzeiger, Generalanzeiger für die Bergstraße und für den Odenwald, Weinheimer Tageblatt, Weinheimer Zeitung, 6. 1. 1919
- 8 Weinheimer Anzeiger, 1. 11. 1921 und 28. 10. 1925
- 9 Karlsruher Zeitung, Badischer Staatsanzeiger, 28. 10. 1929
- 10 GLA, G. L. A. 466/No 14613
- 11 GLA, G. L. A. 466/No 14613
- 12 Verhandlungen des Badischen Landtags, IV Landtagsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1933, S. 888–891
- 13 Ottnad, Bernd (Hrsg.), Badische Biographien, a. a. O., S. 232
- 14 Beiträge zur Landeskunde, Beilage zum Staatsanzeiger Baden-Württemberg, 5/1999, S. 11
- 15 Verhandlungen des Badischen Landtags, I. Landtagsperiode, 1. Sitzungsperiode, Beilagenheft, Karlsruhe 1919, S. 272
- 16 Verhandlungen des Badischen Landtags, I. Landtagsperiode, 2. Sitzungsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1920, S. 1355
- 17 Verhandlungen des Badischen Landtags, II. Landtagsperiode, 1. Sitzungsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1922, S. 680

- 18 Verhandlungen des Badischen Landtags, II. Landtagsperiode, 4. Sitzungsperiode, Beilagenheft, Karlsruhe 1925, S. 56
- 19 Verhandlungen des Badischen Landtags, II: Landtagsperiode, 4. Sitzungsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1925, S. 236 f.
- 20 Verhandlungen des Badischen Landtags, I. Landtagsperiode, 3. Sitzungsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1921, S. 706
- 21 Verhandlungen des Badischen Landtags, I. Landtagsperiode, 3. Sitzungsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1921, S. 707
- 22 Verhandlungen des Badischen Landtags, II. Landtagsperiode, 1. Sitzungsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1922, S. 2387
- 23 Verhandlungen des Badischen Landtags, II. Landtagsperiode, 3. Sitzungsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1924, S. 327 f.
- 24 Verhandlungen des Badischen Landtags, II. Landtagsperiode, 1. Sitzungsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1922, S. 2379 f.
- 25 Verhandlungen des Badischen Landtags, II. Landtagsperiode, 4. Sitzungsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1925, S. 1895
- 26 Verhandlungen des Badischen Landtags, III. Landtagsperiode, 3. Sitzungsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1928, S. 413
- 27 Verhandlungen des Badischen Landtags, IV. Landtagsperiode, 1. Sitzungsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1930, S. 2685
- 28 Verhandlungen des Badischen Landtags, I. Landtagsperiode, 2. Sitzungsperiode, Beilagenheft, Karlsruhe 1920, S. 459
- 29 Verhandlungen des Badischen Landtags, I. Landtagsperiode, 2. Sitzungsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1920, S. 2334
- 30 Verhandlungen des Badischen Landtags, I. Landtagsperiode, 3. Sitzungsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1921, S. 1704
- 31 Verhandlungen des Badischen Landtags, IV. Landtagsperiode, 4. Sitzungsperiode, Protokollheft, Karlsruhe 1933, S. 333



Anschrift des Autors:  
Dr. Konrad Exner  
Waidallee 11/1  
69469 Weinheim

# Gartenstadt-Genossenschaft Mannheim eG

**Tel.: 0621 / 18005-0 Fax: 0621 / 18005-48**

**K2, 12 - 13 68159 Mannheim**

**...Sparen ... Bauen ... Wohnen ...**

**Besuchen Sie uns im Internet**

**<http://www.gartenstadt-genossenschaft.de>**

# Pariser Architektur in Mannheim

## Das Palais Lanz

Inmitten der Mannheimer Oststadt erhebt sich ein Bauwerk, das mit gutem Recht einen ganz besonderen Platz in der deutschen Architekturgeschichte beanspruchen darf: Es handelt sich um das wahrscheinlich einzige erhaltene Stadtpalais nach Pariser Art, das im zweiten deutschen Kaiserreich zwischen 1871 und 1914 erbaut worden ist. Die Rede ist vom Palais Lanz, das meist als Villa bezeichnet wird, wobei sich dieser Begriff nicht nur aufgrund der Dimensionen, sondern der Gesamtanlage und des Baustils eigentlich verbietet. Hier wurde zwischen 1907 und 1913 kein stattliches Wohnhaus, sondern ein riesiger französischer

Palast mit einer prachtvollen Werksteinfassade inmitten eines geometrisch angelegten Gartens errichtet und durch unerhört aufwändig gestaltete Stallgebäude komplettiert. Es handelt sich dabei um den mit Abstand größten bürgerlichen Privatbau der Zeit in Baden. Sein Schöpfer, der Pariser Architekt Émery-Eugène Saint-Ange, hat hier eines seiner Hauptwerke geschaffen und ist damit einer der wenigen Botschafter der französischen Architektur der Belle Époque in Deutschland.

Im Folgenden soll die Entstehung und Bedeutung des Palais erläutert und ein erster Blick auf den bislang fast völlig unbekannten



*Palais Lanz von Westen. Ansicht der Front zur Karl-Ludwig-Straße und zum Garten mit den ausgedehnten Terrassenanlagen und dem Vorbau des Großen Salons. Um 1914.*

Privatbesitz

Architekten Saint-Ange geworfen werden. Nach der Rekonstruktion des Originalzustandes um 1913 wird der schrittweisen Zerstörung des Ensembles gedacht, das heute einen wesentlichen Teil seines einstigen Reizes verloren hat.

## DER AUFTRAGGEBER

Der Bauherr des Ensembles war Dr. Karl Lanz, der einzige Sohn und Erbe von Heinrich Lanz, dessen 1859 gegründete Landmaschinenfabrik der wichtigste Arbeitgeber Mannheims war und zu den größten Unternehmen Badens zählte. Die Firma versorgte ganz Europa und selbst Überseeländer mit modernen landwirtschaftlichen Maschinen und trieb die Mechanisierung der bis dahin noch seit dem Mittelalter weitgehend unveränderten Agrikultur wesentlich voran. Während der Gründer des Werks für seine eiserne Sparsamkeit berühmt gewesen war, bis zu seinem Ende in einem relativ bescheidenen Bürgerhaus gewohnt und ein im Verhältnis zu seinem ungeheuren Vermögen (1903: 17,4 Mio. Reichsmark) äußerst genügsames Leben geführt hatte, initiierten die Witwe Julia und der Sohn Karl schon kurz nach seinem Ableben umfangreiche Bauprojekte, die ein gezieltes Repräsentationsprogramm darstellen und den quasi-aristokratischen, ja dynastischen gesellschaftlichen Anspruch der Familie zum Ausdruck bringen sollten. So entstanden innerhalb von wenigen Jahren nach den Entwürfen des renommierten Berliner Bildhauers August Kraus das Familienmausoleum auf dem Mannheimer Hauptfriedhof sowie ein Denkmal für Heinrich Lanz auf dem Fabrikgelände im Stadtteil Lindenhof, während Julia Lanz das Stadthaus in A 2, 6–7 auf das Doppelte vergrößern und als äußerst großzügigen Witwensitz inklusive Gemädegalerie, Ballsaal und unzähligen Gästezimmern einrichten ließ. All diese Baulichkeiten wurden anlässlich des 50-jährigen Firmenjubiläums im Jahre 1910 feierlich eingeweiht; die in das Festprogramm integrierte Taufe des ersten Sohnes von Karl Lanz auf den Namen Heinrich verdeutlicht die Absichten der Familie, eine Industriellendynastie ins Leben zu rufen, deren Mittelpunkt immer die Figur von Heinrich Lanz bleiben

sollte, unter dessen Schatten sich alle Angehörigen stellten und einen wahren Personenkult um den Verewigten führten. Auch mit den zahlreichen Stiftungen im Namen des Firmengründers errichtete sich die Familie Denkmäler, so mit dem Heinrich-Lanz-Krankenhaus und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, die den Beinamen „Stiftung Heinrich Lanz“ im Titel zu führen hatte. Porträtbüsten, Ölgemälde und Medaillen ergänzten die fürstliche Repräsentation der Sippe, die außerdem ihre Abstammung durch einen Ahnenforscher bis ins Hochmittelalter zurückverfolgen ließ, um sich damit eine geschichtlichen Hintergrund zu verschaffen.

Das Palais Lanz stellt nun die verspätete Komplettierung des baulichen Repräsentationsprogramms dar, dem danach nur noch der Kauf und Umbau von Schloss Marbach am Bodensee als Sommersitz im Jahre 1919 folgen sollten. Damit war die nobilitierende bauliche Trias von Stadthaus (Julius Witwensitz in A 2, 6–7), Villa (Palais Lanz) und Landsitz (Schloss Marbach) vollendet.

## DER ARCHITEKT

Für seinen Wohnsitz wünschte Karl Lanz Bauformen, die seine quasi-aristokratische Stellung zum Ausdruck bringen sollten. Dafür war der französische Baustil wie kein anderer geeignet, stellt er doch den Inbegriff der adligen Repräsentation, der Würde und Eleganz dar. Der kunstsinnige Firmenerbe aber wünschte keine bloße Paraphrasierung französischer Architektur durch einen in Deutschland geschulten Baumeister, sondern eine genuin französische Bauschöpfung aus der Feder eines in Paris ausgebildeten Architekten.

Wie der Bauherr den Kontakt zu Eugène Saint-Ange (1848–1914) herstellte, wird wohl für immer im Dunkel der Geschichte verborgen bleiben. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass Karl Lanz mit seiner ausgeprägten Vorliebe für alles Französische und für die Hauptstadt Paris im Besonderen vor Ort Bekanntschaft mit dem Industriellen Albert Dumez gemacht hat, der ihm seinen eigenen Hausarchitekten wärmstens anempfahl: Saint-Ange baute für Dumez ein Stadthaus in Paris, ein Jagdschloss in der Mayenne sowie einen

riesigen Schlossgarten mit raffinierten Wasserkünsten für das Château de Pomponne bei Paris – damit besaß der Fabrikant dasselbe aristokratisch-architektonische Dreigestirn, wie es auch die Familie Lanz umsetzen sollte. Diese drei Bauprojekte zählen zu den wichtigsten Schöpfungen von Saint-Ange, der Zeit seines Lebens den sicheren Weg der festen Anstellung dem harten Konkurrenzkampf eines freien Architekten vorgezogen und private Aufträge – darunter Mietshäuser in Paris sowie Villen und Palais in Madrid, Moskau, Sankt Petersburg und Évreux – nur vereinzelt und quasi nebenher übernommen hat. So war der Architekt lange Jahre eine wichtige Figur im Baubüro der Sorbonne-Universität, die in dieser Zeit von Grund auf neu errichtet wurde, und danach der leitende Architekt von Schloss Chantilly, das sein Lehrer und Förderer Honoré Daumet entworfen hatte. Saint-Ange, ein Schüler der renommierten Ecole des Beaux-Arts, wurde schon 1900 für seine wenigen, dafür aber umso exquisiteren Entwürfe von der Société Centrale des Architectes mit der Großen Medaille des Privatbaus ausgezeichnet – die zweithöchste Ehrung, welche die Vereinigung zu vergeben hatte.

Das Palais Lanz entstand am Lebensende des Architekten, dessen letzter bekannter Auftrag ein weiterer Mannheimer Bau war, dem eine ähnliche architekturhistorische Bedeutung zukommt: Die Villa für den Chemiker René Bohn am Oberen Luisenpark ist der zweite rein französische Bau der Belle Époque auf deutschem Boden, der der Forschung bislang bekannt ist. Andere so genannte französische Bauwerke bieten lediglich Paraphrasierungen französischer Formen durch deutsche Architekten oder betreffen nur die Fassade (wie beim Hotel Stéphanie in Baden-Baden und der Villa Schepp in Heidelberg, die allerdings in einem reduzierten Frühbarockstil erbaut wurde). Zwei einzigartige französische Palais der Belle Époque in Berlin wurden im Laufe des letzten Jahrhunderts zerstört. Das von Ludwig II. erbaute Schloss Herrenchiemsee ist eine Kopie des Schlosses von Versailles und keine zeitgenössische Pariser Architekturschöpfung wie das Palais Lanz, das damit heute tatsächlich eine architekturgeschichtliche Einmaligkeit darstellt.



*Dr. Karl Lanz im Grade eines Rittmeisters im Ersten Weltkrieg 1915*  
Privatbesitz

## DAS BAUKONZEPT

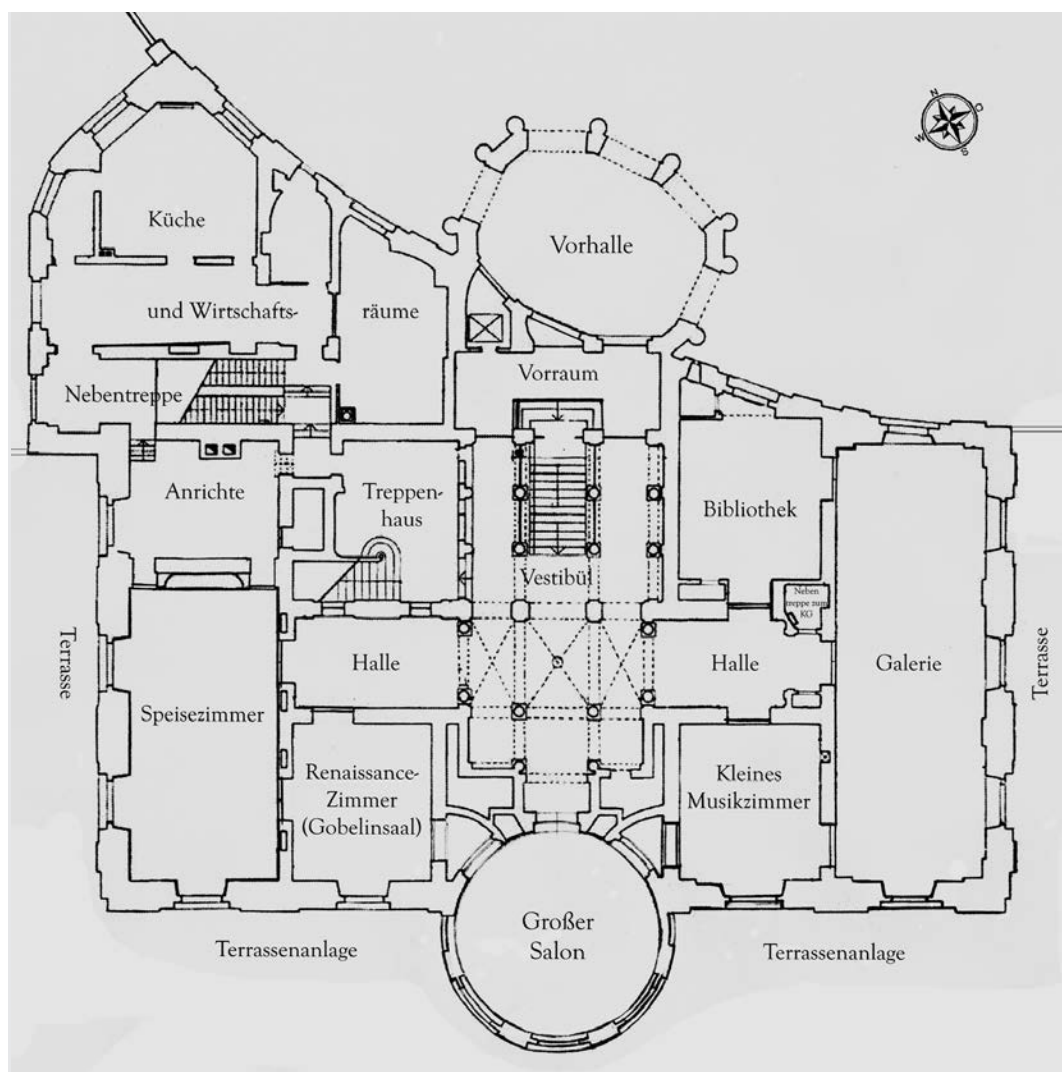
Saint-Ange wurde vor die schwierige Aufgabe gestellt, ein großes, äußerst ungünstig zugeschnittenes Gelände optimal auszunutzen: Das Grundstück ist ein lang gezogenes Rechteck, das fast einen gesamten Baublock einnimmt und auf drei Seiten von Straßen umgeben ist. An seinem nördlichen Ende zieht es sich zur östlichen Seite stark spitzwinklig zusammen und bildet mithin keine guten Voraussetzungen, um dem offenkundigen Wunsch nach repräsentativer Symmetrie nachzukommen. Der Architekt konnte aber auf seine Schulung in Paris zurückgreifen, das mit teilweise geradezu aberwitzig verschachtelten Grundstücksverhältnissen und spitzwinklig zugeschnittenen Baublöcken reichlich gesegnet ist. Er entwickelte ein Konzept unter optimaler Geländeausnutzung und erzielte ein weitgehend symmetrisch erscheinendes, repräsentatives Ensemble: Beide Hauptfassaden des Palais – Hof- und Gartenseite – sind axial und symmetrisch ausgerichtet, die Hoffassade auf die Spitze des Dreiecks und die Gartenfassade

auf die Längsachse des Rechtecks. Diese Harmonie ließ sich nur dadurch erreichen, dass die Hofseite gegenüber der eigentlichen Gebäudeanordnung, die dem rechteckigen Hauptteil des Grundstücks folgt, um etwa 25 Grad verschoben ist. Dieser Umstand wird durch den Konkavschwung der Hofseite und den Konvexschwung der Fassade zur Carolastraße verdeckt und ausgeglichen.

Somit gliedert sich das Grundstück durch die Anlage des Palaisbaukörpers in zwei deutlich voneinander getrennte Teile: Die konkav

zurückschwingende Hoffassade ist auf die Spitze des Dreiecks ausgerichtet, wo sich in dem hohen schmiedeeisernen Staketenzaun ein großes Eingangstor als symbolische Hauptzufahrt befindet. Eine Allee aus Lindenbäumen führt direkt zu dem Hauptportal hinter der großen offenen Vorhalle.

Vom Hof durch die über dem vorgezogenen Sockelgeschoss angelegten Terrassen abgetrennt, welche fast die volle Breite des Grundstücks einnehmen, bildet der Garten einen in sich völlig symmetrischen und abgeschlosse-



*Hochparterre des Palais Lanz mit den Repräsentationsräumen. Rekonstruktion der ursprünglichen Raumbezeichnungen*  
Langendorf Architekten, Karlsruhe (mit Eintragungen des Verfassers)

nen Bereich. Er wird vom Kontrast des hoch aufragenden Palais mit den weitaus niedrigeren, entlang der Südgrenze des Grundstücks angelegten Stallgebäuden bestimmt, welche mit dem Hauptbau ein Ensemble bilden. Die geometrische Gestaltung des Gartens unterstützt die optische Verklammerung der Baugruppen und betont mit den Baumreihen die Mittelachse der Anlage, welche im Palais durch das Halbrund des Großen Salons akzentuiert wird, das weit aus dem Baukörper heraus in die Terrasse hineinragt. Bei den Stallgebäuden übernimmt der dreibogige Portikus, welcher die beiden Flügel miteinander verbindet, diese Funktion und antwortet damit gestalterisch auf das Palais. Den Wirtschaftsbereichen ist in diesem Ensemble kein sichtbarer Raum zugeteilt: Einen Wirtschafts- oder Hinterhof gibt es nicht, abgesehen von der rückwärtigen Zufahrt der Stallgebäude. Während sich jene in ihrer Gestaltung wie kleinere Villen ausnehmen, so liegen die Wirtschaftsräume für den Betrachter unsichtbar im nördlichen Trakt des Palais, der durch eingezogene Zwischendecken in insgesamt sieben Etagen (gegenüber fünf Geschosse in den anderen Trakten) unterteilt wird, um den in seiner Grundfläche verhältnismäßig knappen Raum optimal auszunutzen. Diese Anlage wiederum erforderte eine äußerst geschickte Gliederung der Hofassade – deren linke (östliche) Seite ja nur dreigeschossig ist –, um die unterschiedliche Nutzung im Äußeren unsichtbar zu machen.

Saint-Ange war damit gelungen, nicht nur jeden Winkel des Grundstücks optimal auszunutzen, sondern Kapital aus der unglücklichen Form des Areals zu schlagen und das Ensemble dabei so zu gestalten, dass sich praktisch keine Rückseite ergibt: Das Palais Lanz mit seinen Nebengebäuden bietet sich dem Spaziergänger von allen Seiten gleichsam einsehbar dar und ist ein allseitiges Kunstwerk, das keine unrepräsentativen Bereiche, aber auch keinerlei private Rückzugsmöglichkeiten aufweist. Durch seine ungewöhnliche Grundrisslösung und die geschickte Fassadengestaltung erweist sich der Bau als einmalig und sollte für die hohe Kunstfertigkeit des Architekten wie den exquisiten Geschmack des Auftraggebers gleichermaßen sprechen.

## DER GRUNDRISS

Der Grundriss des Palais ist ein etwas merkwürdig anmutendes, unregelmäßiges Polygon, durch dessen spezielle Form das Bauwerk von allen Seiten harmonisch in das Grundstück eingepasst werden konnte. Das Souterrain- oder Sockelgeschoss ist wesentlich ausgedehnter als der aufgehende Baukörper des Palais und dient zur Anlage breiter Terrassen, welche sich auf drei Seiten um das Bauwerk ziehen.

Im Souterrain fanden neben Wirtschaftsräumen ein Schwimmbad, eine Kegelbahn, ein Billardsaal sowie eine Herrenstube im oberbayerischen Stil Platz, während im Hauptgeschoss – dem Hochparterre – die Repräsentationssäle rund um ein ausgedehntes Vestibül und eine Halle angeordnet sind. Das Raumprogramm bestand aus Großem Salon, Musiksalon, Renaissancezimmer, Speisezimmer, Bibliothek und Gemädegalerie. Eine großzügige Treppe führt ins Wohngeschoss, das die Schlaf- und Kinderzimmer beherbergte. In den oberen Stockwerken waren zahlreiche repräsentative Gästeappartements und Dienstuben unterkünfte eingerichtet.

## DIE FASSADEN

Das Palais erhält seinen architektonischen Reiz durch die hervorragend gearbeiteten Fassaden aus blondem Mainsandstein, die mit dem schiefergedeckten, hoch aufragenden Mansarddach mit seinen Giebeln, Lukarnen (Dachgauben) und schlanken Kaminen in einem spannungsvollen Kontrast stehen. Für die Fassadengliederung wurde das Palastschema angewendet: Über einem Sockel erhebt sich ein dienendes Geschoss – das Hochparterre, welches die darüber liegenden, durch kolossale korinthische Pilaster und Säulen gegliederte Hauptetagen quasi trägt. Die eigentliche Rangordnung der Stockwerke spiegeln die Fassaden allerdings keineswegs wider, befinden sich die wichtigsten Säle doch im architektonisch untergeordnet behandelten Hochparterre. Am Abschlussgesims unterhalb des Daches finden sich umlaufend die sehr deutlich erkennbaren Initialen von Karl Lanz, deren demonstrative Zurschaustellung nicht



*Palais Lanz, Ansicht der Hoffassade von der Grundstücksspitze aus. Um 1914.*

Regierungspräsidium Karlsruhe, Referat 25, Denkmalpflege



*Palais Lanz, Ansicht der Gartenfassade von den Nebengebäuden aus. Um 1914.*

Regierungspräsidium Karlsruhe, Referat 25, Denkmalpflege

nur bei den Zeitgenossen für Empörung sorgte. Das Vorbild für diese Gestaltung müssen wir in keinem geringeren Bau als dem Brüsseler Königsschloss sehen, dessen Fassade damals gerade vollendet wurde und das die bedeutendste Schlossbaustelle der Zeit war. Auch hier ist das Königswappen im Dachgesims zu finden, was architekturgeschichtlich einmalig ist. Es ist gewiss kein Zufall, dass auch hinsichtlich des Stils und der Baumassen große Parallelen zwischen den beiden Gebäuden bestehen. Vielleicht rührt hierher das Gerücht, Saint-Ange sei der Architekt des Brüsseler Schlosses gewesen; vielmehr hat er aber wohl lediglich auf Wunsch des Auftraggebers diesen Bau zum Vorbild genommen.

Saint-Anges ureigenste Schöpfung scheint indes der Baukörper des Großen Salons zu sein, der sich aus der Fassade etwas mehr als halbrund in die weiten Terrassen der Gartenseite schiebt. Für ihn gibt es ebenso wenig direkte Vorbilder wie für die elegante, flache Treppenanlage, die sich vor dem Salon in den Garten hinabsenkt und aus zwei sich gegenüberliegenden, halbkreisförmigen Läufen besteht.

## DIE INNENAUSSTATTUNG

Von der überaus opulenten und künstlerisch hervorragenden Innenausstattung soll der Blick nur auf diejenigen Räume gerichtet werden, deren Gestaltung auf den Architekten Saint-Ange zurückgeht. Dabei handelt es sich um das Ensemble aus Vestibül, Halle und Treppenhaus, das eine räumliche und gestal-

terische Einheit bildet und die Nahtstelle zwischen Innen und Außen darstellt. Während in den meisten französischen Schlössern in diesem Bereich steinerne Wände vorherrschen, behalf man sich seit dem 19. Jahrhundert mit kostengünstigeren Kunststeinoberflächen, die man mit Hilfe von Putzoberflächen aus Marmormehl erzeugte. In den noch feuchten Putz schnitt man Fugen, die man später weiß verkittete. Damit entstand die perfekte Illusion einer Werksteinoberfläche. Diese in Frankreich weit verbreitete Stuc-Pierre-Technik war in Deutschland hingegen unbekannt und wurde in Mannheim von einer Pariser Firma ausgeführt. Die gesamten Wand- und Deckenflächen von Vestibül, Halle und Treppenhaus sind mit Stuc-Pierre verkleidet. Das Vestibül ist dreischiffig und wird durch Säulen aus grauem Carraramarmor unterteilt. Zusammen mit dem weißen Marmorboden ergibt sich ein kühler Gesamteindruck, der den Raum als Scharnier zum Außenbereich kennzeichnet. In der Halle wird die Dekoration gesteigert und die Atmosphäre wohnlicher: Hier tritt an die Stelle des Marmorbodens Versailler Tafelparkett, die Säulen sind hier ebenso wie die Pilaster aus rosa Juramarmor, die Basen sind aus Bronze, die Kapitelle vergoldet. Die Wände wurden einst von großformatigen Tapisserien geziert. Das Treppenhaus ist der Höhepunkt des Raumensembles und erstreckt sich mit seiner Kuppeldecke und dem Oberlichtfenster über die gesamte Gebäudehöhe. Hier vereinte Saint-Ange Motive berühmter französischer Treppenhäuser zu einer ganz eigenwilligen Architekturschöpfung. Auf den Säulenkapitel-



*Treppenhaus des Palais Lanz im heutigen Zustand*  
Aufnahme des Verfassers

len im Obergeschoss prangt ebenso wie an dem aufwändig geschmiedeten Treppengeländer und den prächtigen Brüstungen das Monogramm der Familie Lanz. Einstmals hing in einem riesigen Stuckrahmen das etwa sieben Meter lange Gemälde „Pallas Athene“ (1911–1912) von Ferdinand Keller, das eigens für diesen Raum geschaffen worden war.

Der bedeutendste Saal aber war der große Salon, ein kreisrunder Raum mit Kuppeldecke, dessen Wände mit feinen weiß-goldenen Holzvertäfelungen verkleidet waren. Die Kuppelwölbung war mit Grottesken und Arabesken bemalt. Eigens für den Saal wurden ein riesiger Kronleuchter und ein den Raum fast vollständig bedeckender runder Teppich angefertigt. Von der einstigen Pracht der Repräsentationssäle kündigt heute nur noch der im Laufe der Zeit stark mitgenommene Speisesaal mit seinen reich geschnitzten Eichenholzvertäfelungen und der Gewölbedecke, die von einem vergoldeten Stuckgesims eingefasst wird.

Die wertvolle wandfeste Dekoration wurde von auserlesenem Mobiliar und Kunstgegenständen komplettiert. Die Louis-Seize-Möbel stammten größtenteils aus Paris, wo sie in speziellen Manufakturen in höchster handwerklicher Qualität nach historischen Vorbildern angefertigt wurden. Kunsthandwerk und Skulpturen belebten die Räume, über deren Wände die berühmte Gemäldesammlung von Karl Lanz verteilt war, die Werke so berühmter Maler wie Rembrandt, Rubens, Tintoretto, Tizian und Boucher umfasste.

## DIE NEBENGEBÄUDE

Die Nebengebäude, die sich am Ende des Gartens erhoben und axial auf das Palais ausgerichtet sind, zeigten ebenfalls eine reiche architektonische Gestaltung: Sie bestanden aus zwei Flügeln, die durch einen mittleren, geschwungenen Portikus miteinander verbunden waren. Fein bearbeiteter Mainsandstein verkleidete die gesamten Fassaden; darüber erhob sich ein hohes Mansardendach mit omegaförmigen Giebeln und hohen Kaminen. Wie auch am Palais wurde mit architektonischen Tricks gearbeitet, so dass die Bauten scheinbar einstöckig wirkten, tatsächlich jedoch zuzüglich des Dachgeschosses drei Etagen umfassten. In den Nebengebäuden waren neben Kutschenremisen und Automobilgaragen die Stallungen für die Sportpferde von Karl Lanz untergebracht, außerdem ein kleines Heizkraftwerk zur Versorgung des Hauptgebäudes sowie Unterkünfte für Kutscher, Chauffeure, Mechaniker und Stall-



*Ansicht der Nebengebäude vor Vollendung des Gartens und des Palais. Sommer 1911.* Stadthaus Mannheim, Bildsammlung

burschen. Die Bauten waren so geräumig, dass sie später als Einzelvillen dienten; im nördlichen Stallgebäude, dem so genannten Kutscherhaus, wohnte Oberbürgermeister Hermann Heimerich bis zu seinem Tode.

## DIE VERÄNDERUNGEN NACH 1922

Im Jahre 1921 starb der Bauherr Karl Lanz. Die Finanzlage von Firma und Familie wurde wegen des Ersten Weltkrieges und seiner Nachwirkungen immer prekärer, weshalb schon 1922 seine Witwe Gisella (geb. Giuliani) der deutschen Reichspost ein Verkaufsangebot unterbreiten und das Palais zu einem mäßigen Preis veräußern musste. Im folgenden Jahr zogen Familie und Diensthofen aus dem Bauwerk aus, das somit nicht einmal ganze zehn Jahre als Wohnhaus gedient hatte. Die gesamte Einrichtung wurde entfernt und versteigert; nur die Dekoration von Eingangsbereich, Treppenhaus, Großem Salon und Esszimmer blieb dabei weitgehend verschont. Bis 1924 zogen sich die Umbauarbeiten der Reichspost hin, die das Palais in ein Telegrafenamnt verwandelte: Das gewaltige Mansarddach wurde abgenommen und durch ein wirtschaftlicheres Vollgeschoss ersetzt, das in Material und Stil erstaunlich sensibel angepasst wurde. Alle Fenstertüren wurden durch Brüstungsfenster mit Sprossenunterteilung ersetzt, um Heizkosten zu sparen. Außerdem wurde die Treppe in den Garten abgebrochen.

Dennoch muss gewürdigt werden, wie vorsichtig man mit der Bausubstanz in dieser Krisenzeit inmitten von Inflation und Rheinlandbesetzung umgegangen ist und versuchte, die Veränderungen so harmonisch wie möglich zu gestalten.

Den Zweiten Weltkrieg überstand das Palais weitgehend unbeschadet. Erst in den 1950er Jahren begann die schrittweise Zerstörung des Ensembles: Der Platzmangel des Fernmeldeamts machte einen Erweiterungsbau notwendig, der im rechten Winkel an die Gartenfassade angeschlossen wurde. Damit wurde die rückwärtige Front in ihrer Harmonie vernichtet. Die Terrassen riss man mitsamt dem Großen Salon vollständig ab, obwohl diese Bauteile dem Neubau nicht im Wege standen; den einstigen Hauptsaal ersetzt seitdem ein



*Das Palais nach der Aufstockung und dem Umbau zum Telegrafenamnt. Um 1925.* Stadthaus Mannheim, Bildsammlung

verglastes Foyer. Bei dieser Gelegenheit wurde der Garten zubetoniert, um als Parkfläche zu dienen. Die Nebengebäude, die unmittelbar nach dem Krieg schon aufgestockt worden waren, fielen bis in die 1980er Jahre den Vergrößerungen des Neubaus zum Opfer.

Erst nach dem Auszug des Fernmeldeamts in den neunziger Jahren wurde mit der Restaurierung der Fassade und des Inneren begonnen und durch den Restaurator Hans-Dieter Zopf die Farbfassung des Treppenhauses weitgehend original wiederhergestellt. Vestibül und Halle sowie die Repräsentationsräume des Erdgeschosses harren indes in einem bedauerlichen Zustand schon seit über zehn Jahren der längst fälligen Sanierung und ihrer wünschenswerten Wiederbelebung.

Trotz der zahlreichen Veränderungen und Zerstörungen, die das Ensemble und den ursprünglichen Eindruck weitgehend vernichtet haben, ist das Palais Lanz das wichtigste französische Bauwerk der Jahrhundertwende in Deutschland und ein Baudenkmal von hoher geschichtlicher Bedeutung. Vielleicht ist es das einzige wirklich *einzigartige* Bauwerk in Mannheim.



Anschrift des Autors:  
Tobias Möllmer  
Im Sennteich 33  
68199 Mannheim

# Neureicher Protz oder scheuer Philanthrop?

## Eine biographische Skizze zu Karl Lanz und seiner Familie

Nachdem wir das Palais Lanz aus kunstgeschichtlichem Blickwinkel betrachtet haben, soll der Bau nun mit der Geschichte gefüllt werden, die ihm als Wohnhaus gerade den besonderen Reiz verleiht. Denn für seine Bewohner war es „unser neues Haus“ und nicht allein ein Statussymbol, das nach außen wirken sollte. Der Bauherr wollte sich in seinen ersten eigenen vier Wänden wohlfühlen, und anscheinend erfüllte sich dieser Wunsch für die gesamte Familie: Das Palais, dessen Größe auf den ersten Blick so erschlagend wirkt, war ein lebendiges Heim, das neben Karl und Gisella Lanz und ihren fünf Kinder von unzähligen Diensthofen bewohnt wurde. Immer wieder fanden kleinere gesellschaftliche Zusammenkünfte und Familienfeiern statt. Einen ausgestorbenen, leeren Palast dürfen wir uns also ebenso wenig vorstellen wie einen steifen, von gesellschaftlichen Zwängen beherrschten goldenen Käfig für seine Bewohner. Und still ging es hier keineswegs zu, wie uns das Erinnerungsbuch von Gisella Lanz für ihren ältesten Sohn berichtet.

Der Bauherr Karl Lanz ist in Mannheim bisher mehr berüchtigt als bekannt. Es existieren unzählige und ausnahmslos negative Legenden über diesen Mann, der die schwere Bürde hatte, neben seinem allseits bekannten und verehrten Vater, dem Firmengründer und Selfmademan Heinrich Lanz, zu bestehen und dem es doch nie gelang, aus dessen übermächtigen Schatten zu treten. Dazu trug das in der Öffentlichkeit sehr reservierte und scheue Wesen von Karl Lanz ebenso wie die Misslichkeiten der Epoche bei: Alle Errungenschaften in der Unternehmensgeschichte, die auf die weitsichtige und innovationsfreudige Leitung durch den Firmenerben zurückgehen,

wurden durch den Ersten Weltkrieg und seine Folgen vernichtet. Nur der berühmte Bulldog-Schlepper, der den Namen Lanz bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein in der ganzen Welt bekannt gemacht hat, feierte weiterhin Erfolge. Die sensationelle Neuheit wurde aber erst wenige Wochen vor seinem Tode offiziell vorgestellt und wird daher heute nicht mehr mit seiner Person in Verbindung gebracht. So bleibt heute nur noch die Erinnerung an das Palais, das von der Mannheimer Bevölkerung gerne als das Stein gewordene Zeugnis für die Geldverschwendung, die Geltungssucht und die Leichtfertigkeit von Karl Lanz betrachtet wird. Der Bau des Prachtpalastes, so die einhellige Meinung, sei der Grund für den Niedergang der Firma Lanz zwischen den beiden Weltkriegen gewesen. Der folgende Blick auf Karl Lanz und seine Familie relativiert das Bild, welches die Öffentlichkeit von dieser bislang weitgehend unbekannten Persönlichkeit hat.

### KINDHEIT UND JUGEND

Karl Wilhelm Philipp Lanz wurde am 18. Mai 1873 in A 3, 3 als jüngstes Kind und einziger Sohn von Heinrich Lanz und seiner Frau Julia geb. Faul in Mannheim geboren. Von Anfang an wurden an den künftigen Firmenerben die höchsten Erwartungen gestellt. Heinrich Lanz, der geniale Gründer des riesigen Landmaschinenimperiums, für seine Wohltätigkeit und Großzügigkeit gegenüber seinen Arbeitern ebenso bekannt wie für seine unerbittliche Strenge, hielt seinen Sohn ebenso kurz wie seine Frau und seine Töchter. Schlechte Schulzeugnisse wurden abgestraft und Disziplin hochgehalten. Die Kinderphoto-

graphien zeigen einen eher scheuen, ernsten und nachdenklichen Jungen, der die Lippen nie zu einem Lächeln verzieht. Über das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ist nichts Warmherziges bekannt, und der Druck auf Karl Lanz wurde noch höher, als er nach seiner Schulzeit am Großherzoglichen Realgymnasium, seiner Militärzeit als Einjährig-Freiwilliger bei den Kurmärker Dragonern in Hagenau und einem Maschinenbaustudium an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg in die Firma des Vaters eintreten musste, um dort von ihm persönlich eingelernt und wie ein einfacher Angestellter behandelt zu werden. Ob die Überlieferung, dass Heinrich in seinem Sohn schon früh „einen Hang zu Protz“ festzustellen glaubte, nicht aus derselben Gerüchteküche stammt wie die anderen üblen Nachreden über Karl Lanz, mag dahingestellt bleiben; fest steht, dass Karl Lanz keinerlei Leitungsbefugnis im Werk zustand. Und als er 1903 die bildschöne Gisella, Tochter des Chemieindustriellen Paul Giuliani, heiratete – es war eine Neigungs-, keine Vernunfthe – so mietete Heinrich Lanz dem jungen Ehepaar lediglich eine Villa, während seine drei Töchter bereits in eigenen stattlichen Anwesen residierten, deren Finanzierung allerdings natürlich – zur Freude des Vaters – die Sache ihrer vermögenden Ehegatten war.

## DIE ÜBERNAHME DER FIRMA

Am 1. Februar 1905 starb Heinrich Lanz recht plötzlich, und Karl wurde viel früher als erwartet Firmenchef, gemeinsam mit seiner Mutter, die fortan aus dem Schatten ihres Mannes trat und eine bedeutende, wenngleich eher repräsentative Funktion im Lanzschen Landmaschinenreich übernehmen sollte. Alle Augen richteten sich nun erwartungsvoll auf den Sohn und Firmenerben, der zunächst mit dem alten Beraterstab seines Vaters die Leitung übernahm und vorerst nichts an Ausrichtung und Organisation des Werks änderte. Als Qualitätsgarant überlebte der Name Heinrich Lanz seine irdische Hülle: Werbekataloge, Produktinformationen und Geschäftszirkulare wurden weiterhin mit „Heinrich Lanz“ unterzeichnet, und auch Karl und Julia setzten

unter Dokumente stets den Namen des „Verewigten“, um dessen Person sich bald ein regelrechter Kult entwickelte.

Heinrich Lanz hatte von seinem Totenbett aus noch ein Testament verfügt, nach dem seine Erben innerhalb der nächsten zehn Jahre aus seinem Privatvermögen vier Millionen Goldmark für wohltätige Zwecke stiften sollten. Die Umsetzung dieses Letzten Willens, den Heinrich seiner geliebten Ehefrau Julia mit den Worten „Wir wollen wohl tun“ aufgetragen hatte, war die erste repräsentative Aufgabe, der sich Karl Lanz stellen musste. Während das Heinrich-Lanz-Krankenhaus, das 1907 eröffnet wurde, vor allem auf die Initiative seiner Mutter zurückzuführen ist, darf die Stiftung zur Gründung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften im Juni 1909 als sein besonderes Anliegen betrachtet werden. Der Firmenerbe übergab eine Million aus dem väterlichen Geldtopf, und der Großherzog steuerte sein Palais am Karlsplatz bei. Die Universität Heidelberg dankte es ihm prompt noch im selben Monat mit der Ernennung zum Ehrendoktor. Die recht zurückhaltend formulierte Begründung lässt die Verschnupftheit der Wissenschaftler über die ihnen vom Rektorat aufgezwungene Ehrung deutlich erkennen und führt relativierend aus, dass „die naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät ... Sie bis zu einem gewissen Grade zu den Ihrigen rechnen darf, weil Sie als Leiter einer der größten technischen Betriebe gleichsam angewandte Naturwissenschaft treiben“. Dr. Karl Lanz aber, welcher der Welt der Wissenschaft und der Kunst sicherlich weitaus mehr zugeneigt war als dem Konstruieren von Dreschmaschinen, störte sich nicht daran und führte für den Rest seines Lebens diesen Titel mit großem Behagen, verschaffte er ihm doch eine intellektuelle Genugtuung, auf die er wegen den Anforderungen seines Vaters, schnellstmöglich in die Firma einzutreten, zu dessen Lebzeiten verzichten musste.

## INVESTITION IN INNOVATION

Nach einigen Jahren der Fortführung der väterlichen Firmenpolitik entwickelte der neue Chef eigene Ambitionen und begann mit dem Zukauf weiterer Unternehmen. 1909 wurde die

Firma Lanz in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, deren Anteile auf die Kinder und Enkel von Heinrich Lanz aufgeteilt wurden.

Schon immer galt Karl Lanz' Interesse der Flugtechnik, die er seit 1908 kontinuierlich durch Preisstiftungen für deutsche Flieger, Flugzeugkonstrukteure und Flugzeuge förderte. 1909 erwarb er die Pläne des Danziger Professors Johann Schütte für ein neuartiges Luftschiff und gründete mit ihm in Konkurrenz zu Zeppelin die Gesellschaft „Luftschiffbau Lanz und Schütte“. 1911 fand die erste Probefahrt statt, und 1912 wurde das erste Schütte-Lanz-Luftschiff von der Heeresverwaltung angekauft. Bis 1918 wurden 22 Luftschiffe gebaut und im Ersten Weltkrieg eingesetzt.

1914 gründete Karl Lanz zusätzlich eine Flugzeugbau-Abteilung mit Fliegerschule, in der noch im selben Jahr das erste deutsche Großflugzeug gebaut wurde. Insgesamt wurden in den Montagehallen bis 1923 etwa 1000 Flugzeuge angefertigt. Aufgrund der Bedingungen des Versailler Vertrages musste der Luftschiff- und der Flugzeugbau eingestellt und die Montagehallen abgetragen werden. Dies bedeutete einen schweren Einschnitt in die Firmengeschichte, da die Investitionen in die Luftfahrt sehr hoch gewesen waren.

## **DAS FIRMENJUBILÄUM UND DER DYNASTISCHE GEDANKE**

Neben dieser glücklichen Firmenpolitik versuchte Karl Lanz, immer im Verein mit seiner Mutter und im Namen seiner Schwestern, dem Namen Lanz durch eine angemessene „PR“ weiterhin einen guten Klang zu geben. Das Pfund, mit dem man am meisten wuchern konnte, war der Firmengründer als Qualitätsgarant. Vater Heinrich Lanz geriet immer mehr zu einem Denkmal, und der Kult um ihn wurde an den Geburts- und Todestagen des „Verewigten“ zelebriert: Zu diesen Anlässen rief man Stiftungen ins Leben, stockte bereits bestehende auf und vergab Heinrich-Lanz-Erinnerungsmedaillen an treue Mitarbeiter, Kunden und Freunde. Selbst Großherzogin Luise geruhte, dieses Abzeichen „in Gnaden anzunehmen“, was Julia Lanz zur „innigen Freude und hohem Stolz“ gereichte.

Im Jahre 1910 wurde das 50-jährige Firmenjubiläum mit großem Pomp begangen. Mausoleum, Heinrich-Lanz-Denkmal, die Taufe des ältesten Sohnes auf den Namen „Heinrich“, Festvorstellungen im Nationaltheater und ein großer Festakt im Rosengarten stellten die Firma in ein gutes Licht, inszenierten aber zugleich auch die Familie Lanz als großbürgerliche Dynastie, die sich auf Stammvater und Kultfigur Heinrich Lanz stützte. Die treibende Person hinter diesem Programm war Karl Lanz, der gemeinsam mit seiner Mutter Julia in seiner Rolle als Firmenchef die Entscheidung für diese Art von Selbstinszenierung getroffen hatte. An den umfangreichen Bauprojekten und Festivitäten offenbart sich der neue Charakter der Firma: Verschwunden war der sparsame und bescheidene Geist von Heinrich Lanz, und an seine Stelle trat eine Art von Repräsentation, die prunkvoll, wenn nicht gar übermäßig genannt werden kann. Das enorme Vermögen verhalf der Familie zu einer Machtposition in der Gesellschaft, die ihnen die Umsetzung ihres dynastischen Programms ermöglichte. Dass sie ihren steten sozialen Aufstieg, besonders das Interesse des Großherzogs genossen, wird aus vielen Zeugnissen deutlich ersichtlich. Karl und Julia Lanz hatten erreicht, was sie wollten: Trotz ihrer bürgerlichen Abkunft und ohne Adelstitel gehörten sie zur absoluten Spitze der badischen Gesellschaft.

## **DIE STIFTUNGEN VON KARL LANZ**

Die Tragik der Geschichte wollte es, dass sich auch an die Stiftungen von Karl Lanz heute kaum noch einer erinnern kann. Es ist eine undankbare Aufgabe, bereits bestehende Stiftungen aufzustocken, und doch hat Karl die Sozialfonds seines Vaters ständig erhöht. Auch die umsichtige Durchführung des Letzten Willens seines Vaters ist ihm gemeinsam mit seiner Mutter zu verdanken.

Die ureigenste Stiftung von Karl Lanz aber ist das Kindererholungsheim in Mannheim-Sandtorf, die heutige Eugen-Neter-Schule. Dieser sozialen Einrichtung widmete er seine ganze Aufmerksamkeit. Der Mannheimer Generalanzeiger berichtet in seinem Nachruf auf Karl Lanz: „Dort war und wollte er nur der

‚Onkel‘ sein, der mit der gleich gesinnten Lebensgefährtin, der ‚Tante‘, die Kleinen mit wirklich elterlicher Liebe betreute. Wir haben aus seinem eigenen Munde gehört, dass diese in dieser Idylle des Friedens verlebten Tage seine liebste Erholung waren.“ Eines dieser Lanz-Kinderheim-Kinder erzählt: „Ein ganz besonderes Ereignis stand uns eines Tages bevor: Herr Dr. Lanz wollte uns besuchen, allerdings mit einem soeben fertig gestellten Luftschiff, das abgeliefert werden sollte. Das war natürlich ein unvergessliches Erlebnis, als das Luftschiff nieder über uns brauste; wir waren außerhalb des Waldes auf die abgeernteten Felder gegangen und jagten nach abgeworfenen Luftpostkarten.“ Außerdem richtete Karl Lanz ein Erholungsheim für Angestellte im Odenwald ein und projektierte für seine Arbeiter eine Wald- und Gartenstadt, für die er noch 1918 eine Million Mark stiftete, die dann aber durch die Inflation verhindert wurde.

Neben sozialen Stiftungen förderte Karl Lanz die Wissenschaft durch zahlreiche Luftfahrt- und Landwirtschaftspreise.

### GATTIN UND FAMILIE: LEBEN IM PALAIS

Karl Lanz baute sich ein Palais, das wie eine Fanfaronade zwischen den viel kleineren Oststadtvillen wirkt und beeindrucken, ja erschlagen will. Mit seiner Pracht übertrifft es alles, was in Baden zu dieser Zeit gebaut worden ist – die Bauten der großherzoglichen Familie einmal ausgenommen. Dieser sehr massiven, unübersehbaren Zurschaustellung von Reichtum und Macht steht das Wesen des Erbauers gegenüber: Karl Lanz war ein scheuer, unnahbarer Mensch, der ungern an die Öffentlichkeit trat und im alltäglichen Kontakt mit der Mannheimer Bevölkerung keinen besonders positiven Eindruck hinterlassen hat. Nur im privaten Kreis, im engsten Umfeld blühte er auf; er hatte viele persönliche Freunde, darunter den Kunsthallen-Direktor Fritz Wichert und den Bildhauer August Kraus. Neben seiner Firmentätigkeit versuchte der Unternehmer, so viel Zeit wie möglich mit seinen Kindern zu verbringen. Dazu gehörten neben dem Versuch, trotz der zahlreichen Ver-



*Gisella Lanz geb. Giuliani in einem der Wohnräume im ersten Obergeschoss des Palais. Um 1915.* Privatbesitz

pflungen ein geregeltes Familienleben im Hause aufrechtzuerhalten, unzählige Urlaubsreisen zur Schwester Valentine auf Schloss Seeleiten am Staffelsee, an die Nordsee und in die Schweiz. Die Ehe wird allgemein als sehr glücklich beschrieben, und in seinem handgeschriebenen Letzten Willen dankt Karl Lanz seiner Ehefrau Gisella für „nur glückliche Zeiten seit jenem 6. Oktober 1913“. Letzten Endes bleibt es dem Historiker versagt, darüber zu urteilen, doch ergibt sich aus den vielfältigen privaten Dokumenten nichts Gegenteiliges.

Der scheue Charakter von Karl Lanz ist indes mehrfach belegt, und auch in einem der zahlreichen Nachrufe ist zu lesen, „daß der Verstorbene [...] in die Öffentlichkeit wenig herausgetreten [war] und ist daher auch in Industriekreisen wohl weniger bekannt geworden als sein genialer Vater“.

Über das Familienleben erzählen uns neben einigen von den Nachfahren mündlich überlieferten Anekdoten am meisten die Aufzeichnungen von Gisella Lanz. Mit der Selbstverständlichkeit einer in der Wolle gefärbten Großbürgerin nahm sie den Reichtum hin, in dem sie lebte. Dass diese Dame, deren Schönheit in der Mannheimer Gesellschaft berühmt war und noch heute einigen älteren Zeitgenossen in Erinnerung geblieben ist, nach dem Tode ihres Mannes zu einer patenten und überaus resoluten Sachwalterin ihres durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Firma ständig schrumpfenden Vermögens wurde und ihre Interessen stets bestens vertreten sollte, kann man sich bei dem Durchlesen ihrer Notizen noch gar nicht vorstellen.

So berichtet sie lakonisch, dass sie die Kinder nach Seeleiten gebracht hatten, „während wir in M'heim das neue Haus einrichten und fertig machen, damit die Kinderlein im Herbst einziehen können, wenn für Margot die Schule wieder beginnt.“ Und dann, am „21. Sept. 1913 zogen wir mit den Kinderlein ins neue Haus ein. Papa kam am Abend vorher mit dem Auto aus Mannheim um uns abzuholen. Heinrich [der älteste Sohn von Karl und Gisella, Anm. des Verf.] hat der Umzug keinen besonderen Eindruck gemacht. Er frug nur immer wo sein Spielzimmer sei und konnte garnicht abwarten, all seine alten Spielsachen wiederzusehen. Er sagt aber, daß es ihm im new house sehr gut gefiele und er will nicht mehr von hier abreisen. Er hat seit dem Frühjahr so oft sein Domizil gewechselt, dass er garnicht weiß, wo er eigentlich zu Hause ist.“

Die „Kinderlein“ belebten das „neue Haus“ auf ihre Weise: „Heinrich hat oft Zörne, wo er dann mit dem Fuß aufstampft u. schreit, dass man ihm im ganzen Haus hört. Er bekommt deshalb öfters Schläge von Papa oder mir. Er beruhigt sich nur sehr langsam, aber nachher ist er dann der liebste Bub von der Welt und ungemein zärtlich.“

Genauso plastisch schildert Gisella das erste Weihnachtsfest im Palais: „Aufregung und große erstaunte Augen schon Tage vorher über die Wunderdinge, die da kommen sollen. Die gewünschte Eisenbahn und Soldaten hat das Christkind auch wirklich gebracht und die Seligkeit, hauptsächlich über die erste Eisen-

bahn war groß. Man durfte mit den großen Leuten zu Abend essen und im Esszimmer waren statt der sonstigen Beleuchtung 8 kleine Weihnachtsbäume und der auf dem Tisch hatte viele Spielsachen. Großmama und Tante Emily feierten mit uns das erste Weihnachtsfest im neuen Haus, und es verlief gemütlich und weihenvoll.“

Der strenge französische Bau wurde für die Kinder so angenehm wie möglich eingerichtet, und so verfügten sie neben opulent ausgestatteten Gemächern über eine Batterie von Spiel- und Turngeräten im Garten, zu denen sich noch „Haustiere“ wie ein Rehkitzlein und ähnliche Spielgefährten gesellten. Eine Gouvernante, die aus bestem Hause stammte und vollständig in die Familie integriert war, kümmerte sich zusätzlich um den Nachwuchs. Es wurden Tanzstunden- und Kindermaskenbälle mit 60 Kindern abgehalten. Für den Richard-Strauss-Verehrer Karl Lanz gab es an Fastnacht 1914 eine große Überraschung, als seine beiden ältesten Kinder, Johann Peter Heinrich und Margot, als Rosenkavalier und Marschallin aus der gleichnamigen Oper auftraten. Diese Kostümierung, eine Idee von Karls Schwester Emily, ist uns glücklicherweise ebenso im Bilde überliefert wie eine schöne Aufnahme von Gisella Lanz, die sie in den Wohnräumen des ersten Obergeschosses zeigt und ein wenig von der behaglichen Eleganz des Palais vermittelt. Diese Fotografien sind bedauerlicherweise die einzigen bildlichen Zeugnisse vom Leben im Palais.

## DAS PALAIS UND DIE MANNHEIMER GESELLSCHAFT

Erst im Herbst 1913 wurde das Palais bezogen, das als glanzvoller Mittelpunkt der Mannheimer Gesellschaft geplant war. Schon im August des darauf folgenden Jahres stand Deutschland im Krieg. Dies ist einer der Hauptgründe dafür, dass der Bau mitsamt seinen Veranstaltungen vollkommen in Vergessenheit geriet, denn in der Kriegszeit wurden keine großen Bälle oder Empfänge gegeben, sondern man traf sich im kleinen Kreis. So gesehen hat das Palais nie eine richtige „Saison“ erlebt und nie die Rolle übernommen, die ihm eigentlich zugedacht war.

Und dennoch sah das Haus mit seiner exquisiten Kunstsammlung und der umfangreichen Bibliothek zahlreiche kleinere Zusammenkünfte, von deren erlesener Gästeschar uns heute noch das Gästebuch kündet, welches sich glücklicherweise bei den Nachfahren erhalten hat.

Karl und Gisella wurde ihr Haus geneidet, und so sprach man davon, dass man zu „Protzkis“ ginge, wenn man im Lanzschen Palais geladen war. Selbst nach großbürgerlichen Maßstäben war der Bau zu pompös geraten, und die Mannheimer Hautevolee sah dieses Zuviel an Prachtentfaltung mit Unbehagen. Dennoch kam man gerne zu den „Musikalischen Abenden“, zu denen neben den Künstlern des Mannheimer Hoftheaters zahlreiche auswärtige Berühmtheiten geladen waren. Der bedeutendste Gast war Richard Strauss, der mehrere Tage im Palais zu Gast war, während seine Werke in Mannheim aufgeführt wurden. An einem Abend begleitete er im Großen Salon des Palais einige seiner Lieder am Klavier, die von der Kammer-sängerin Maria Mora von Goetz interpretiert wurden.

Wie verheerend war die Investition in das Palais nun tatsächlich? Glaubt man den Gerüchten, hat sich der Bauherr mit seinem Wohnsitz dermaßen übernommen, dass er damit selbst die Firma ins Wanken gebracht habe. Das ist eindeutig nicht wahr. Als Karl Lanz mit dem Bau der Villa begann, war das Wachstum der Heinrich Lanz AG so enorm und die Konjunktur so günstig, dass eine Amortisierung der Ausgaben in wenigen Jahren erfolgt wäre. Mit dem Ersten Weltkrieg und seinem Ausgang indes hatte niemand gerechnet.

Das Hauptproblem beim Bau großer Wohnsitze ist im Übrigen nicht die Anschaffung, sondern die ständige Unterhaltung: Steuern, Heizungs- und Stromkosten, Reinigung, Renovierungen, Versorgung des Fuhrparks an Kutschen und Automobilen und der Pferde, dazu die ungeheuerlich große Dienstbotenschar, welche man für ein solches Anwesen braucht. Besonders die jährlich anfallenden Kosten machten das Palais in der Wirtschaftskrise zu einem Fass ohne Boden, das nicht mehr länger zu halten war.



*Fastnacht 1914: Johann Peter Heinrich (rechts) und Margot Lanz (links) als Marschallin und Rosenkavalier aus Richard Strauss' gleichnamiger Oper im Großen Salon des Palais*  
Privatbesitz

## KRIEG UND KRANKHEIT

1914 zog auch Karl Lanz in den Krieg, in dessen Verlauf er sich eine schwere Krankheit zuzog, weshalb er im Jahre 1917 vom Dienst freigestellt wurde. Die letzten Jahre des Familienglücks brachen an, und das Palais sah noch einmal für eine kleine Zeit geselliges und gesellschaftliches Leben. Im Jahre 1919 kaufte der gesundheitlich schon schwer angeschlagene Karl Lanz Schloss Marbach am Bodensee und ließ es durch Rudolf Tillessen zum Sommersitz umbauen. Hier verlebte er mit seiner Familie letzte glückliche Tage. Im Park des Schlosses ließ er als Vermächtnis der Liebe für seine Sprösslinge den Märchenbrunnen errichten, dessen Skulpturen die Lanzschen Kinder als Märchengestalten zeigen. Schöpfer war der berühmte Berliner Bildhauer August Kraus, der auch Mausoleum, Denkmal und Porträtbüsten der Familie ausgeführt hatte.

Am 18. August 1921 starb Karl Lanz im Alter von 48 Jahren im Heinrich-Lanz-Krankenhaus. Er verschied im Unfrieden mit seiner Firma und uneins mit der Republik, die er nie akzeptieren wollte. Die Verbitterung, dass er nicht so beliebt und verehrt wie sein überragender Vater gewesen war, schlägt sich in seinem Letzten Willen nieder, in dem er sich zu seiner Beerdigung jegliche Abordnung der Arbeiter- und Beamtenschaft verbittet und wünscht, im engsten privaten Kreis bestattet zu werden. Sein letzter Gruß gilt seiner Frau: „Wenn Gisella hereinkommt, Largo von Händel, das bei unserer Hochzeit mein alter Violinlehrer Schuster von der Orgel herab spielte. Es sei dies mein letzter Gruß an sie in Erinnerung an nur glückliche Zeiten seit jenem 6. Oktober 1903. Vielleicht überbringt diesen Gruß bei der Feier der Geistliche Dr. Hoff, der mich nicht so sehr loben, sondern mehr Trostesworte an die Familie richten soll.“

Der neue Firmenchef wurde der Neffe von Karl Lanz, Ernst Röchling. Doch auch er konnte das Fabrikimperium nicht ohne Schlingern durch den Sturm der Nachkriegsjahre führen. Nach ihm hatte kein Familienmitglied mehr eine leitende Funktion im Werk inne, und die Erben, die immer mehr von ihren Anteilen verkaufen mussten, wurden nach und nach aus dem Geschäftsleben herausgedrängt. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Nachkriegszeit zwangen die

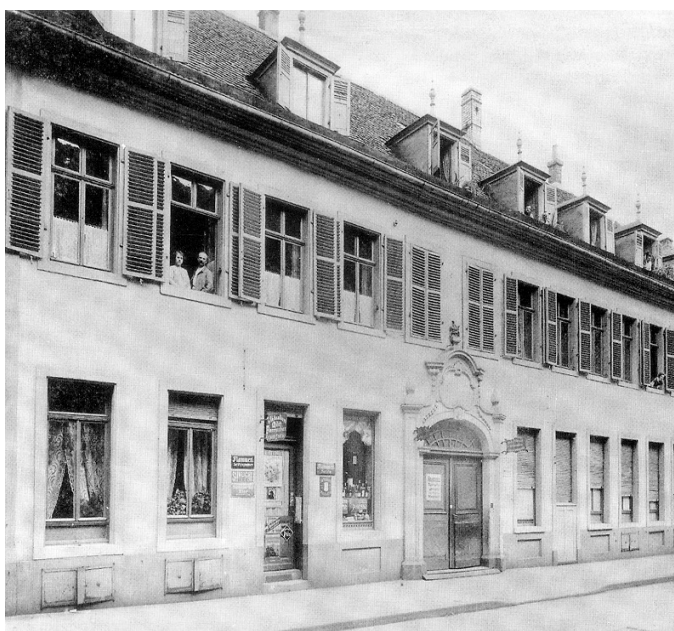
Witwe Gisella, schon ein Jahr nach seinem Tod über den Verkauf des Palais nachzudenken. 1923 zog sie mit ihren Kindern in ein viel bescheideneres Wohnhaus in der Mannheimer Oststadt um, welches sie bereits in den 30er Jahren wiederum veräußerte. Nur das Schloss am Bodensee verblieb noch bis 1942 in Familienbesitz. Gisella Lanz, nachmalig verheiratete Wuensch, blieb Mannheim treu und lebte hier bis zu ihrem Tode 1980. Doch schon mit dem Dahinscheiden von Julia Lanz im Jahre 1926 hatte das Herz der Familie aufgehört zu schlagen. Mit dem Verlust des Reichtums kam auch der Verlust der gesellschaftlichen Bedeutung, und so wurde die Familie wieder zu einer ganz normalen, wenn auch wohl situierten Sippe, welche aber keine wichtige Rolle in der Stadt mehr spielte. Die Lanz-Dynastie, die von Karl und Julia mit solchem Aufwand und größter Sorgfalt inszeniert worden war, hatte, ausgelöst durch den Ersten Weltkrieg, ein allzu schnelles Ende gefunden.

Anschrift des Autors:  
Tobias Möllmer  
Im Sennteich 33  
68199 Mannheim

## Das Foto der Mannheimerin Constanze Mozart

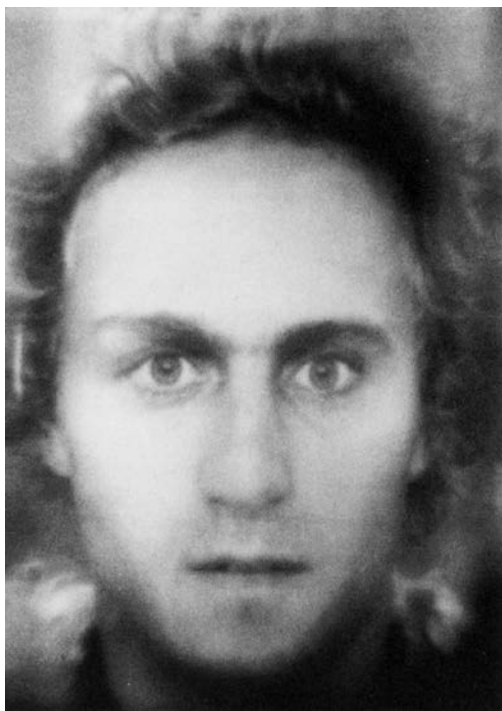
Im Stadtarchiv Altötting tauchte im Juni 2005 ein Foto auf, das eine Gruppenaufnahme aus dem Jahr 1840 zeigt. Es handelte sich um die spätere Ablichtung eines Familienbildes, das ursprünglich im Daguerreotypie-Verfahren entstanden war. Dieses Verfahren ermöglichte ab 1839 die ersten fotografischen Aufnahmen. Das nebenstehende Bild entstand anlässlich des 70. Geburtstags des Altöttinger Komponisten Max Keller im Oktober 1840 und zeigt sieben Personen. Ganz links ist Constanze Mozart im Alter von 78 Jahren zu sehen. Dieser sensationelle Fund fand weltweite Beachtung.

Constanze, die 1762 in Zell im Wiesental geboren wurde, heiratete Mozart 1782 in Wien und gebar bis zu seinem Tod 1791 sechs Kinder, von denen zwei das Erwachsenenalter erreichten. 1809 heiratete sie den dänischen Diplomaten Georg Nikolaus Nissen. Seit 1824 lebte das Ehepaar in Salzburg und arbeitete an einer Biografie Mozarts. Ab Mitte der 1820-er Jahre ist die Freundschaft zwischen dem Altöttinger Komponisten Max Keller und dem Ehepaar Nissen nachweisbar. Nach dem Tod ihres Mannes 1826 hielt Constanze die Verbindung aufrecht. Trotz ihres angeschlagenen Gesundheitszustandes reiste sie 1840 in das ca. 50 km entfernte Altötting,



*Im Haus M 1, 10 wohnten die „Weberischen“. Hier lernte Mozart seine große Liebe Aloysia und deren Schwester Constanze kennen, seine spätere Frau. Das Haus wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört. Keine Gedenktafel erinnert an das ursprüngliche Haus.*

Foto: Reiss-Engelhorn-Museen



*Constanze und Wolfgang Mozart, im Auftrag des Reiß-Museums Mannheim vom Bundeskriminalamt Wiesbaden nach bestem Wissen aus verschiedenen. Fotos zusammengesetzte Phantombilder.*

Fotos: Reiss-Engelhorn-Museen

um an der Geburtstagsfeier Kellers teilzunehmen. Hierbei entstand die Aufnahme. 1842 starb Constanze Mozart-Nissen in Salzburg.

Mozart hatte Constanze Weber 1778 in Mannheim, der Residenzstadt Karl Theodors kennen gelernt. Der junge Komponist suchte an der berühmten Hofoper des Kurfürsten vergeblich nach einer Anstellung. Allerdings galt ursprünglich seine Aufmerksamkeit nicht Constanze, sondern ihrer älteren Schwester Aloysia Weber, in die er sich verliebte und der er mehrere Arien schrieb. Auf der Suche nach einem Notenkopisten war er in das Haus des Vaters, des Bassisten Fridolin Weber in M 1, 10 gekommen, der an der Mannheimer Hofoper angestellt war und der sein geringes Gehalt durch Kopierarbeiten aufbesserte.

Das große Interesse des 21-jährigen Mozarts an den „Weberischen“ missfiel seinem Vater in Salzburg sehr. Als er gar eine Italienreise mit Aloysia plante, befahl Leopold Mozart im Brief vom 12. 2. 1778 die sofortige Abreise nach Paris. Der Abschied von Mannheim und von der Familie Weber fiel Mozart schwer. Im Herbst begann

Aloysia als Hofsängerin in München, wohin Kurfürst Karl Theodor inzwischen die Residenz verlegt hatte. Als Mozart sie Ende 1778 dort wiedertraf, führte sie gegen seinen Willen den Bruch herbei. Er soll sich wütend ans Klavier gesetzt haben und „Leck mich das Mensch im Arsch, das mich nicht will“ komponiert haben. Doch er blieb den „Weberischen“ zeitlebens verbunden. Als er der Familie 1791 in Wien wieder begegnete, richtete er seine Aufmerksamkeit auf Constanze, die er am 4. 8. 1782 heiratete.

#### Literatur

Das Bildnis der Constanze M. – Eine musik- und technikgeschichtliche Entdeckung im Altötting des Biedermeier. Stadt Altötting 2006.

K. v. Welck/L. Homering (Hrsg.): 176 Tage W. A. Mozart in Mannheim, Heidelberg 1991.

Anschrift des Autors:  
Volker Keller  
Böcklinstraße 18  
68163 Mannheim

# Die wieder hergestellten Schulkinderfiguren an der Mozartschule Mannheim

Der Junge mit der Ballonmütze deutet auf eine Stelle im Buch. Das kleinere Mädchen hält es aufgeschlagen vor sich. Er scheint ihr etwas zu zeigen oder vorzulesen. Aufmerksam und ernst betrachten sie ein Bild oder einen Text. Die Figuren lehnen an einer von Efeu umrankten Mauer. Eine Katze schaut neugierig nach hinten in den Schulhof. Das Kleid des Mädchens, die Kniebundhosen und der Lederranzen des Jungen verweisen auf eine vergangene Zeit, ebenso die Jahreszahl 1917.

Ganz anders das rechte Paar. Auffallend lässig präsentieren sich diese Kinder. Der Junge, hier kleiner als das Mädchen, lässt sich von ihr einen Ort auf der Erdkugel zeigen, ent-

spannt, die Hände in den Taschen der schlabberigen Hose, den Scout-Ranzen auf dem Rücken, folgt sein Blick dem Zeigefinger des Mädchens. Die Schülerin, zwanglos und unaufgeregt, hält den Globus wie einen Ball, deutet eine Stelle heraus. Das Buchmotiv findet sich auch hier; aus dem vollen Bücherregal der Rückseite schaut ein Teddybär heraus. Der Sockel zeigt die Jahreszahl 2006.

Seit 1917 schmückten Schulkinderfiguren die Pfeiler der Schulhof-Einfriedungen. Das Schulhaus in R 2 entstand 1914–1917 als Volksschule nach den Plänen des Stadtbaurats und Leiters des städtischen Hochbauamts Richard Perrey. Er entwarf das Schulgebäude



*Das dem alten Vorbild nachempfundene Schulkinderpaar von Matthias Dämpfle, 2006*

Foto: Thomas Tröster



*Etwa 40 Grundschüler erinnerten 2004 mit selbst geschaffenen Gipsmodellen an die historischen Kinderfiguren*

Foto: Thomas Tröster

beschäftigte. Adäquat dazu wies der Bubenhof zwei Jungenpaare auf. Sie thematisierten die Freundschaft und die Buchlektüre. Die Zwischenpfeiler waren mit kugelförmigen Aufsätzen bekrönt, die vermutlich Eicheln darstellten.

Perrey, der das Hochbauamt von 1902 bis 1918 leitete, erbaute 21 große Schulgebäude in Mannheim. Gerne schmückte er sie mit passenden Skulpturen, Zierbrunnen und anderen dekorativen Details. Erhalten sind bei-

streng symmetrisch zur barocken Konkordienkirche. Diese war als Doppelkirche 1685 für die Calvinisten erbaut worden: Ihre einst symmetrischen Flügel wurden für Gottesdienste in deutscher und in französischer Sprache genutzt. Die heutige Kirche diente der deutschen Gemeinde, auf der Stelle der heutigen Mozartschule erhob sich die Kirche der wallonischen Gemeinde. Nachdem im 19. Jahrhundert kein Bedarf mehr für eine französischsprachige Kirche war, erbaute man 1823 an ihrer Stelle ein evangelisches Schulhaus, dessen Architektur im Weinbrennerstil in keiner Beziehung zur Kirche stand und den ursprünglichen Baugedanken des 17. Jahrhunderts ignorierte. Mit dem Bau des Schulhauses von 1917 reparierte Perrey den städtebaulichen Schaden von 1823.

Perreys Schulhaus besaß ursprünglich zwei Schulhöfe. Der einstige Schulhof für Jungen ist als heutiger Pausenhof erhalten, der Mädchenschulhof dient heute als Parkplatz. Perrey versah die Schulhöfe mit einem Staketenzaun zwischen Sandsteinpfeilern, passend zur neubarocken Architektur des Schulhauses. Die Eingangspfeiler zu den Pausenhöfen waren mit Schulkinderfiguren bekrönt. Die idealisierenden Genrefiguren bezogen sich auf die Nutzung der nach Geschlechtern getrennten Pausenhöfe. Der Mädchenhof besaß zwei Mädchenpaare, von denen sich eines mit Haustieren, das andere mit Handarbeiten

spielsweise die Mädchenfiguren am Elisabethgymnasium oder ein Paar der sportlichen Putten an den Pfeilern der Pestalozzischule. In R 2 entschied er sich für einen Bildhauer, von dem nur der Nachname Hoffmann überliefert ist. Die vier Kinderpaare des Bildhauers Hoffmann verschwanden ebenso wie die zapfenförmigen Zieraufsätze der Zwischenpfeiler während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Über 50 Jahre ragten die Sandsteinpfeiler, ihrer Bekrönungen beraubt, in die Höhe, gerieten die schmückenden Plastiken in Vergessenheit.

Eine Aktion der Grundschüler rief die Figuren in die Erinnerung zurück. Im Frühjahr 2004 wurden die verloren gegangenen Sandsteinplastiken von Schülern aus Gips in vereinfachter Form „rekonstruiert“. Ein einwöchiger Projektunterricht unter der Leitung der Lehrerin Ulrike Brendl und des Lehrers Volker Keller wurde durch eine finanzielle Zuwendung des Quartiermanagements Östliche Unterstadt der Stadt Mannheim unterstützt. Die Künstlerin Gisela Witt übernahm die künstlerische Leitung des Projekts, in dem die Zweit- und Drittklässler zwei Kinderpaare und viele Pinienzapfen in Originalgröße herstellten. Die Schulleiterin Rektorin Michaela Schott unterstützte das Projekt in jeder erdenklichen Form und trug dazu bei, dass die Figuren im Sommer und Herbst 2004 die Pfeiler des Schulhofs schmückten, wo einst ihre Vorgänger standen. Die temporäre Auf-

stellung erregte viel Aufsehen; der „Mannheimer Morgen“ berichtete mehrmals wohlwollend. Vor Wintereinbruch mussten die Figuren wieder von ihren hohen Sockeln verschwinden.

Das Ziel der Schülerarbeiten, nämlich an die einstige Pracht des Figurenschmucks zu erinnern, wurde erreicht. Die verwaisten Pfeiler der Einfriedung ragten trostloser als zuvor in die Höhe. Der Verein Stadtbild e. V. unter der Leitung von Hans Freiländer machte sich den Wunsch der Mozartschüler zu eigen und ermöglichte die dauerhafte Wiederherstellung der Kindergruppen mit Sponsorengeldern. Auch eine Benefizveranstaltung der Schule trug zur Finanzierung bei. Da keine Pläne oder Originalteile mehr vorhanden waren, mussten die etwa ein Meter großen Figuren nach alten Fotos nachempfunden werden. Nur die Vorderseiten waren fotografisch dokumentiert. Nach vielen Diskussionen einigten sich Schule und Verein auf eine Modifizierung der historischen Vorlagen. Nun sollten Mädchen und Jungen gemeinsam beieinander stehen und nur eines der beiden Paare sollte das Aussehen von 1917 erhalten, wobei die Fotos der Originalplastiken als Vorbild dienen sollten. Die andere Figurengruppe aber sollte ein Aussehen von Kindern aus dem Jahr 2006 erhalten. Für dieses Vorhaben konnte durch Vermittlung des Heidelberger Kunsthistorikers Dr. Christmut Präger der Bildhauer Matthias Dämpfle aus Freiburg gewonnen werden. Der Künstler hatte bereits mehrere Werke im öffentlichen Raum in Süddeutschland vorzuweisen. So schuf er die Skulpturengruppe „Einstein unterhielt sich mit Leonardo“ am Forschungszentrum Karlsruhe, das Bildwerk für den Humanisten Johannes Reuchlin am Schmuckmuseum Reuchlinhaus in Pforzheim, die Skulpturengruppe „Tatortbeschreibung“ am Bahnhof in Hinterzarten und den „Rohblock“ im Kurpark von Grafenhausen/Schwarzwald. Am Freiburger Münster wurde die erneuerte Kreuzblume am südlichen Hahnenurm von Matthias Dämpfle nachgeschöpft.

Der Bildhauer ließ Kinder der Mozartschule Modell stehen und fotografierte sie ausgiebig. Aus Fotovorlagen entstanden Pläne, die zur Auftragsvergabe durch den Verein Stadtbild Mannheim führten. Nach sechsmonatiger



*Bis nach dem Zweiten Weltkrieg zierten die Plastiken des Bildhauers Hoffmann die Einfriedung der Schule in R 2*

Arbeit setzte Matthias Dämpfle die Figurenpaare am 11. 12. 2006 auf die Eingangspfeiler auf. Kurz vor Weihnachten, am 19. 12. 2006, wurden sie in einer Feierstunde vom Stadtbild-Verein an die Stadt Mannheim übergeben.

Die Figuren sind ein Geschenk des Vereins Stadtbild Mannheim zum Stadtjubiläum 2007. Die Finanzierung wurde durch zahlreiche Sponsoren ermöglicht. Noch im Jahr 2006 aufgestellt, sind sie auch als Beitrag des Vereins zum Mozartjahr gedacht, in dem die Mozartschule vielfältig in die Mannheimer Gedenkveranstaltungen zum 250. Geburtstag des Komponisten eingebunden war. Der von dem neuzeitlichen Schulmädchen gehaltene Globus, auch als Ball zu sehen, erinnert zudem an das Jahr der in Deutschland ausgetragenen Fußballweltmeisterschaft. Wie Matthias Dämpfle ausführte, soll der Erdball ausdrücken, wie den heutigen Kindern die Welt offen steht. Die Mozartschule inmitten der Mannheimer Quadrate hat Schüler, die aus aller Welt kommen. Darin unterscheidet sie sich sicher von der 1917 eröffneten Volksschule. Die Größenunterschiede verweisen auf



Die neu geschaffenen Schulkinderfiguren an der Mozartschule werden am 19. 12. 2006 enthüllt

Foto: Thomas Tröster

ein geändertes Rollenbild. Beim modernen Paar ist das Mädchen größer und übernimmt den aktiven Part des Zeigens. Auch die Kleidung und die Beigaben sollen zum Hinschauen und Vergleichen einladen. Der Lederranzen ist zum heute weit verbreiteten Scout-Ranzen, die altmodische Kniebundhose, das Kleid sind zur modisch faltigen Hose, Jeansjacke und zum Sweat-Shirt geworden. Auch der Ausdruck in den Gesichtern weist Unterschiede auf. Der aufmerksam-interessierte Blick des retrospektiven Kinderpaars wiederholt sich zwar in den modernen Figuren, ist hier jedoch betont leger. Heutige Kinder unterliegen wohl dem Zwang, „cool“ zu sein, stärker als früher. Vielleicht aber hat man die Kinder von früher nur einfach mehr idealisiert dargestellt. Sollten die Figuren zum Betrachten einladen, Vermutungen, Spekulationen und Gespräche anregen, hätten Schule und Verein einen Großteil ihrer Ziele verwirklicht. Das Stadtbild wurde sicherlich verbessert, bescheinigte doch schon das Landesdenkmalamt Karlsruhe, dass die Einfriedung mit den Torsäulen ein wichtiger Bestandteil des gesamten Baudenkmals sei und dass den Figurenaufsätzen eine hohe architektonische Funktion zukom-

me. Die Wiederherstellung der kugelförmigen Bekrönungen der kleineren Pfeiler ist geplant.

#### Literatur

Richard Perrey: Schulhausneubauten in Mannheim. In: Zentralblatt der Bauverwaltung, 6. 7. 1918.

Volker Keller: Richard Perrey in Mannheim, Erfurt 2005.

Mannheimer Morgen, 25. 6. 2004: ABC-Schützen aus Gips auf den Sockel gehoben; 21. 1. 2005: Schön heraus gemeißelte Wünsche passend zum Mozartjahr; 11. 8. 2006; 10. 10. 2006: Schüler-Paar wird kräftig behauen; 21. 12. 2006: Sandstein-Kinder ganz obenauf; 27. 12. 2006: Das Bewusstsein für die Geschichte der Stadt stärken.



Anschrift des Autors:  
Volker Keller  
Böcklinstraße 18  
68163 Mannheim

# Mit den Füßen durch die Geschichte der Stadt

## Das Projekt „Mannheimer Straßennamen“

### STRASSENAMEN HABEN GESCHICHTE

Straßennamen erzählen Geschichte. Diese an sich banale Feststellung erscheint bei näherem Hinsehen komplizierter als auf den ersten Blick. Denn die herkömmliche Unterteilung von Geschichtsquellen in „Überreste“ und „Traditionen“ erlaubt hier keine eindeutige Zuordnung. Straßennamen erscheinen zum einen als Relikte, als Überbleibsel der Zeit, in der dem Weg oder der Straße ein Name gegeben wurde („Überrest“). Zum anderen jedoch spiegelt sich in diesem Namen häufig auch die „Tradition“ wieder, d. h. ein Bild der Geschichte, das zum Zeitpunkt der Namensgebung als Identifikationsmerkmal einer Straße dienen konnte und bis heute akzeptiert ist. Insofern ließe sich der Eingangssatz dahingehend präzisieren: Straßennamen erzählen Geschichte und sind Geschichte.

Dabei werden Straßennamen nur bedingt zu einem Geschichtsbild in Beziehung gesetzt – im Gegenteil, in der Regel werden sie als etwas Selbstverständliches oder Gegebenes hingenommen. Obwohl jeder im Alltag, etwa bei der Suche eines Wegs oder beim Aufschreiben einer Adresse direkt damit konfrontiert ist, stellt sich nur selten die Frage: Warum heißt eine Straße so? Was – oder auch wer – steckt dahinter?

Eine schnelle Antwort auf diese Frage fällt häufig schwer. Auffallend und jedermann präsent ist dabei die Tatsache, dass bestimmte Straßennamen in vielen Städten auftauchen – von der „Bahnhofstraße“ oder „Rathausstraße“ über die „Berliner Straße“ bis hin zur obligatorischen „Goethestraße“ oder „Schillerstraße“. Es gibt demnach in Deutschland einen all-

gemeinen Kanon von Straßennamen, die eine große Verbreitung haben.

Daneben gibt es aber auch zahlreiche Namen, die einen lokalen Bezug aufweisen und deren Bedeutung sich dem auswärtigen, häufig aber auch dem einheimischen Betrachter nur selten erschließt. Bezogen auf die Stadt Mannheim, die Gegenstand des vorliegenden Beitrags ist, könnte man sich fragen: Wer war Bruno Rüffer, nach dem in Mannheim-Schönau eine Straße benannt ist? Was verbindet Mannheim mit der sächsischen Stadt



*Straßenschild der Collinistraße* StA MA Kleinformat Nr. 41657

Pirna? Und was hat es mit einem poetischen anmutenden Straßennamen wie „Gute Hoffnung“ auf sich? Von dem Literierungssystem in den berühmten Mannheimer Quadraten in der Innenstadt mit ihren Adressen wie U 3, 4 oder N 5, 7 ganz zu schweigen.

Geeignete Straßennamen dienen der „Ausbildung einer Stadt zur Persönlichkeit“.<sup>1</sup> Diese etwas altertümlich klingende Auffassung des Mannheimer Stadthistorikers Friedrich Walter weist darauf hin, dass mit der Vergabe von Straßennamen durch die kommunalen Selbstver-



*Quadrateschild an der Mozartschule*

StA MA Kleinformate Nr. 41782

waltungsorgane nicht nur der praktische Zweck der Orientierung verbunden ist, sondern auch ideelle oder ideologische Motive. Verdiente Töchter und Söhne der Stadt finden ebenso Berücksichtigung wie nationale Größen, Gewannnamen, Ortschaften der näheren Umgebung, aber auch weit entfernt liegende Städte in fremden Ländern. Diese bunte Vielfalt an Straßennamen hat sich im Lauf der Jahrhunderte entwickelt und immer wieder verändert. Sie repräsentieren gewissermaßen – wie es der Paderborner Historiker Rainer Pöppinghege vor kurzem auf den Punkt brachte – „mehrere übereinander geschichtete und teilweise amputierte kollektive Geschichtsbilder, also so etwas wie das konsensuale generationenübergreifende Selbstverständnis einer Gesellschaft“ und einer Kommune.<sup>2</sup>

Die Stadt Mannheim ist hierbei natürlich keine Ausnahme. Im Fall der Quadrateschule wird jedoch die Perspektive zumeist auf die Innenstadt mit ihrem außergewöhnlichen Literierungssystem verengt, das auch im überregionalen Rahmen die Blicke auf sich zieht.<sup>3</sup> Weitgehend in Vergessenheit geraten ist dabei die Tatsache, dass es bereits im 17. und 18. Jahrhundert auch in den Quadraten Straßennamen gab. Diese wurden Ende des 18. Jahrhunderts allmählich verdrängt durch die „bureaucratisch und mechanisch am grünen Tisch ausgearbeitete nüchterne Blocknummerierung“.<sup>4</sup> 1811 wurde das Literierungssystem eingeführt, das heute noch weitgehend Gültigkeit besitzt.

Gegenüber den auch überregional bekannten Quadraten treten die „normalen“ Straßen-

namen der übrigen Stadtteile meist in den Hintergrund. Dabei entfaltete sich hier wie in vergleichbaren Industriestädten seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine ganz besondere Dynamik. Insbesondere zwischen 1890 und 1939 sowie nach 1945 sahen sich die Stadtplaner und Kommunalpolitiker der Herausforderung gegenüber, in der rasant wachsenden Stadt neue Straßen anzulegen und für sie Namen zu vergeben. Die meisten Straßennamen in Mannheim rühren aus jenen Zeiten und geben Einblick in das Geschichtsbild der jeweiligen kommunalen Entscheidungsträger. Hiervon zeugen zahlreiche Straßen, die den lokalen wie auch nationalen Idolen des Bürgertums dieser Zeit gewidmet sind: allen voran Militärs oder nationale Dichter, die heute vielfach in Vergessenheit geraten sind, jedoch immer noch die Straßen zieren. Im Sinne einer besseren Übersichtlichkeit ging man in Mannheim bald dazu über, Taufbezirke festzulegen und dort die Straßennamen möglichst einem Thema unterzuordnen. Ein herausragendes Beispiel ist hierfür das Philosophenviertel in der Mannheimer Oststadt.

Dabei sind Straßennamen keineswegs unveränderlich. Im Gegenteil, die der Geschichte zuweilen innewohnende Dynamik schlägt sich nicht selten in der Benennung, aber auch Umbenennung von Straßen nieder. So bestand im Zuge der Eingemeindungen der Mannheimer Vororte der Zwang zur Bereinigung – schließlich konnte ein Name wie „Friedhofstraße“ nur einmal im ganzen Stadtgebiet vergeben werden. Dies wurde meist bereits in den Beitrittsverhandlungen mit den neuen Stadtteilen geklärt. Gab es in diesen Fällen pragmatische Gründe für die Umbenennung, so waren diese während der nationalsozialistischen Herrschaft sowie der anschließenden Entnazifizierung politischer Natur. Denn hier unterschied sich das jeweils aktuelle Geschichtsbild so grundlegend vom vorhergehenden, dass ein Konsens häufig nicht mehr möglich war. Eine Karl-Marx-Straße war nach 1933 ebenso undenkbar wie nach 1945 der Horst-Wessel-Platz. Wie andernorts suchten die Nationalsozialisten auch in Mannheim, der Stadt unübersehbar ihren Stempel aufzudrücken. Neben dem obligatorischen „Führer“ Adolf Hitler fanden sich auch NS-Pro-

tagonisten aus der zweiten und dritten Reihe den Straßennamen wieder – bis hin zu dem 1931 „gefallenen“ SA-Straßenkämpfer Karl Billet. Diese Umbenennungen wurden nach 1945 im Zuge der Entnazifizierung wieder rückgängig gemacht, die belasteten Namen durch vorbildliche Demokraten oder Widerstandskämpfer ersetzt.

Der Gang durch die Straßen wird somit zum Gang durch die Geschichte und das kollektive Gedächtnis. In den Straßennamen Mannheims spiegeln sich zahlreiche Facetten seiner historischen Entwicklung wider. Vom spätabsolutistischen Literierungssystem über die expandierende Boomtown Ende des 19. Jahrhunderts, die nationalsozialistische Schreckensherrschaft bis hin zur multikulturellen Stadt von heute.

Straßennamen erzählen Geschichte. Eine Stadt erscheint in ihren Straßenbenennungen als „Konglomerat aus Geografie, Geschichte und Kultur“.<sup>5</sup> Vor diesem Hintergrund ist kaum verwunderlich, dass in den vergangenen Jahren zahlreiche Städte sich der Untersuchung ihrer Straßennamen und deren historischen Bedeutung gewidmet haben. Die Zahl der mittlerweile erschienen Veröffentlichungen allein zu baden-württembergischen Städten ist enorm. Nicht nur die großen Städte wie Stuttgart, Karlsruhe oder Heilbronn, auch mittlere und kleinere haben längst damit begonnen, dieses historische Erbe aufzuarbeiten und der Öffentlichkeit Ergebnisse in Buchform zu präsentieren.

Mannheim war hierbei bislang eine Ausnahme. Abgesehen von dem zitierten Aufsatz Friedrich Walters liegen – von kurzen Mitteilungen der Stabsstelle Stadtforschung bei der Stadt Mannheim abgesehen – keine Arbeiten zu diesem Thema vor. Das Stadtarchiv Mannheim – Institut für Stadtgeschichte hat es daher in Zusammenarbeit mit dem Fachbereich für Geoinformation und Vermessung unternommen, mit einem eigenen Projekt diese Lücke zu füllen.

## **DAS PROJEKT „MANNHEIMER STRASSENAMEN“**

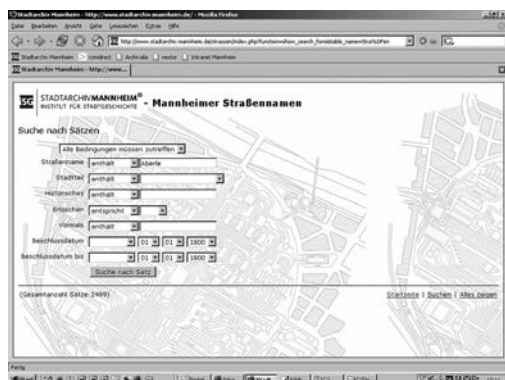
In der Erfassung der Straßen konnte sich das Projekt auf zwei wichtige Quellen stützen.

Ausgangspunkt war zum einen eine „Historische Straßennamenkartei“ beim Stadtarchiv. Dabei handelte es sich um alphabetisch geordnete Karteikarten, auf denen zahlreiche – aber leider nicht alle – Mannheimer Straßen aufgeführt und deren Vorgeschichte stichwortartig festgehalten waren. Da die Kartei nicht fortgesetzt wurde, fehlten insbesondere die neueren Straßen. Zum anderen konnte eine umfangreiche Liste herangezogen werden, die beim Fachbereich für Geoinformation und Vermessung angelegt worden war.<sup>6</sup> Anders als beim Stadtarchiv standen hier aus nahe liegenden Gründen vor allem geographische Aspekte im Vordergrund (z. B. genaue Lage der Straße im Suchgitter der Stadt), es wurden aber auch Informationen zur Geschichte festgehalten wie das Datum der Benennung, frühere Namen sowie auch eine historische Erklärung des Straßennamens selbst.

Als erster Schritt wurde im Projekt eine Access-Datenbank entwickelt, in der die vorhandenen Informationen aus beiden Quellen von Hilfskräften eingegeben wurden. Mit Hilfe von historischen Karten, Verwaltungsberichten und Adressbüchern wurden die Angaben weitgehend überprüft. Im weiteren Verlauf wurden studentische Praktikanten in das Projekt mit einbezogen, die weitere Informationen zu den Straßennamen recherchierten.<sup>7</sup> Sie ermittelten Daten zu Personen und Ereignissen, denen eine Straße gewidmet ist, aber auch zu anderen Städten, Ortschaften oder Regionen, die in den Mannheimer Straßennamen auftauchen.

Als Resultat liegt nun eine Datenbank vor, die mittlerweile auch auf der Homepage des Stadtarchivs Mannheim unter [www.stadtarchiv.mannheim.de](http://www.stadtarchiv.mannheim.de) im Internet eingesehen werden kann. Sie befindet sich im Ordner „Online-Recherchen“ (linke Leiste) unter dem Link „Straßennamen“.<sup>8</sup>

Rund 2500 Straßennamen können derzeit recherchiert werden. Hiervon sind 1880 von aktuellen, die übrigen von erloschenen Straßen. Festgehalten werden die genaue Lage mit Stadtteil, Anfang und Ende sowie Suchgitternummer im Amtlichen Stadtplan. Darüber hinaus finden sich der Zeitpunkt der Benennung, das beschließende Gremium und auch frühere Namen. Schließlich werden im Daten-



Recherchemaske der Straßennamen-Datenbank

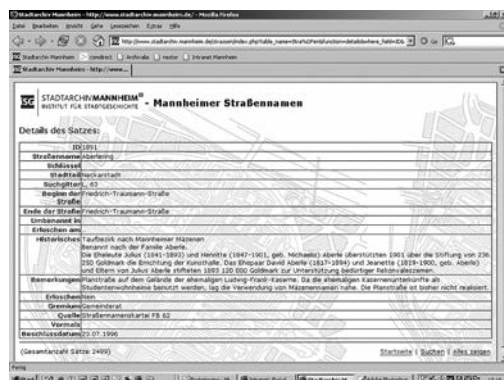
feld „Historisches“ die ermittelten Informationen über den Namensgeber – z. B. im Falle einer Person deren Kurzbiographie – aufgeführt.

Eine Recherchemaske eröffnet zahlreiche Suchmöglichkeiten. Verschiedene Kriterien lassen sich hier einzeln oder auch kombiniert miteinander einstellen. Selbstverständlich lässt sich nach dem Straßennamen recherchieren, ebenso nach den Stadtteilen sowie in den hinterlegten historischen Informationen. Dabei können die aktuellen Straßen ebenso herausgefiltert werden wie die erloschenen. Schließlich ist es auch möglich, nach dem Zeitpunkt der Benennung einer Straße zu recherchieren – wann wurde diese beschlossen und von wem?

Mit der Entscheidung, die Mannheimer Straßennamen in einer Datenbank der Öffentlichkeit vorzulegen, unterscheidet sich das Projekt des Stadtarchivs Mannheim grundlegend von dem vieler anderer Kommunen, welche die Straßennamen und deren historische Bedeutung in Büchern publizierten. Für den alternativen Weg einer Datenbank sprachen mehrere Gründe.

Bereits die obige Vorstellung der vielfältigen Recherchemöglichkeiten zeigt deutlich, welches Potenzial sich hier bietet. Die Suche im Volltext, nach ganzen Worten oder Wortteilen, die Ergebnisbegrenzung, die Reduzierung auf Zeitabschnitte und Stadtteile bietet weitaus mehr Möglichkeiten als ein herkömmliches Buchregister.

In Sekundenschnelle erhält man Treffer, die ansonsten nur durch mühevoll Blättern



Anzeige des Datensatzes „Aberlering“

hätten ermittelt werden können. Dies gilt insbesondere für die hinterlegten historischen Informationen, die im Volltext recherchierbar sind. Es lässt sich problemlos der Bezug einer Person zu einer Straße herstellen, ohne dass diese selbst im Straßennamen erwähnt ist. So wird man bei Eingabe des Wortes „Benz“ beispielsweise auch auf Straßen wie „Frischer Mut“ verwiesen, wo in erster Linie Arbeiter bei Daimler-Benz ihr Häuschen hatten.

Nicht zu unterschätzen ist zudem die Möglichkeit, den Datenbestand permanent zu verbessern. Denn dass angesichts der enormen Zahl von mittlerweile geführten 2500 Straßennamen keine Vollständigkeit in den Informationen angestrebt und daher keine Recherchen auf wissenschaftlichem Niveau geführt werden konnten, ist nahe liegend. Auch gibt es immer noch inhaltliche Fehler und auch Niveauunterschiede in der Ausarbeitung der einzelnen Datensätze. Entsprechend besteht ein hoher Bedarf an Qualitätssicherung, die derzeit mit ehrenamtlichen Mitarbeitern des Stadtarchivs durchgeführt wird. Anders als im Falle eines Buchs war es jedoch möglich, bereits frühzeitig mit Ergebnissen an die Öffentlichkeit zu gehen – wohl wissend, dass noch vieles ergänzt und auch verbessert werden muss. Auch muss dem finanziellen und personellen Aufwand Rechnung getragen werden, der im Falle der Datenbank deutlich geringer ist als es bei einem Buch gewesen wäre.

Schließlich – und das war das entscheidende Argument – eröffnet das Internet weit aus umfangreichere Verbreitungs- und Nut-

zungsmöglichkeiten. Das Internet ist heutzutage das am leichtesten zugängliche Medium, das mittlerweile in allen Generationen Akzeptanz gefunden haben. Jeder kann auf die Datenbank zugreifen und darin unabhängig vom Ort und kostenlos recherchieren. Die Einbeziehung ins Internet ermöglicht zudem, dass weltweite Suchmaschinen wie Google darauf zugreifen können. Das bedeutet nicht weniger, als dass jeder Internetbenutzer bei Eingabe eines Straßennamens in die Suchmaschine Treffer in der Mannheimer Straßennamendatenbank finden wird. Die Information wird damit nicht nur weltweit verfügbar; auch User, die über die Existenz der Mannheimer Straßendatenbank nicht informiert sind, werden somit früher oder später aus ihr Treffer erhalten. Somit ist die Datenbank „Mannheimer Straßennamen“ ein Angebot an die Bürgerinnen und Bürger Mannheims, aber auch an jedermann, der sich für die Geschichte der Quadratestadt und deren Straßen interessiert.

## AUSBLICK

Wie geht es weiter mit dem Projekt „Mannheimer Straßennamen“? Neben der permanenten Qualitätsverbesserung werden derzeit in einem nächsten Schritt auch die historischen Straßennamen der Innenstadt aus dem 17. und 18. Jahrhundert erfasst. Diese wurden bislang ausgespart. Darüber hinaus wird auch daran gearbeitet, die biographischen Skizzen zu den nach Personen benannten Straßen zu vereinheitlichen und auszubauen. Denkbar ist auch in der weiteren Perspektive eine Verknüpfung der Datensätze mit Bildern – sei es historisches oder aktuelles Kartenmaterial, aber auch Bilder von Personen oder alten Straßenzügen.

Straßennamen erzählen Geschichte. Sie geben Einblick in längst vergangene Zeiten und zeigen auch, wie sich die nationale und auch die lokal-kommunale Identität und das dazugehörnde kollektive Gedächtnis verändert und weiterentwickelt haben. Und die Geschichte und die kollektive Erinnerung an die Vergangenheit gehen weiter – und ebenso

unser Projekt. Ein Blick auf die Homepage des Stadtarchivs mit seinem Online-Angebot lohnt sich daher stets aufs Neue.

## Anmerkungen

- 1 Friedrich Walter: Versuch zur Gewinnung einer Methode der Straßenbenennung mit besonderer Berücksichtigung der Mannheimer Verhältnisse. Mannheim 1912, S. 4.
- 2 Rainer Pöppinghege: Geschichte mit Füßen getreten: Straßennamen und Gedächtniskultur in Deutschland (= Paderborner Universitätsreden Nr. 94). Paderborn 2005, S. 7.
- 3 Vgl. hierzu den umfangreichen und prämierten Artikel „Mannheimer Quadrate“ im Online-Lexikon Wikipedia (<http://www.wikipedia.de>). Vgl. auch den Überblick zu den Quadraten auf der Homepage des Stadtarchivs (<http://www.stadtarchiv.mannheim.de>) unter der Rubrik FAQs zur Stadtgeschichte.
- 4 Walter (wie Anm. 1), S. 22.
- 5 Rainer Lübben: Swinegel Uhlend. Persönlichkeiten im Spiegel von Straßennamen. Heiloo 2001, S. 8.
- 6 Besonderer Dank gebührt an dieser Stelle Herrn Wolfgang Schmidt vom Fachbereich Geoinformation und Vermessung der Stadt Mannheim, der in jahrelanger Kleinarbeit die umfangreiche Liste erstellt und fortgeschrieben hat.
- 7 Den Praktikanten Herrn Nadir Kardas, Herrn Eliran Kendi, Frau Angelika Tarokic, Herrn Carsten Schöttge sowie Herrn Clemens Görtz, die von Dr. Christoph Popp sowie vom Verfasser betreut wurden, gilt unser herzlichster Dank.
- 8 Die im Internet hinterlegte Datenbank basiert auf der PHP-Technologie. Für Einrichtung und Datenüberführung war Michael Dürrschnabel vom Fachbereich Informationstechnologie der Stadt Mannheim verantwortlich, dem an dieser Stelle herzlich gedankt sei.



Anschrift des Autors:  
Dr. Harald Stockert  
Stadtarchiv Mannheim –  
Institut für  
Stadtgeschichte  
Collinstraße 1  
68161 Mannheim  
[stadtarchiv@mannheim.de](mailto:stadtarchiv@mannheim.de)  
[www.stadtarchiv.mannheim.de](http://www.stadtarchiv.mannheim.de)

# Tatort Bösfeld

## Die Entdeckung eines sensationellen Gräberfeldes

Der Bau der SAP-Arena führte zur Wiederentdeckung eines der größten Friedhöfe aus frühmittelalterlicher Zeit des 6.–8. Jahrhunderts. Die Größe des Friedhofs und die qualitätvolle Ausstattung sind im Rhein-Neckar-Raum, der Pfalz und Südhessen einzigartig, nur wenige alamannische Friedhöfe in Südwestdeutschland sind mit diesem Gräberfeld vergleichbar (Abb. 1).

Bereits im Winter 1906/07 entdeckten Mitglieder des Mannheimer Altertumsvereins von

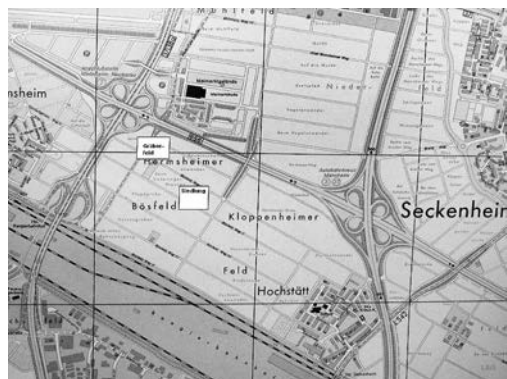


Abbildung 1

1859 bei Grabungen an der ehemaligen Gemarkungsgrenze von Feudenheim, Seckenheim und Neckarau im Bereich der heutigen Xaver-Fuhr-Straße sechs in zwei Reihen angeordnete Gräber aus dem 7. Jahrhundert, zwei Jahre später kam dort ein weiteres Grab zutage. Dieses enthielt außer Waffen – Spatha (Langschwert), Lanze, Pfeile, Schild – und Teilen der Tracht eine stark abgenutzte Münze, einen Solidus des Kaisers Justinian (538–565), die eine genauere Datierung der Bestattung erlaubte. Weitere Funde in dem zum „Peilhäuschen führenden Kabelgraben“ in den Jah-

ren 1936 und der Fund einer durchbrochenen Zierscheibe vor 1943 ließen schon damals erahnen, dass die freigelegten Gräber zu einem Friedhof mit reichen Ausstattungen von außergewöhnlicher Qualität gehörten. In jener Zeit herrschten im fränkischen Reich die Merowingerkönige. Diese waren zwar getauft, hielten jedoch bis weit in das späte 7. Jahrhundert an der Sitte fest, mit kostbarem Schmuck, Trachtaccessoires und Waffen, Geräten und Gefäßen begraben zu werden. Schließlich sollten die Bestatteten ihre zu Lebzeiten erreichte soziale Stellung auch im Jenseits demonstrieren. In Herimundesheim lebten Gefolgsleute des fränkischen Königs mit ihren Familien. Besonders Reiter und Krieger brachten im 6. Jahrhundert großen Wohlstand in das Dorf, der sich durch eine reiche Beigabenflut in den Gräbern ausdrückte.

Bis zum Grabungsende im Januar 2005 wurden auf einem nordwest-südost-orientierten Streifen von ca. 145 m Länge und ca. 70 m Breite, also auf einer Fläche von wenig mehr als 10 000 m<sup>2</sup>, 940 Befunde mit mehr als 850 Körpergräbern entdeckt, viele davon unbraut (Abb. 2; Anm. 1). Ursprünglich wird der Friedhof über 1000 Bestattungen enthalten haben, rechnet man die zerstörten Gräber im westlich gelegenen Friedhofsareal hinzu.

## GEOARCHÄOLOGISCHE UNTERSUCHUNGEN

Im Frühjahr 2004 wurde damit begonnen, parallel zu den archäologischen Grabungen geoarchäologische Untersuchungen durchzuführen. Diese bestanden aus Profilaufnahmen tiefer reichender Grabungsschnitte bis in 7 m Tiefe sowie aus geophysikalischen Erkundungen.

Die verschiedenen Ablagerungsprofile dokumentierten eine abwechslungsreiche

Landschaftsgeschichte. Die unteren Schichten (tiefer als 1,6 m unter Geländeoberkante) bestanden aus kiesigen und sandigen Ablagerungen alter Neckarläufe, die oberen aus lehmigen Hochflutablagerungen. Informationen über die zeitliche Auflösung der Profilabfolgen ergaben sich aus den archäologischen Funden des Gräberfeldes sowie aus AMS-14C-Datierungen. Demnach stammten die Neckarkiese in 5 m Tiefe aus der Zeit um 6200 Jahre v. Chr., zur Eisenzeit hatte der Neckar letztmalig den Bereich des fränkischen Gräberfeldes durchflossen (Abb. 3). Zur Zeit der Hermsheimer (6.–8. Jh.) lag der Neckarlauf zwischen Seckenheim und Ilvesheim, seine Mündung südlich von Mannheim. Das Bösfeld war zu dieser Zeit ein Hochgebiet, umgeben von verlandeten Neckarläufen. Wenn der Neckar bei Hochwasser aus seinem Flussbett bei Seckenheim stieg, floss er in diesen alten Rinnen ab und lagerte die im Wasser enthaltenen Tonpartikel in den Uferbereichen wieder ab. So wurde auch das Gräberfeld von Hochflutlehm überdeckt (Abb. 4). Die Ziele der geophysikalischen Erkundungen waren die Charakterisierung und Differenzierung der fluvialen Lockersedimente sowie die archäologische Prospektion im Randbereich des Gräberfeldes. Dazu wurden zunächst mehrere geoelektrische Tomographien als 2D-Schnittbilder erstellt, die aufgrund deutlicher Kontraste der elektrischen Widerstandswerte eine Differenzierung von Hochflutlehm und den darunter liegenden sandig-kiesigen Lagen ergaben. Mit Hilfe geoelektrischer 3D-Tomographien sollte der nördliche Randbereich des Gräberfeldes abgegrenzt und auf archäologische Befunde hin untersucht werden. Die Ergebnisse zeigen Bereiche mit deutlichen Anomalien des elektrischen Widerstandes, die auf archäologische Befunde hindeuteten und möglicherweise auch die Ausdehnung des Gräberfeldes anzeigten (Anm. 2).

## AUSGRABUNGSMETHODEN UND -TECHNIKEN

Nach der Ausgrabung ist eine Überprüfung der Ausgrabungsergebnisse im Gelände nicht mehr möglich. Deshalb dokumentieren Archäologen die ursprünglichen Zustände sehr

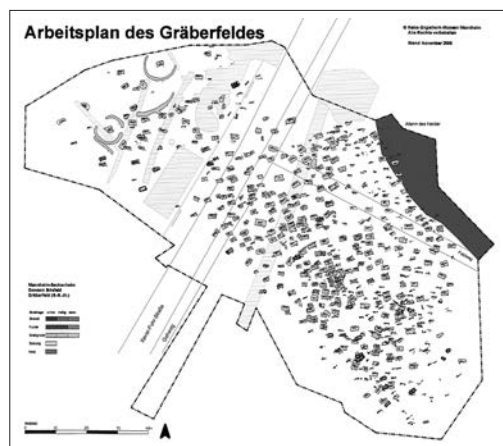


Abbildung 2

detailliert nach einem standardisierten Verfahren in Wort und Bild. Nur so wird die Grundlage für eine wissenschaftliche Auswertung gelegt, nur so können Ergebnisse miteinander verglichen werden.

Die Archäologen setzen bei ihrer Arbeit moderne Grabungsgeräte und -techniken ein (Abb. 5). Die Vermessung der Grabungsflächen bzw. der Befunde erfolgte mit dem Tachymeter auf der Grundlage von lokalen Vermessungspunkten. Absolute Höhen wurden in Meter über dem Meeresspiegel (NN, Normalnull) angegeben. Während der Ausgrabung waren Grabeinbauten aus Holz, Särge oder Holzkammern besonders detailliert zu beschreiben. Auch musste die Lage von Trachtzubehör (Fibeln, Perlen oder Gürtelgarnituren und textile Reste) sehr aufmerksam beobachtet wer-

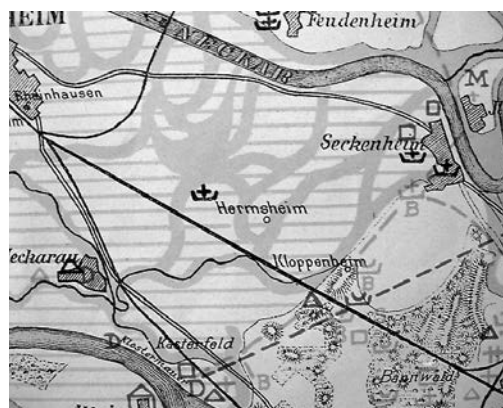


Abbildung 3

den. Komplizierte Funde, deren Bergung lange Zeit beanspruchen würde, wurden im Block geborgen, in den Restaurierungsateliers zuerst geröntgt und dann bearbeitet. Zeichnungen fertigte man auf DIN A3 Millimeterpapier/-folie entweder mit dem Zeichenrahmen oder einer Zeichenmaschine im Maßstab 1:10 an. Sie wurden entsprechend der natürlichen Farbgebung koloriert. Grundsätzlich waren auf allen Schwarz/Weiß-Aufnahmen, Farb-Dias und Digitalfotos eine Fototafel, der Fotomaßstab und der Nordpfeil zu sehen. Der Einsatz dieser technischen Mittel verkürzte die Grabungszeit und reduzierte Kosten für Verbrauchsmittel und Personal. Die Befund- und Funddokumentation und deren Analyse erfolgten auf CAD- und Datenbankbasis. Die Daten liegen jetzt in elektronischer Form vor und ermöglichen Abfragen unter speziellen Gesichtspunkten.

## DIE SIEDLUNG ZUM GRÄBERFELD

Das aus den Urkunden des Lorsch Codex für das Jahr 771 bekannte Dorf Herimunteshaus wurde in den Jahren 1933/34 durch Ausschachtungsarbeiten für einen Hausbau bekannt, als Keramikfragmente des 9. und 10. Jahrhunderts in einer Grube entdeckt wurden (Abb. 3; 5). Bei den nachfolgend durchgeführten Ausgrabungsarbeiten legte der damalige Museumsdirektor Prof. Hermann Gropengießer 43 Grubenhäuser frei, die durch starke Firstpfosten an den Schmalseiten der ca. 0,8 m in den Untergrund eingetieften Gruben charakterisiert waren (Abb. 6). Die Häuser begleiteten eine oder mehrere Gruben, die von den Ecken zugänglich waren. Herdstellen fand man außerhalb der Grubenhäuser, so einen aus römischen Handquadern errichteten Backofen. Die Frischwasserversorgung erfolgte über einen Brunnen, der aus trocken gemauerten Flussschotter über einem Rahmen aus Eichenbohlen bestand. Bemerkenswert war die Entdeckung eines Gebäudes von quadratischem Grundriss von 4 m Seitenlänge sowie einem Vorbau. Vermutlich wurde damals ein Kirchenhaus angeschnitten, in dessen Nähe die Einwohner von Herimunteshaus nach Auflösung des Friedhofes im Bösfeld bestattet wurden.

Zu den wenigen bis heute überlieferten Funden aus dieser Siedlung gehören Webblettchen aus Horn. Das übrige Fundmaterial bestand zum größten Teil aus Keramikfragmenten des 9. und 10. Jahrhunderts. Wenige Funde des 6.–8. Jahrhunderts gelten als Indiz für das Bestehen einer Siedlung, die gleichzeitig zum großen Gräberfeld bestanden hatte. Deren Lage ist derzeit nur im Umfeld der jüngeren Siedlung zu vermuten. Dieser Umstand verleiht dem Ort einen besonderen Stellenwert für die wissenschaftliche Erforschung von Gräberfeld und Siedlung. Die jüngst von Ehrenamtlichen der Reiss-Engelhorn-Museen um die alte Grabungsfläche herum aufgesammelten Keramik- und Webgewichtfragmente (Abb. 7) dokumentieren eindrücklich das hohe Gefährdungspotential der archäologischen Substanz im Boden, die durch den Pflug bereits angerissen und in naher Zukunft wohl zerstört sein wird.

Der Rhein-Neckar-Raum gehörte seit dem Sieg des Frankenkönigs Chlodwig I. über die Alamannen zum Reich der fränkischen Merowinger. Solange der große Ostgotenkönig Theoderich von Italien aus seine Hand schützend über die Rest-Alamannia und die Thüringer hielt, war ein weiteres Vordringen der Franken nicht möglich. Erst 531 eroberten Chlodwigs Söhne das Königreich der Thüringer. Nach dem Sieg bedachten die Franken ihre Krieger in den rechtsrheinischen Gebieten mit Landzuweisungen, vorzugsweise entlang wichtiger Verkehrswege, damit sie sich dort mit ihren Familien niederließen. Diese Siedlungen waren Stützpunkte fränkischer Politik. Versorgt wurden sie z. B. mit kostbarem Glas-, Bronze-, Holz- oder Keramikgeschirr aus den Industrieregionen zwischen Maas und Rhein. Der Handel vollzog sich in merowingischer Zeit über das Flussnetz, weil die römischen Straßen schon seit der Spätantike nicht mehr gepflegt wurden. Der Transport mit Saumtieren oder dem üblichen Ochsengespann, das kaum 12 km pro Tag zurücklegte, war vergleichsweise teuer. In einer agrarischen Gesellschaft spielten Gaben und Gegengaben im Gütertausch allerdings eine nicht zu unterschätzende Rolle. Mit Kostbarkeiten aus dem Fernhandel, edlem Schmuck, Waffen, Wehrgehänge und Gürtel,

belohnte der König seine Krieger und Gefolgsleute, die wiederum vieles weitergaben. Gefolgschaftskrieger der ostfränkischen Könige lebten über viele Generationen in Hermsheim. Die Italienfeldzüge im 6. Jahrhundert sicherten den Teilnehmern beachtliche Vermögen. In den Gräbern bezeugten das u. a. die Goldmünzen aus dem ostgotischen und die goldenen Filigrananhänger aus dem langobardischen Italien.

## EINE KELTIN UNTER DEM GRÄBERFELD

Einen halben Meter unter den Ablagerungen mit den Gräbern, wurde im Sommer 2003 ein in seiner Lage außergewöhnliches Skelett entdeckt. Um das Alter des Skelettes zu ermitteln, wurde es mit der 14C-Methode datiert. Mit  $633 \pm 100$  Jahre v. Chr. stammt das Skelett aus der Eisenzeit (Hallstattzeit).

Anthropologische Untersuchungen ergaben Informationen zu Geschlecht, Alter, Größe, Krankheiten und körperlicher Belastung. Bei dem Fund handelte es sich um eine 1,52 m große, 40–50 Jahre alte Frau. Einige Zähne zeigten Spuren von Karies und der rechte Fuß eine Fehlstellung. Ausgeprägte Merkmale an den rechten Armknochen zeigten, dass die Frau schwer gearbeitet hatte (Abb. 8).

Interessant war die Frage nach der Todesursache. Aus der Lage der Skelettelemente zueinander wie auch aus deren Lage im Sediment, d. h. auf einer flachen Uferböschung eines ehemaligen Neckarlaufes liegend, wurde vermutet, dass es sich um eine Wasserleiche handeln könnte.

Bei einer im Wasser treibenden Leiche treten spezielle Veränderungen auf, wie z. B. Abschürfungen an Stirn-, Knie-, Hand- und Fußknochen. Diese Verletzungen treten aber vor allem in stärker fließenden, nicht sehr tiefen Gewässern auf. Am Skelett der Frau wurden keine Abschürfungen gefunden. Die Frage „Ertrunken im Neckar?“ kann aber dennoch nicht beantwortet werden, denn beim Treiben in einem schwach fließenden Gewässer oder bei relativ schnellem Anschwemmen müssen keine typischen Spuren zurückbleiben.



Abbildung 4



Abbildung 5

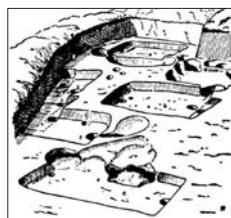


Abbildung 6



Abbildung 7



Abbildung 8



Abbildung 9

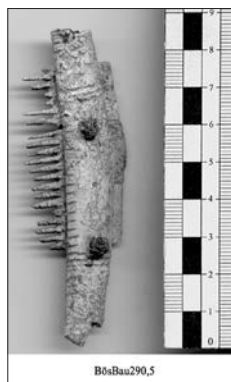


Abbildung 10



Abbildung 11



Abbildung 12



Abbildung 13

Fest steht, dass die Leiche nicht weit transportiert wurde und auf der flachen Uferböschung eines Neckararmes zu liegen kam. Die Schichten im Bereich der Fundstelle zeigten, dass der Neckar zur Sterbezeit der Frau nur langsam floss. Woher die Frau kam, ist unbekannt. Die nächsten zeitlich passenden Fundstellen lagen ca. 2–3 km entfernt, so in Mannheim-Hochstätt und Mannheim-Feudenheim.

## EINZELBESCHREIBUNGEN AUSGEWÄHLTER GRÄBER

Im Frankenreich bestattete die Bevölkerung germanischer Abstammung ihre Verstorbenen in angemessener Kleidung und versorgte sie mit Wegzehrung. Grabbeigaben wiesen auf die soziale Stellung hin, die sie zur Zeit ihres Todes besaßen. Frauen erhielten ungefähr im Alter von 16–20 Jahren die Accessoires, die maßgeblich für die Kleidung einer Erwachsenen entsprechend ihrer sozialen Stellung waren (Abb. 9; 10; 11). Nur die vornehmsten Frauen trugen im 6. Jahrhundert Kleinfibeln und Bügelfibeln aus vergoldetem Silber. Zwei der ältesten Fibelpaare stammen aus dem Zentrum des Frankenreiches zwischen Seine und Maas. Zwei Frauen trugen langobardischen Schmuck von erlesener Qualität; die Gehänge mit Silberbesatz endeten in Kristallkugeln. Im 7. Jahrhundert hatte sich der romanische Einfluss in der Frauenmode durchgesetzt, die Frauen schlossen den Mantel mit einer Scheibenfibel, sie trugen Ohrringe und Armringe. Nur von den langen Gürtelgehängen ließen sie nicht ab. Sie führten hier neben allerlei Gerät ihre Amulette mit sich. Im Gehänge vereint mit Messer und Kamm, Fruchtbarkeitssymbolen und Übel abwehrenden Amuletten tauchten im 7. Jahrhundert immer öfter christliche Symbole auf. An der Fibel wurde das in einem Kreuz endende Pektorale befestigt als sichtbares Zeichen eines Bekenntnisses. Der aus einseitig geprägten Pressblechen hergestellte Schmuck in den jüngsten Beigaben führenden Gräbern zeigt ausschließlich christlich verstandene Motive, z. B. Schriftzeichen um einen Herrscherkopf (Abb. 12) oder den Adler als Sinnbild Christi.

**Grab 107:** Das Relief eines zur Abdeckung eines Steinplattengrabes verwendeten römi-

schen Dreigöttersteins (2./3. Jahrhundert, Sandstein) war stark beschädigt, doch es konnten noch drei Personen identifiziert werden: In der Mitte ein bärtiger Mann mit nacktem Oberkörper, seine rechte Hand ist erhoben und umfasst einen Stab. Rechts und links von ihm je eine Frau, den Kopf der rechten bedeckt ein Schleier. Nach Körperhaltung, Frisur, Bekleidung und Stab könnte es sich bei dem Mann um Jupiter oder Neptun handeln. Sollte es Jupiter sein, dann wäre die Frau rechts seine Gattin Juno und links stünde seine Tochter Minerva. Das Relief stellt in diesem Fall die Kapitolinische Trias dar, die drei höchsten staatstragenden Gottheiten im römischen Reich (Abb. 13; 14).

Bilder Neptuns als Schutzherr der Flussschiffer finden sich häufig in flussnahen Siedlungen. Sollte die mittlere Figur Neptun sein, lassen sich die beiden Frauen nicht sicher benennen. Vermutlich stammt der Stein ursprünglich aus einem der heiligen Bezirke Ladenburgs. Neben starken Abriebsspuren am gesamten Stein fallen die gezielt zerstörten Gesichter der Götter auf. Seit Beginn der Völkerwanderungszeit beraubte man durch „Gesichtsverlust“ eine Gottheit ihrer Macht, dies dürfte im christlich geprägten Merowingereich den römischen Göttern hier widerfahren sein.

**Grab 134:** Der Mann in diesem Grab wurde in der Mitte des 7. Jahrhunderts mit der Ausstattung eines Kriegers beigesetzt. Wegen eines Unfalls war seine Beweglichkeit in seinen letzten Jahren jedoch beeinträchtigt: Das linke Schienbein war gebrochen und um etwa vier bis fünf cm verkürzt wieder zusammen gewachsen, das Wadenbein war unverletzt geblieben. Das Grab war im Bereich des Körpers durchwühlt und beraubt, doch lässt sich die einstige Ausstattung rekonstruieren. Zu ihr gehörten: ein zweischneidiges Schwert, die Spatha (antik geraubt), erhalten blieben nur Teile der Schwertscheide; die Riemengarnituren des Wehrgehänges (sie bestanden aus Teilen von zwei ursprünglich nicht zusammengehörigen Garnituren, von denen eine aus Eisen geschmiedet und mit flächiger Silbertauschierung und Messingfäden verziert, die andere aus Bronze gegossen war) zwei Pyramidenknöpfe mit einem Steg auf der

Rückseite. Sie saßen ursprünglich auf dem Hauptriemen und verhinderten das Verutschen der Schwertscheide; ein trapezoider Beschlag; eine große Schnalle mit Schilddorn vom Hauptriemen (Abb. 15; 16); eine kleine Schnalle für den Führungsriemen mit Scharnier für einen nicht erhaltenen Beschlag und Schilddorn; eine Riemenzunge mit zwei Nietköpfen; ein breiter Sax, das einschneidige Schwert (antik geraubt); bronzene Nieten; sie gehörten zur Schwertscheide; drei große Nieten mit hohl gegossenen Köpfen mit Kerbrand; kleine Nieten. Sie steckten in mehreren Reihen entlang der Scheidennaht; Teile einer vierteiligen Gürtelgarnitur. Sie bestanden aus Eisen mit Drahteinlagen aus Eisen und Messing; ein Beschlag mit U-förmigem Fortsatz; ein Riemenschieber; ein Sporn (Abb. 17) aus Eisen mit flächiger Silbertauschierung. Er befand sich an der Ferse des linken verletzten Beines.

Vom späten 6. Jahrhundert an wurde der Reitsporn zu einem Statussymbol. Daher entwickelte sich aus dem unscheinbaren Bügelsporn, der seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts gebräuchlich war, im 7. Jahrhundert ein repräsentatives Reitutensil mit langen, reich verzierten Schenkeln. Ins Grab wurde sehr häufig nur ein Sporn mitgegeben, er saß oft am linken Fuß. Mit einer besonderen Reit- oder Kampftechnik hängt das nicht zusammen, eher mit der Beigabensitte. Um den Status zu kennzeichnen, genügte die Beigabe eines einzelnen Sporns. Gemeinsam waren den merowingerzeitlichen Sporen die der Fersenform angepassten bandförmigen Bügel mit kurzem, eingezapftem Stachel. Für die Befestigung am Fuß gab es unterschiedliche Konstruktionen, häufig waren es Schlaufen. Der Sporn ist wie auch die Eisenbeschläge des Wehrgehänges flächig mit Silber tauschiert. Die Ornamente wurden ausgespart und durch Messingfäden hervorgehoben. Als dekorative Elemente wurden Flechtbänder mit Tierköpfen, Raubvogelköpfen und Köpfen mit geöffneten Kiefern verwendet. Dieser Verzierungsstil, der in der Fachwelt als „nordische Tierornamentik“ oder „Tierstil II“ bezeichnet wird, ist mit der mediterranen Flechtbandornamentik verschmolzen. Die ursprünglichen, vorchristlichen Bedeutungen sind jedoch verloren. Die Tiere blieben aber Sinnbilder für



Abbildung 14



Abbildung 15



Abbildung 16



Abbildung 17



Abbildung 18

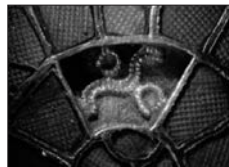


Abbildung 19



Abbildung 20



Abbildung 21



Abbildung 22

eine schützende Macht. Ornamente des Tierstils II sind vorzugsweise auf den Waffengürteln und dem Pferdegeschirr einer sozial hoch stehenden Kriegerschicht zu finden.

**Grab 348:** An der Spitze der sozialen Rangordnung einer Dorfgesellschaft stand die Herrin eines Reiterhofes. Vor allen anderen Frauen hob sie sich in der Grabausstattung stets durch die Kombination von kostbarem Schmuck, auffallendem Gerät, reichem Tischgeschirr und einem metallbeschlagenen Holzkästchen ab. Im dritten Viertel des 6. Jahrhunderts wurde sie in einem Kammergrab beigesetzt (Abb. 18). Ihre Ausstattung im Grab sah wie folgt aus: Halskette mit ungeformten Bernsteinen, opaken Glasperlen und goldenem Filigrananhänger; zwei Rosettenscheibenfibeln (Abb. 19) vom Mantelumhang aus vergoldetem Silber. Im Zellwerk befanden sich rote Granate (Almandine) auf Goldfolie und Filigraneinlagen; Gehänge (Abb. 20) der Fibeln: Ungeformte Bernsteine, Perlen aus gewickeltem und geblasenem Glas, sechs aus blau-weiß-rotem Millefioriglas und zwei aus braun-gelbgrünem Reticellaglas; bronzene Gürtelschnalle (Abb. 21) mit schmalen Dorn; vom Ziergehänge unterhalb der Fibeln kleine silberne Doppelbeschläge (Abb. 22) sowie eine in Silber gefasste Kristallkugel (Abb. 23); an Gerät ein Messer aus Eisen am Ziergehänge, am Gürtelgehänge zwei Eisenringe und ein Kettengeflecht, ein doppelreihiger Kamm im Futteral, eine Bügelschere und ein Schlüsselbund aus Eisen, eine Flachsbreche aus Eisen ohne Schneide, von der die hochgebogenen Enden in einem Holzgriff steckten. Sie lag neben dem linken Oberarm.

Zur Tracht gehörten zwei Bügelfibeln (Abb. 24) vom nordischen Typ aus vergoldetem Silber. Durch Gebrauch war sie an bestimmten Stellen stark abgerieben. Eine Fibel war mit Bronzeblech repariert worden. Die Form der Bügelfibeln stammt aus Skandinavien, ebenso die Art ihrer Verzierung mit sehr stark vereinfachten Tier- oder Menschenköpfen. Die Platte der silbervergoldeten Fibel aus Grab 348 ist in diesem Stil gearbeitet (Abb. 25). Elf im Profil dargestellte Köpfe gruppieren sich um das Mittelornament, alle mit spitzovalen Augen und lang gezogenen Bögen darüber. Je zwei Köpfe in den unteren Ecken besitzen lange

Kiefer und einen ausladenden Kinnbogen. In der Mitte unten und an den Ecken oben befindet sich je ein Kopf mit geöffnetem Kiefer. Diese Köpfe beißen in ein Band. An den unteren Ecken des Mittelornaments sitzen je zwei voneinander abgewandte Tierköpfe mit lang gezogenem Schnabel.

Die Wiedergabe der Köpfe mit wenigen Strichen und die Dichte des Ornaments ergeben oft eine Wirkung wie bei Vexierbildern. So kann man die beiden grünen Köpfe auch als Augen von Masken sehen, die von den vier Köpfen in den Ecken gebildet werden. Solche Vieldeutigkeit ist von den Schöpfern des Tierstils durchaus beabsichtigt.

Die Bilder gehören in die Vorstellungswelt der Nordgermanen. Die Franken konnten sie kaum entschlüsseln, auch der heutigen Wissenschaft sind sie noch rätselhaft. Beliebte waren die Fibelformen aus dem Norden im 533 zerschlagenen Thüringerreich, das enge Kontakte nach Skandinavien unterhielt. Die Tierstil-Ornamentik beherrschten auch die Langobarden an der mittleren Donau. Da thüringische und nach 535 auch langobardische Familien am Mittelrhein und am Neckar siedelten, sind solche Fibeln hier häufig anzutreffen. Die Hakenkreuze auf der Rechteckplatte der Hermsheimer Fibel sind auf skandinavischen Fibeln ungewöhnlich, aber von typisch langobardischen durchaus bekannt.

Zu den Füßen der Toten waren Speisen teilweise auf Holztellern abgestellt. Erhalten blieben Tierknochen und Eierschalen. Neben den Speisen stand das bei Tisch verwendete Geschirr: ein Sturzbecher aus Glas; ein Bronzebecken mit Perlrand, eine rottonige Keramikschale, ein Keramiktopf mit Stempeldekor.

Zu den herausragenden Funden aus dem Frauengrab 348 gehörte ein Holzkästchen mit einem eisernen Schlüssel, das komplett als Block geborgen wurde. Im Kästchen lag vermutlich ein zusammengefaltetes Tuch. Die behutsame Restaurierung der Metallteile und die Dokumentation der organischen Reste erbrachten bemerkenswerte Erkenntnisse zum Schließmechanismus und zur Konstruktion des Kästchens. Das Kästchen bestand aus 18 mm (Korpus) bzw. 30 mm (Deckel) dicken,

verzapften Weißstannebrettchen. Vier Brettchen von 185 mm Höhe (Innenhöhe 160 mm) bildeten um eine Brettchen-Grundfläche von 240 x 240 mm den Körper des Kästchens (Abb. 26). Die Frontseite war mit einem Zierblech aus dünner Bronze beschlagen. Am Deckel war ein gedrehter Eisendraht an zwei in den Holzwänden des Kästchens versenkten Ösenscharnieren befestigt, so konnte der Deckel bewegt werden. Das Schloss bestand aus einer 47 mm langen und 18 mm breiten Sperrfeder, sie hing an einem Stift, der in der Vorderseite des Deckels saß. Beim Schließen des Deckels wurde die Sperrfeder in eine Öffnung in der vorderen Kästchenwand gesenkt, spreizte sich auseinander und wurde von einem schräg in der Öffnung sitzenden Stift dort arretiert. Zum Öffnen schob man einen zweizinkigen Schlüssel durch eine gesonderte Öffnung in der Kästchenwand, zog ihn nach vorne und drückte so die Sperrfeder zusammen. Wurde nun der Deckel angehoben, konnte die Sperrfeder am Arretierstift vorbeigezogen werden, das Kästchen ließ sich öffnen. 45 solcher Kästchen sind derzeit aus archäologischen Fundzusammenhängen bekannt. An Rhein und Neckar kommen sie nur in den Grabausstattungen der vornehmsten Frauen über 18 Jahre vor.

**Grab 428:** Sichtbare Zeichen für das Bekenntnis zum Christentum, nämlich kreuzförmige Ornamente, finden sich auf den Trachtaccessoires der Bäuerin in Grab 428. Sie erhielt im dritten Viertel des 7. Jahrhunderts eine der reichsten Grabausstattungen auf dem Hermsheimer Bösfeld.

Darunter befand sich ein mehrreihiges Collier mit großen Bernsteinen, Perlen aus opakem Glas und einzelnen Teilen aus Silberdraht. Das Collier lag nicht um den Hals, sondern seine Enden befanden sich auf Höhe der Ohrringe. Eine Goldscheibenfibel vom Mantelumhang lag unter dem Kinn (Abb. 27). Auf der bronzenen Grundplatte befand sich ein Goldblech mit Filigran und eingepressten Tierköpfen am profilierten Rand, Almandine und grüne Glassteine waren kreuzförmig angeordnet. Von der Scheibenfibel zogen sich entlang der Wirbelsäule und über die Rippen hinweg Spuren eines Lederbandes mit neun rechteckigen und quadratischen, stempelver-



Abbildung 23



Abbildung 25



Abbildung 26



Abbildung 24

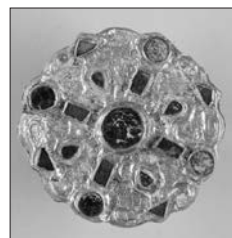


Abbildung 27



Abbildung 28



Abbildung 29



Abbildung 30



Abbildung 31

zierten Beschlägen. Das Pektorale war mit Silberbeschlägen besetzt, ein kreuzförmiger Anhänger hing an einem Drahring. Das Gürtelgehänge mit einer eisernen Gürtelschnalle lag an der linken Seite der Bestatteten, ein Eisenmesser sowie eine Cypraea mit Bronzedrahring in Oberschenkelhöhe, im Bereich der Knöchel befand sich ein großer Ring aus Zahnbein, der eine durchbrochen gearbeitete, verzierte Zierscheibe umfasste. Erhalten waren die bronzenen Garnituren der Beinkleidung. Ein Ösenbeschlag und zwei Quadratbeschläge lagen parallel zur linken Wade. Eine Riemenzunge befand sich über der großen Gehänge-Riemenzunge, ein rechteckiger Ösenbeschlag und zwei Quadratbeschläge fanden sich quer über dem rechten Fuß. Zur weiteren Ausstattung gehörte ein Sturzbecher aus Glas (Abb. 28; 29), der zusammen mit einem Kamm aus Geweih neben Eierschalen lag. Dazu ein Spinnwirtel aus Ton, große Drahtohrringe aus Silber, die seitlich am Kopf lagen. Ein Armring aus Bronze befand sich am linken Handgelenk, ein kleiner Quadratbeschlag und eine Riemenzunge lagen quer über der Zierscheibe. In der südlichen Hälfte der Grabkammer befanden sich wohl Speisen in Holzgefäßen. Außer Eierschalen blieb nichts davon erhalten.

**Grab 524:** In diesem Grab einer Frau befanden sich unter anderem eine Perlenkette und eine Scheibenfibel aus Bronze mit einer Goldblechauflage (Abb. 30). Die Fibel diente als Mantelschließe und gehörte zeitlich in die Mitte des 7. Jahrhunderts. Sie ist von besonderer Qualität: Um die Fassung im Zentrum, gefüllt mit gelbem Glas, gruppieren sich zarte Golddrahtauflagen und mit Perlmutter und Almandin gefüllte weitere Goldfassungen. Almandin ist ein Mineral aus der Gruppe der Granate von roter bis rotvioletter Färbung. Entlang des Randes sitzen vier Paare versilberter, voneinander abgewandter Tierköpfe. Sie stellen wohl Adler dar, je einer eines Paares öffnet den Schnabel, der andere hält ihn geschlossen. Die Fibel ist eines der Beispiele für die Übernahme von skandinavischen Tierornamenten in fränkischen Metallwerkstätten.

**Grab 578:** Dieses Grab enthielt eine bestattete Frau in gestreckter Bauchlage aus dem späten 6. Jahrhundert. Die Lage der Toten

war sehr ungewöhnlich. Archäologen sprechen in solchen Fällen gerne von „Sonderbestattungen“. Die Tote trug eine Kette aus sieben goldenen, mit Filigran verzierten Anhängern (Abb. 31). Der mittlere Anhänger trägt ein außergewöhnliches Muster mit Buckel und einer mehrreihigen Borte am Rand. Filigrananhänger waren in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts bei den reichen Frauen im Gebiet zwischen nördlichem Oberrhein und oberer Donau sowie in Italien sehr beliebt.

**Grab 771:** Die anthropologische Analyse der Skelettreste aus Grab 771 ergab, dass hier ein 1,76 m großer Mann im Alter von 35 bis 45 Jahren bestattet worden war. Die Knochen wiesen verschiedene krankhafte Veränderungen und Verletzungen auf, z. B. Verschleißerscheinungen an der Wirbelsäule und einen gut verheilten Bruch des linken Oberarms. Verheilt waren auch die gewaltsam herbeigeführten Verletzungen an der linken Schädelseite (Abb. 32). Sie stammten vermutlich von einer Schwertklinge und brachten den Verlust des linken Ohres mit sich. Besonders eindrucksvoll sind die Verletzungen am Schädel, die eindeutig auf Waffengewalt zurückzuführen waren. Es ließen sich mindestens vier Hiebe nachweisen, die dem Mann mit einem Schwert beigebracht wurden. Betroffen waren der linke Wangen- und Ohrbereich sowie Ober- und Unterkiefer samt den Zähnen. Die gravierendste Verletzung verursachte ein Schwertschlag von schräg hinten in die linke vordere Schädelhälfte, der ein ca. vier bis sechs Zentimeter großes Schädelfragment absprengte. Dabei wurde auch das Gehirn verletzt, was wohl unmittelbar zum Tod führte. Zuletzt traf noch ein schwächerer Hieb den Hinterkopf des vermutlich schon am Boden liegenden Mannes und sprengte auch hier ein kleines Knochenstück parallel zur Längsnaht des Schädels ab.

**Grab 1018:** Im späten 6. Jahrhundert wurden zwei Kinder zusammen in einem Grab beigesetzt, sie lagen eng umschlungen. Das größere, etwa sechs- bis siebenjährige Kind war ein Mädchen und befand sich gerade im Zahnwechsel, das wesentlich kleinere, etwa zwei bis drei Jahre jüngere Kind war ein Junge. In der Merowingerzeit bekamen Mädchen und Jungen unterschiedliche Beigaben mit ins Grab. Waffen wurden schon männlichen Kleinkindern mit-

gegeben, den Zwei- bis Siebenjährigen aber nur in einer begrenzten Auswahl. Meist waren es Pfeile. Im Grab 1018 befand sich ein Messer am linken Arm des Jungen, es handelte sich dabei um eine kleines Schwert für Kinder. Seine Lage entsprach der des Saxen bei den Männern. Waffen in Kindergräbern gelten als Beleg für die Zugehörigkeit des Kindes zu einer der privilegierten Familien. Mit etwa sieben Jahren wurden die Kinder in die Welt der Erwachsenen eingeführt. Die siebenjährigen Mädchen wurden mit Perlen geschmückt. Sie trugen einen Gürtel, manchmal ohne Schnalle, an dem das Gürtelgehänge befestigt werden konnte (Abb. 33). Dieses bestand aus Fruchtbarkeitsamuletten, u. a. Cypraeen und Geweihscheiben (Abb. 34), die für die heranwachsende Frau sehr wichtig waren, und Schlüsseln. Zur Haarpflege diente ein Knochenkamm (Abb. 35). Die größte Sorge der Eltern galt stets der Ernährung ihrer Kinder. Deshalb wurden auch Speisen mit ins Grab gelegt, unter anderem Holzteller mit Fischen darauf. Die Teller waren vergangen, nur Fischgräten zeugten von der Wegzehrung ins Jenseits.

## AUSBLICK

Die zukünftige wissenschaftliche Bearbeitung des fränkischen Gräberfeldes wird sowohl aus einer detaillierten archäologischen Bearbeitung der Funde wie aus einer interdisziplinären naturwissenschaftlichen Untersuchung von Grabbeigaben und Skelettfunden bestehen. Aus der Gesamtheit aller Ergebnisse werden sich für die Archäologie des Frühmittelalters in Südwestdeutschland und darüber hinaus wichtige neue Erkenntnisse ergeben.

Direkte Informationen über die Menschen, d. h. ihr Alter und Geschlecht, ihre Herkunft und Mobilität, ihre Verwandtschaftsverhältnisse, ihre soziale Stellung untereinander sowie ihre Nahrungsgewohnheiten sind über anthropologische, paläogenetische und biochemische (Isotopenanalysen) Untersuchungen an den Skelettresten möglich.

Über Methoden und Verfahren der Archäometrie kann festgestellt werden, in welchen Regionen und zu welchen Zeiten Rohmaterialien (Gold, Silber, Eisen, Ton für Keramikgefäße) gewonnen und verarbeitet



Abbildung 32



Abbildung 33



Abbildung 34



Abbildung 35

wurden. Eine wichtiger Aspekt ist dabei auch, wie sich Herstellungs- und Verarbeitungstechniken im Laufe der Zeit verändert haben.

Die archäologische Untersuchung der Funde wird neben entwicklungsgeschichtlichen Aspekten Fragen des Güter-/Warenverkehrs und Handelsbeziehungen beantworten helfen. Wenn es gelingt, die zugehörige Siedlung auszugraben, könnte die Lücke zwischen dem archäologischen Befund des 6., 7. sowie des frühen 8. Jahrhunderts und den ältesten, relativ ausführlichen schriftlichen Nachrichten aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts geschlossen werden. Erstmalig gelänge dann die Rekonstruktion einer Dorfgemeinschaft in Herimunteshem vom 6.–10. Jahrhundert.

In der Zusammenführung aller Einzelergebnisse wird sich ein differenziertes Bild der Franken im Hermsheimer Bösfeld abzeichnen, die als Pioniere auf rechtsrheinischem Gebiet ab dem 6. Jahrhundert wesentlich dazu beitrugen, eine politische Großmacht in Mitteleuropa zu etablieren.

## Anmerkungen

- 1 Bereits zehn Monate nach Beendigung der Ausgrabungen wurden die besonderen Highlights in den Reiss-Engelhorn-Museen (20. 11. 2005 bis 22. 1. 2006) ausgestellt.

- 2 Neben Dr. Stefan Hecht (Universität Heidelberg), der die geoelektrischen Untersuchungen leitete, waren weitere Kooperationspartner der REM Prof. Dr. Kurt W. Alt, Prof. Dr. Joachim Burger und Nicole Nicklisch (alle Universität Mainz).

#### Quellen

H. Gropengießer, Die Ausgrabungen in Hermsheim. Mannheimer Geschichtsblätter 35, 1934, 55–56.

H. Gropengießer, Siedlung des 9.–10. Jahrhunderts bei Neckarau. Germania 18, 1934, 288–289.

S. Hecht, W. Rosendahl u. K. Wirth, Geoarchäologische Untersuchungen am fränkischen Gräberfeld Mannheim-Bösfeld. In: U. Schüssler u. E. Pernicka (Hrsg.), Archäometrie und Denkmalpflege – Kurzberichte 2004 (2004) 16–17.

U. Koch u. K. Wirth, Gefolgschaftskrieger des fränkischen Königs – das Gräberfeld auf dem Hermsheimer Bösfeld in Mannheim-Seckenheim. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2004 (2005), 199–202.

U. Koch, Das merowingerzeitliche Gräberfeld im Hermsheimer Bösfeld, Mannheim-Seckenheim. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2003 (2004), 155–157.

T. Link, Zwischen Adlern und Hamstern: fränkische Gräber im Hermsheimer Bösfeld, Mannheim-Secken-

heim. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002 (2003), 163–165.

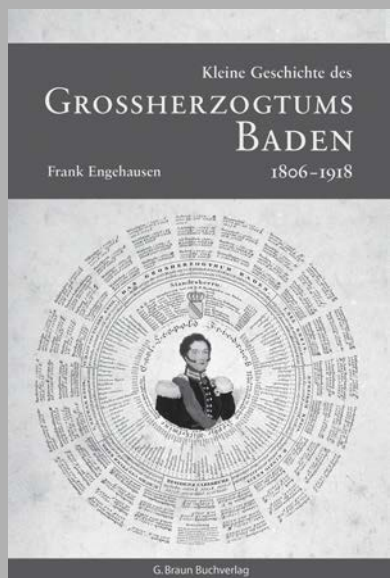
W. Rosendahl, K. Wirth, Nicklisch, N. u. K. W. Alt, Ertrunken im Neckar? – Über den Fund einer eisenzeitlichen Leiche in Mannheim-Seckenheim. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2004 (2005), 79–82.

Anschrift der Autoren:

Dr. Klaus Wirth  
Reiss-Engelhorn-Museen  
C 5-Zeughaus; 68159 Mannheim  
klaus.wirth@mannheim.de

Dr. Ursula Koch  
Reiss-Engelhorn-Museen  
C 5-Zeughaus; 68159 Mannheim  
ursula.koch@mannheim.de

Dr. Wilfried Rosendahl  
Reiss-Engelhorn-Museen  
C 5-Zeughaus; 68159 Mannheim  
wilfried.rosendahl@mannheim.de



## Frank Engehausen KLEINE GESCHICHTE DES GROSSHERZOGTUMS BADEN 1806–1918

Der Autor zeichnet die Entwicklung Badens von einem zersplitterten Kleinstaat zu einem modernen Verfassungsstaat nach und schildert eine interessante Epoche südwestdeutscher Geschichte.

208 Seiten, 22 Abbildungen  
ISBN 978-3-7650-8328-0, € 14,90

[www.gb-braun-buchverlag.de](http://www.gb-braun-buchverlag.de)

**G. BRAUN** BUCHVERLAG **B**

# Die Sanierung des Arbeiterwohnblocks der Spiegelsiedlung

Ein seltenes Zeitdokument der Industrie- und Arbeitergeschichte

Im Oktober des Jahres 1854 nahm die französische Spiegelfabrik auf dem Waldhof/Luzenberg ihre Produktion auf. In den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts hatte Giuliani eine chemische Fabrik in Wohlgelegen gegründet, welche im selben Jahr, in dem die französische Fabrikansiedlung zu produzieren begann, im Verein chemischer Fabriken Mannheim aufging. Dieser hier eingegrenzte Zeitraum ist geprägt von Aufbruchstimmung, von Hafenbau und Handel, von ersten Industrieansiedlungen und von der Revolution 1848/49.

Wenige Daten mögen dies als Beispiel erläutern:

Im Jahr 1828 wurde der Freihafen am Rhein eröffnet, 1834 feierlich der Grundstein für den Rheinhafen gelegt, bei dessen festlicher Einweihung 6 Jahre später der Badische Großherzog Leopold anwesend war. Ein Relief an der Fassade der ehemaligen Darleihbank in B 2,1 würdigt dieses Ereignis.

Der Abschluss der ersten Rheinschiffahrtskonvention im Jahr 1831, der sogenannten „Mainzer Rheinschiffahrtsakte“, und die Tatsache, dass Mannheim bis 1910 Endpunkt der Großschiffahrt auf dem Rhein wurde, ist eng mit dem Ausbau des Hafens verbunden. Mit der revidierten „Mannheimer Rheinschiffahrtsakte“ wurde die Handelsfreiheit auf dem Rhein im Jahr 1868 dann vervollkommen.

Der Beitritt Badens zum Deutschen Zollverein hatte im Jahr 1835 die Zollschränken beseitigt.

1842 wird die Mannheimer Dampfschleppschiffahrtsgesellschaft gegründet.

Zwei Jahre zuvor wurde die Eisenbahnlinie Mannheim–Heidelberg als erste Badische Strecke eingeweiht, im Jahr 1845 die Vollendung des Baues der ersten festen Brücke

über den Neckar, der Kettenbrücke, mit einem großen Festakt begangen.

Auf den Quadraten J 5, J 6 und H 6 hatte sich ab 1834 die Zuckerfabrik Reihle angesiedelt. Joseph Vögele produzierte ab 1836 Eisenbahngerät in seiner Schmiede. Dies sind die Anfänge der Maschinenfabrik Joseph Vögele AG am Neckarauer Übergang. Friedrich Engelhorn senior gründete Mitte des 19. Jahrhunderts eine Fabrik für Portativgas. „Und es ward Licht“, soll auf einer riesenhaften, von Gas beleuchteten künstlichen Sonnenscheibe zu lesen gewesen sein, die an der Front des Alten Kaufhauses der ehemaligen kurpfälzischen Residenzstadt befestigt war. Der Fabrikant hatte die Stadt Mannheim mit ihren rund 25 000 Einwohnern Anfang der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts mit weit über 600 Gaslaternen versorgt! Neueste Forschungen besagten damals, dass man Anilinfarben aus Teer gewinnen konnte und Teer war ein Abfallprodukt der Gas-Industrie. Die Verwertung des Teerabfalls führt zum Aufbau einer Anilinfabrik. Aus dieser wiederum ging 1865 die BASF hervor.

Als sich im Jahr 1853 die französische Spiegelfabrik in Mannheim ansiedelte, war die Revolution von 1848/49 gerade wenige Jahre gescheitert. Mannheim war ein Mittelpunkt der revolutionären Bewegung gewesen. Gemäßigte Liberale wie der Vorsitzende des Verfassungsausschusses in der Paulskirche Friedrich Daniel Bassermann oder auch Alexander von Soiron und Karl Mathy kamen aus Mannheim.

Ebenso der Rechtsanwalt und Journalist Lorenz Brentano als Mann der Mitte, aber auch radikale Demokraten wie Friedrich Hecker oder Amalie und Gustav Struve.<sup>1</sup>

## GESCHICHTE UND BEDEUTUNG

Die Spiegelkolonie ist die älteste Arbeiterwohnsiedlung Mannheims. Nachdem sich eine französische Spiegelfabrik – heute Saint-Gobain Glass Deutschland GmbH – in dem heutigen Mannheimer Stadtteil Waldhof angesiedelt hatte, entstand in Verbindung mit den Fabrikbauten eine Arbeiterwohnsiedlung. Heute steht ein einziger, noch erhaltener Wohnblock unter Denkmalschutz. Ebenso ein Kantinegebäude wie ein Beamtenhaus. In den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden alle anderen Gebäude abgerissen.

Ursprünglich umfasste die gesamte, damals vorbildliche Siedlung 19 Arbeiterwohnblöcke, welche zwischen 1853 und 1882 mit 346 Wohneinheiten gebaut wurden. Eine Wohnung hatte 27 bis 45 m<sup>2</sup> und bestand aus einer Stube, einer Küche und einem Alkoven. Der Abort lag außerhalb des Hauses. Anfangs

befanden sich die Aborte in den Gärten, dann in den Ställen, bis dies eine Bauordnung nicht mehr zuließ. Später, im Jahr 1892, baute man die Außentoiletten im Erdgeschoss neben der Ausgangstür zum Garten an. Je zwei Familien mussten sich diese teilen. Zu jeder Wohnung gehörte ein Stück Nutzgarten und ein Kleintierstall, damit sich die Familien selbst versorgen konnten. Gebäude für leitende Angestellte und eine Direktorenvilla ergänzten ursprünglich die Siedlung.

Zahlreiche Einrichtungen dienten dazu, ein geregeltes soziales Leben innerhalb der Gemeinschaft zu gewährleisten und die Grundbedürfnisse der bei der Spiegelfabrik Beschäftigten und ihrer Familien zu befriedigen. Dazu gehörten zum Beispiel eine ambulante Krankenstation, ein Konsumladen, ein Kindergarten, eine Schule sowie eine Gaststätte. Eine evangelische und eine katholische Kirche ergänzten das Bild einer regelrecht in sich



Arbeiterwohnblock Spiegelsiedlung

Thomas Tröster



Arbeiterwohnblock Spiegelsiedlung Vorderansicht Aufriss  
refi GmbH



Arbeiterwohnblock Spiegelsiedlung Rückfront Aufriss  
refi GmbH

geschlossenen Gemeinschaft – einer Art „Industriedorf“, deren erste 400 Arbeiter, Meister und Beamte aus Elsass-Lothringen kamen und eine rein französische Kolonie bildeten. Es hatte zu dieser Zeit in Deutschland noch keine vergleichbare Produktion von hochwertigem Tafel- und Spiegelglas gegeben. Daher gab die badische Regierung ihre Einwilligung, vorerst Arbeiter aus Frankreich anzuwerben, machte aber die Auflage, dass man sich auf Dauer in Deutschland nach Personal umsehen müsse. Die Straßen der ursprünglich französischen Kolonie trugen somit ebenfalls Namen in französischer Sprache.

In der Rue de France Nr. 171 wurde am 28. März 1897 Sepp Herberger geboren, an den eine Gedenktafel vor Ort erinnert. Hier verbrachte der spätere Trainer der Deutschen Nationalmannschaft einen Teil seiner Jugend. 1887 waren Lina und Josef Herberger in die Spiegelsiedlung gezogen.

Unter Berücksichtigung dieser historischen Vergangenheit und der Tatsache, dass es sich hier um die älteste noch vorhandene Arbeitersiedlung in Mannheim handelt, wurden diese Gebäude vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg zum Kulturdenkmal gemäß § 2 Denkmalschutzgesetz ernannt, da sie insbesondere die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse von Fabrikarbeitern dokumentieren.<sup>2</sup>

## DIE SANIERUNG

Über Jahrzehnte zog sich die Suche nach einer sinnvollen und kostenmäßig vertretbaren Lösung zum Erhalt des einzig noch

bestehenden Arbeiterwohnblocks der Spiegelsiedlung. Währenddessen drohte dieser mehr und mehr zu verfallen. Noch in seinem Amt als Kultur-, Schul- und Sportbürgermeister der Stadt Mannheim setzte sich Lothar Mark jahrelang dafür ein, den historischen Wohnblock als „Denkmal“ der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse von Fabrikarbeitern vor dem Verfall zu bewahren und ihn einer sinnvollen Nutzung zuzuführen. Viele potentielle Lösungen schienen aufgrund der Finanzierung nicht umsetzbar oder scheiterten an Desinteresse und damit der fehlenden Unterstützung.

Hier sei die Idee der Einrichtung eines Sepp-Herberger-Museums genannt, wofür weder der Fußballkreis noch der DFB Interesse zeigten. Selbst die Nutzung als sanierte Wohneinheiten schien anfänglich zum Scheitern verurteilt.

Dass sich der Verein „Stadtbild Mannheim e. V.“ ebenfalls um den Erhalt dieses Fragments – einer der ersten deutschen Arbeitersiedlungen – bemühte, ist hier der Vollständigkeit halber erwähnt.

In seiner Funktion als Mannheimer Bundestagsabgeordneter kam Lothar Mark mit verschiedenen Interessenten ins Gespräch. Entscheidend war am Ende der Umstand, dass Direktor Werner Schmitt von Saint-Gobain Glass die Initiative zur Erhaltung und Sanierung des Gebäudes konstruktiv unterstützte. Der Mannheimer Baubürgermeister Lothar Quast erwies sich ebenso als konstruktiver Partner.

Das Landesdenkmalamt in Karlsruhe hatte im Jahr 2004 unter neuer Leitung von Dr. Martin Wenz das Vorhaben unterstützt,

nachdem noch 2002 die Planungen an dieser Institution und „Hürde“ gescheitert waren. Damals musste die Bauvoranfrage gegenüber der Stadt Mannheim zurückgezogen werden, um nicht weitere Kosten zu produzieren.

Mit den Maßnahmen konnte 2004 endlich begonnen werden.

Der Architekt Wilhelm Berggötz aus Karlsruhe wurde mit den Planungen betraut.

Die denkmalrechtliche Abnahme erfolgte Ende 2006, so dass das Schmuckstück der Mannheimer Industrie- und Arbeitergeschichte die Stadt Mannheim zum Jubiläumsjahr 2007 nun bereichern wird.

Den Auftrag für das anspruchsvolle Vorhaben erhielten die Ludwigshafener Baufirma Gebrüder Stephan und die Mannheimer Firma Terborg, die auf die Sanierung alter Gemäuer spezialisiert ist. Die Investmentberatung leistete Alexander Spitz von der VVK (Vermögensverwaltung Karlsruhe). Die Koordination hatte Dr. Brigitte Mark übernommen.

Alle Einheiten sind inzwischen verkauft und bewohnt.

Die Außenfassade des Wohnblocks wurde im wesentlichen nicht verändert. Um die bauliche Gestalt des denkmalgeschützten Wohnblocks und die Lebensverhältnisse der Arbeiterfamilien zu dokumentieren, erhielt man zwei der Außentoiletten. Ebenso blieben die Klappläden der Fenster und die Galerie (Laubengang) erhalten, wenn man diese auch nicht mehr wie vormals durchlaufen muss, um zu seiner Wohnung im 1. Obergeschoss zu gelangen.

Jede Gebäudeeinheit besitzt dem heutigen Standard entsprechend ihren eigenen Zugang.

Sowohl das historische Treppenhaus als auch die Keller wurden beibehalten.

Insgesamt wurde die Wohnqualität den heutigen Wohnbedürfnissen angepasst. Die Bewohner genießen eine ruhige Wohnlage und haben den Weg nicht weit „ins Grüne“.

Walter Pahl schrieb am Ende eines Beitrags in der Zeitschrift der Badischen Heimat, Aus-

gabe Juni 3/2003, Geschichte und Gestalt der Spiegelfabrik und -kolonie:

„Der Autor dieses Aufsatzes hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass ein in einen guten äußeren und bewohnbaren Zustand versetztes Baudenkmal ‚Spiegelsiedlung‘ bis zum Mannheimer Stadtjubiläum 2007 einer interessierten Besucherschar vorgestellt werden kann.“<sup>3</sup> (S. 466)

Diese Hoffnung hat sich nach der Überwindung zahlreicher Hürden glücklicherweise durch die Hartnäckigkeit von Dr. Brigitte und Lothar Mark erfüllt.

#### Anmerkungen

- 1 Amt für Rats- und Öffentlichkeitsarbeit und Stadtarchiv Mannheim (Hrsg.), Michael Caroli unter Mitwirkung von Ursula Abele, Barbara Becker und Marianne Pöltli (Bearb.): Stadtgeschichte. Mannheim 1994
- 2 Der Brockhaus Mannheim, 400 Jahre Quadratestadt – das Lexikon, Herausgegeben von der Lexikonredaktion des Verlags F. A. Brockhaus, Mannheim. Leipzig, Mannheim 2006, S. 309 f.
- 3 Walter Pahl. „Die ‚Spiegelkolonie‘ in Mannheim-Waldhof“, in: Badische Heimat. Zeitschrift für Landes- und Volkskunde. Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz, Heft 3/2003, S. 460–466

Anschrift der Autorinnen:

Tanja Vogel M.A.

Kunsthistorikerin

Referentin des Vorstands  
der Curt-Engelhorn-

Stiftung

Reiss-Engelhorn-Museen

Zeughaus C 5

68159 Mannheim

Dr. Claudia Schöning-

Kalender

Kulturwissenschaftlerin



## Historische Bootsfahrten im Mannheimer Hafen

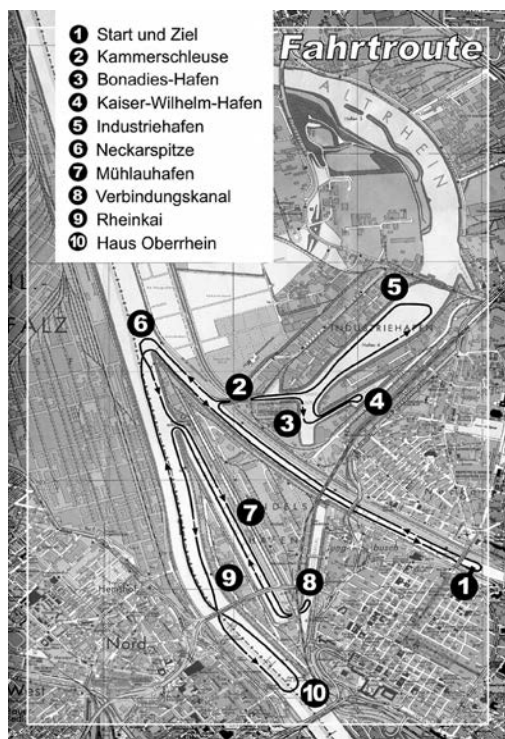
Schon seit längerem hatte ich mich mit dem Gedanken getragen, einmal unter historischen Gesichtspunkten durch die Mannheimer Hafenanlagen zu führen. Schließlich ist der hiesige Binnenhafen einer der bedeutendsten Europas und mit seinen rund elf Quadratkilometern Fläche inklusive Wasserspiegel der größte Deutschlands. Rund acht Millionen Tonnen werden hier Jahr für Jahr Schiff-Land bzw. Land-Schiff umgeschlagen. Indes sind die Hafenanlagen nicht nur ein wichtiger Teil der städtischen Infrastruktur, sondern zugleich wesentliches Element der 400-jährigen Mannheimer Stadtgeschichte. Schon zu Zeiten der Festungs- und Stadtgründung 1606/07 legten hier die Holzschiffe und -nachen an, lange bevor im Jahr 1840 das erste Mannheimer Hafenbecken eingeweiht wurde.

Für eine historische Führung durch die Mannheimer Hafenanlagen stand von Anfang an außer Frage, dass sie zu Schiff stattfinden müsse; denn ohne das Erleben von Wind, Wasser und Wellen würde ihr zweifellos ein wesentliches Element fehlen. So kontaktierte ich im Jahr 2002 namens des Stadtarchivs – Institut für Stadtgeschichte den Inhaber und Kapitän des Fahrgastschiffs *Kurpfalz*, Herrn Robert Schneider: Auf seinem Schiff mit Restaurationsbetrieb würde man immerhin rund 200 Teilnehmer an Bord nehmen können, das erschien mir ausreichend. Doch stellte sich beim Kartenvorverkauf schnell heraus, dass das Platzkontingent dem Sturzbach des Interesses nicht lange standzuhalten vermochte. Ergo boten wir eine zweite, dann sogar eine dritte Fahrt an.



*Meridian-Pyramide im Kaiser-Wilhelm-Becken beim Industriehafen, 2004*

StadtAMA – ISG



Ende Juni 2002 hieß es dann erstmals „Leinen los!“ Zur Vorbereitung der Fahrt hatte ich große Teile der Mannheimer Hafenlandschaft systematisch durchkämmt – stets mit Blick auf noch erhaltene historische Sehenswürdigkeiten oder auch nur Resthinweise vergangener Lebenswelten; gleichsam im Sinne Walter Benjamins, der einmal formuliert: *Die Spur ist Erscheinung einer Nähe, so fern das sein mag, was sie hinterließ.*<sup>1</sup> Und in den Beständen des Stadtarchivs zutage gefördertes historisches Karten-, Bild- und Aktenmaterial erwies sich bei dieser Spurensuche als außerordentlich hilfreich.

Man darf sagen, die Fahrten in 2002 waren erfolgreich, hatten offensichtlich den Teilnehmern, aber auch mir selbst Freude bereitet. Außerdem hatte die Presse die Touren – wie auch in den Folgejahren – wohlwollend beachtet. So sind wir bis dato jeweils dreimal im Jahr mit vollbesetztem Kahn durch den Hafen geschippert, hinzu kamen einige Sonderbuchungen durch Vereine und Firmen. Im Jahr 2005 konnte so die 2000. Mitfahrerin auf den regulären Fahrten begrüßt und ihr ein

großer Blumenstrauß sowie die Hafen- und Schifffahrtsgeschichte *Mannheim auf Kurs* überreicht werden.<sup>2</sup> Alles in allem waren es bis Ende der Saison 2006 rund 3300 Personen, die derart durch den Hafen geschleust wurden, und bis heute hält das Interesse an den Fahrten an, sind sie nach Ankündigung in der Presse stets in Kürze ausverkauft.

Indes haben schon unsere Altvorderen gewusst, dass die Hafenanlagen eine der *Ersten Sehenswürdigkeiten Mannheims*<sup>3</sup> sind – so die Werbung für die hiesige Hafenrundfahrt um 1900. Kombiniert war das Fahrticket seinerzeit sogar mit Vergünstigungen fürs Theater, für so genannte Vergnügungs-Etablissements (Varietés u. ä.), für die Rheinbäder und anderes mehr. Ein solches Ticket war für 90 Pfennig zu haben,<sup>4</sup> unser Eintritt liegt heute bei 10 Euro für Erwachsene, Kinder bis sechs Jahre zahlen die Hälfte. Zweifellos indizieren diese frühen Hafenfahrten den hohen Stellenwert, den man dem Hafen ehemals im gesamten Freizeit- und Kulturangebot beimaß. Allerdings waren es vor rund 100 Jahren noch keine speziellen historischen Hafenführungen, wie wir sie heute anbieten und wie sie unserer historisch reflektierenden Gegenwart geschuldet sind.<sup>5</sup>

Auf unseren Bootsfahrten sollen vergangene Lebenswelten des Hafens und der alten Schifffahrt gewissermaßen neu zum Leben erweckt werden: Angesteuert werden historische Industriebauten, alte bzw. neu genutzte Wasserläufe und viele Erinnerungsspuren mehr. Aber auch das aktuelle Hafengeschehen und Schifffahrtstreiben wird, wo es sich anbietet, thematisiert. Bei Fahrtbeginn ausgeteilte Plan- und Bildunterlagen erleichtern den Teilnehmern die Orientierung über die Topographie und den Zustand des Hafens von ehemals, gestern und heute.

Seit 2004 fungiert bei den Exkursionen der Verein der Freunde des Stadtarchivs Mannheim e. V. als Veranstalter. Jeweils ein Vorstandsmitglied begleitet die Fahrten und begrüßt die Fahrgäste namens des Vereins, bevor die eigentliche Führung auf der rund zweistündigen Tour beginnt.<sup>6</sup> Gekreuzt wird auf Rhein und Neckar und in den Hafenbecken.<sup>7</sup> Abfahrt ist an der Kurpfalzbrücke, dann geht es den Neckar hinab zur Kammerschleuse: In ihr 30–40 cm hinuntergeschleust, fahren wir im Bonadiesbecken

ein, kurz darauf im Kaiser-Wilhelm-Becken beim Industriehafen, wo es u. a. die Meridian-Pyramide zu bestaunen gibt. Dieser geographische Punkt diente Ende des 18. Jahrhunderts in kurpfälzischer, seit 1803 in badischer Zeit zur Bestimmung des Mannheimer Meridians von der Sternwarte aus. Das an die Teilnehmer ausgeteilte Begleitheft enthält Kartenmaterial, das u. a. diesen alten Längengrad zeigt. Damit führen die Fahrten diese entlegene Sehenswürdigkeit wieder vor Augen – lässt sich die Pyramide doch nur von der Wasserseite her so recht in den Blick nehmen. Dann bringt uns das Schiff in den 1907 zum Stadtjubiläum eingeweihten Industriehafen mit seinen zum Teil noch heute betriebenen historischen Mühlen, jenen „Kathedralen der Arbeit“, die sich – vor allem bei gutem Licht – nun vor den Fahrgästen imposant auftürmen. Stichwort Licht: Bei strahlendem Sonnenschein ist die Fahrt natürlich am schönsten, und meistens hatten wir Glück. Indes, ein blitz-poltriges Gewitter, das uns einmal mitten auf dem Rhein erwischte, hatte zweifellos auch seinen Reiz. Dennoch, Sie wissen schon, wenn Engel reisen – Also zurück zur Fahrtroute: Nun dreht die *Kurpfalz*<sup>8</sup> im Industriehafen eine Runde, fährt am rechten Ufer bis zur Dffené-Brücke und am linken Ufer zurück, kommt sodann – in der Kammer-schleuse heraufgeschleust – wieder im gelbbraunen Neckar an, wo sie an der Neckarspitze ihren Bug rheinaufwärts streckt und auf dem Rhein, dem *grünen Haupthaar der Alpen*<sup>9</sup> (Victor Hugo), Richtung Mülhlahafen dümpelt. Dort geht die Fahrt bis zum Hafenkopf, wo wir alsbald – unter der angehobenen Mülhlahbrücke hindurch – im ältesten erhaltenen Teil des Mannheimer Hafenbeckens von 1840, im heutigen Verbindungskanal, einlaufen. An dieser Stelle sei nicht versäumt, der *Staatlichen Rhein-Neckar-Hafengesellschaft Mannheim mbH* und der *Deutschen Bahn Netz AG* für ihre Kooperation bei den Schleusungen und beim Heben der Mülhlahbrücke herzlich zu danken. Wieder auf dem Rhein, fahren wir am Mannheimer Rheinkai und an der BASF entlang stromaufwärts bis zum Haus Oberrhein an der Konrad-Adenauer-Brücke, wo sich einst die Mündung zum ersten Mannheimer Hafenbecken befand. Hier dreht die *Kurpfalz*, wendet den Bug rheinabwärts, und in rauschender

Fahrt geht's retour zur Neckarspitze: von dort neckaraufwärts zurück zu unserem Startpunkt an der Kurpfalzbrücke.

Gewiss, vieles könnte man noch zu der Fahrt erzählen – doch warum eigentlich? Am besten, Sie fahren einmal mit!

#### Anmerkungen

- 1 Walter Benjamin: Das Passagen-Werk. Hg. v. Rolf Tiedemann. Gesammelte Schriften V, 1. Frankfurt a. M. 1983, S. 560 (Der Flaneur). Für kritische Durchsicht des Manuskripts danke ich Michael Caroli und Dr. Ulrich Nieß.
- 2 Hanspeter Rings: Mannheim auf Kurs. Hafen- und Schifffahrtsgeschichte der Stadt an Rhein und Neckar (Kleine Schriften des Stadtarchivs Mannheim Nr. 20). Mannheim 2003. Auf dem Schiff, im Stadtarchiv – Institut für Stadtgeschichte oder beim Verlagsbüro v. Brand kann das Buch in Verbindung mit der Fahrkarte zum Vorzugspreis von 16 Euro (statt 20 Euro) erworben werden.
- 3 Führer durch die Industrie- und Hafenanlagen von Mannheim, Rheinau und Ludwigshafen. Duisburg-Ruhrort 1909, darin Werbeanzeigen S. XLIV.
- 4 Vgl. ebd.
- 5 Die eine andere Route nehmenden normalen Hafenrundfahrten werden vom Betreiber der *Kurpfalz* jährlich während der Saison angeboten ([www.kurpfalz-personenschiffahrt.de](http://www.kurpfalz-personenschiffahrt.de)).
- 6 Bislang führen in dieser Funktion mit Helen Heberer (Mdl), Karl-Heinz Mehler, Dr. Ulrich Nieß und Gerhard Widder. Abfahrt war in der Regel freitags 14 Uhr.
- 7 Aus Zeitgründen werden der Altrhein, der Ölhafen auf der Friesenheimer Insel und die Rheinau-Becken nicht angefahren.
- 8 Im Schifferjargon werden Schiffsnamen in der Regel mit femininem oder maskulinem Artikel versehen, auch wenn es „das“ Boot und „das“ Schiff heißt. Dies ist auch der Fall, wenn der Schiffsname sächlich ist.
- 9 Victor Hugo: Le Rhin. Notizen einer Rheinreise. Übers. v. Katharina Zimmer. München 1965. Zit. n. Maria Schlandt (Hg.): Der Rhein in alten Reisebildern. Reiseberichte und Reisebilder aus sieben Jahrhunderten. Innsbruck 1979, S. 7.

Abfahrtstermine und Kartenvorverkauf siehe [www.stadtarchiv.mannheim.de](http://www.stadtarchiv.mannheim.de).

2007 stehen die Fahrten zum Stadtjubiläum unter dem Motto „Vom Sackträger zum Containerterminal“.

Anschrift des Autors:  
Dr. Hanspeter Rings  
Stadtarchiv Mannheim –  
Institut für Stadtgeschichte  
Collinstraße 1  
68159 Mannheim

# Der Stengelhof in Mannheim-Rheinau

## Ein Wettlauf gegen die Zeit

Der 1. Juli 2005 markiert einen wichtigen Meilenstein in der Restaurierung des Stengelhofes. 5 Bewohner der Lebenshilfe Mannheim bezogen ein neues Zuhause in barocker Umgebung. Damit konnte ein weiterer Teil des ehemaligen Mustergutes gerettet werden, dessen Anfänge in das Jahr 1772 zurückreichen; somit das älteste Kulturdenkmal im Mannheimer Stadtteil Rheinau.<sup>1</sup> Seinen kulturhistorischen Wert besitzt dieses Denkmal in der Tatsache, dass es sich um vermutlich das letzte bauliche

Beschreibung, nennt darüber hinaus einen tatsächlich vorhandenen Keller.<sup>4</sup> Die einzige „bildliche“ Darstellung liefert die wegen ihrer topografischen und vermessungstechnischen Präzision bekannte Karte des kurpfälzischen Ingenieurleutnants Ferdinand Denis aus dem Jahr 1780.<sup>5</sup> Im Schnittpunkt der Chaussee von Mannheim nach Schwetzingen und der späteren Stengelhofstraße liegt der Hof als dreiseitige, von einer Einfriedung umgebene Anlage.

Ihren südlichen Flügel nimmt das barocke Wohnhaus ein, gegenüber befindet sich ein ehemals durchgehender und in Resten noch vorhandener Stalltrakt. Rechtwinklig schloss sich nach Westen eine Scheune an, deren Fundamente bei dem Bau eines Futtersilos Mitte der 60er Jahre wiederentdeckt wurden. Historisch überliefert, wenngleich nicht quellenmäßig zu belegen, ist die Teilung des Stengelhofes nach einem Besitzerwechsel im Jahre 1840; ein Schritt, der bis in die jüngste Vergangenheit die Baugeschichte maßgeblich beeinflusste. Die vielen Umgestaltungen und Erweiterungen lassen sich heute nur noch aus der Befundlage heraus erschließen, wie dies im Zuge der jüngeren Sanierung geschehen ist.<sup>6</sup>

Die Anfänge der Lebenshilfe auf dem Stengelhof datieren in die Mitte der 80er Jahre. Nach der Aufgabe der Landwirtschaft und dem Auszug der Bewohner standen die beiden Anwesen Stengelhofstraße und Relaisstraße leer. Der Stadt Mannheim gelang der Erwerb des Anwesens Stengelhofstraße, das sie der Lebenshilfe überließ. Unter der Prämisse der Schaffung neuen Lebensraumes für geistig behinderte Menschen außerhalb des Elternhauses erfolgte 1985 die Grundsteinlegung für ein Behindertenwohnheim, das als „Haus 1“ am 18. Oktober seiner Bestimmung übergeben wurde. Die Planung lag in den Händen des Architekten Michael Marzenell aus Mannheim-



Stengelhof – Auszug aus der Situationskarte von 1780  
Aufnahme: F. Fredl

Zeugnis der westeuropäischen Landwirtschaftsreform handelt, die ab der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts auch in der Kurpfalz Fuß gefasst hatte.<sup>2</sup>

Nur spärlich erhellt die Quellenlage die Baugeschichte; das ursprüngliche Aussehen sowie die Funktion der einzelnen Gebäude bleiben weitgehend im Dunkeln. Schon früh werden Wohn- und Wirtschaftsbereiche genannt, wenngleich ohne eindeutige Zuordnung. Eine gerichtliche Schätzung aus dem Jahr 1789 erwähnt die Existenz eines „Gebäudes, darinnen zwei Wohnungen, Stallungen und Scheuer eingerichtet“. <sup>3</sup> Ein Verkaufsvertrag vom 7. August 1805 wiederholt diese



*Häuser 3 und 4 (Sommer 1996)* Aufnahme: M. Schöbel/C. Blaich



*Haus 4 (zweites Obergeschoss)* Aufnahme: M. Schöbel/C. Blaich

Seckenheim. Als Abkömmling seiner über 200 Jahre auf dem Stengelhof ansässigen Familie lag ihm diese Arbeit besonders am Herzen.

Parallel zu dem Bau des Wohnhauses begannen erste Sicherungen für das denkmalgeschützte und anteilig zu dem Anwesen gehörende Barockgebäude als Projekt „Haus 2“. Die Arbeiten bestanden in einer Totalentkernung des bis dahin ausschließlich im Erdgeschoss wohnlich genutzten Hauses sowie einer neuen Dachdeckung.<sup>7</sup> Der endgültige denkmalschutz- und behindertengerechte Ausbau durch die Lebenshilfe fiel in das Jahr 1988. Dabei gestalteten sich die Arbeiten durch das Fehlen historischer Vorlagen mitunter als recht schwierig. Dies betraf beispielsweise die Rekonstruktion des Krüppelwalmdaches und die Anlage von Fenstern an der Giebelseite. Ein Kompromiss zwischen den Interessen der Lebenshilfe und des Denkmalschutzes bedeutete der Einbau bislang nicht vorhandener Dachgauben, wodurch eine wohnliche Nutzung des Obergeschosses ermöglicht wurde. Beide Geschosse nehmen seitdem Wohnräume für Behinderte auf, zusätzlich bezog die Geschäftsstelle der Lebenshilfe einige Räume im Obergeschoss. Das Treppenhaus verlegte man in die hofseitige Scheuneneinfahrt, deren runde Öffnungen in den Zwerchgiebeln behutsam nachempfunden wurden. Unter Berücksichtigung baulicher Untersuchungen erhielten die sechzig Zentimeter starken Bruchstein-Außenmauern wieder einen Verputz aus Kalkzement, danach einen, für die Barockzeit typischen, kaisergelben Anstrich. Gleichermaßen wurden die geschnitzten hölzernen Traufbretter neu abgegriffen und auch den

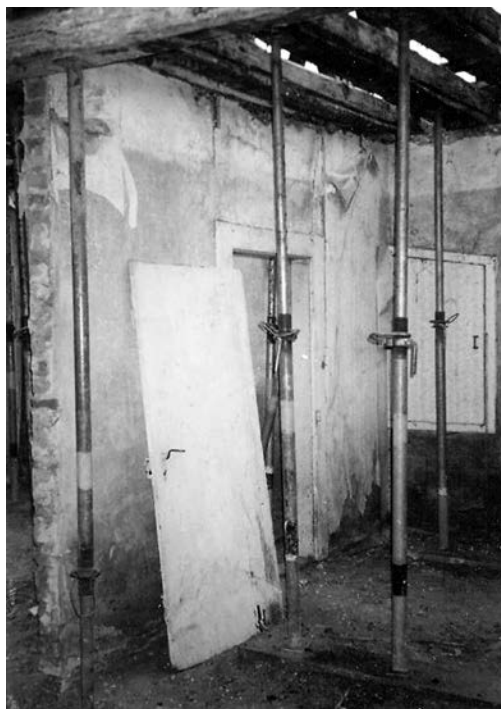
Fenstern und Türen beließ man ihre kräftigsten Sandstein-Rahmen. Heftige Diskussionen erregten die schmiedeeisernen Fenstergritter, eine für das 18. Jahrhundert typische Schutzeinrichtung ebenerdiger Räume. Das Denkmalamt wollte sie beibehalten, doch im Hinblick auf die verheerende Wirkung für zukünftige Bewohner fiel die Entscheidung dagegen. Die Baukosten bezifferten sich auf eine halbe Million Mark, von denen 40 Prozent durch den Bund, 30 Prozent durch das Land und jeweils 10 Prozent durch die Stadt, die Aktion Sorgenkind und die Lebenshilfe Mannheim selbst zu erbringen waren.

Schon bald nach dieser ersten Ausbauphase zeigte sich der wachsende Wohnraumbedarf. Zur Fertigstellung des Wohnheimes standen 36 Plätze zur Verfügung, im Jahr 2003 war diese Zahl bereits auf 60 angestiegen. Daher liebäugelte die Lebenshilfe schon früh mit dem restlichen Teil des Barockgebäudes auf dem benachbarten Anwesen Relaisstraße. Gerade hier aber steckte der Teufel im Detail. Komplizierte Eigentums- bzw. Besitzverhältnisse sowie das Desinteresse des ursprünglichen Eigentümers erschwerten die Rettung der Immobilie. Zu Beginn der 90er Jahre schien sich eine Lösung anzubahnen. Ein Investor hatte das gesamte Areal für die Anlage eines ehrgeizigen Großprojektes erworben und zeigte sich an einer Sanierung interessiert. Er beauftragte das Karlsruher Architekturbüro Kollia-Crowell mit einer bauhistorischen Untersuchung, allerdings nur für den vordersten Gebäudeteil direkt an der Relaisstraße.<sup>8</sup> Das Scheitern des Großprojektes machte die Planungen zunichte, so dass die schleichende Zerstörung unaufhaltsam ihren Weg nahm.



*Haus 4 (Vandalismus)*

Aufnahme: M. Schöbel/C. Blaich



*Haus 3 – (Absprießungen; Erdgeschoss)* Aufnahme: M. Schöbel

Beschädigungen des Daches hatten seit 1995 zu einer massiven Beeinträchtigung der Bausubstanz durch das ungehinderte Eindringen von Feuchtigkeit geführt. Im Sommer 1997 entschied man, die Biberschwanzdeckung abzunehmen und das Dach mittels einer Plastik-Plane provisorisch zu schützen; ein Provisorium bis heute, sind doch nach jedem größeren Witterungseinfluss aufwändige Reparaturen notwendig, um die „Abdichtung“ einigermaßen aufrecht zu erhalten. Dass es bei dieser ersten Abplanung nicht gerade zimperlich zuging, bewiesen lange Zeit eine Unzahl zerbrochener Biberschwänze in Hof und Garten. Glücklicherweise wurden die noch intakten Stücke inzwischen geborgen. Ein weiteres gravierendes Problem war der Leerstand an sich. Von Wohnsitzlosen als Schlafstätte benutzt, wurde der Bau zunehmend das Opfer sinnloser Vandalismusaktionen, auf deren Konto der Totalverlust sämtlicher barocker Fenster sowie einer wertvollen Eingangstür zu verbuchen ist. Der Ausbruch eines Feuers gefährdete die als erhaltenswert eingestufte Treppe zum ersten Obergeschoss

Es sollte bis in das Jahr 2001 dauern, bis zwischen der Lebenshilfe und den Behörden erste Planungen für den weiteren Ausbau des Barockgebäudes zu 5 Wohnplätzen abgestimmt werden konnten. Im gleichen Jahr erwarb die Stadt Mannheim das Anwesen Relaisstraße und übergab es in Erbpacht an die Lebenshilfe. Erneut bat diese das Karlsruher Architekturbüro Kollia-Crowell um eine Untersuchung für die nun auszubauende mittlere Gebäudezone, inzwischen als „Haus 3“ bezeichnet.<sup>9</sup> Dringender denn je wies das Architekturbüro auf die vielerorts vorhandenen Schäden durch Feuchtigkeit, Schädlingsbefall und Salzbelastung hin.<sup>10</sup> Der mittlerweile eingetretenen Einsturzgefahr begegnete man mit Reihenabsprießungen der Deckenbalken über alle Geschosse.

Nach weiteren zwei Jahren voller Hoffnungen und Rückschläge reichte die Lebenshilfe am 3. Juli 2003 bei der Stadt Mannheim den Bauantrag ein, der am 30. Oktober genehmigt wurde. Noch im Dezember wurde der Baukran aufgestellt, der erste Spatenstich geschah am 19. Dezember. Die Rohbau-

Arbeiten begannen am 14. Januar 2004, am 26. September wurde das Richtfest gefeiert. Verantwortlich für den Ausbau zeichnete das Heidelberger Architekturbüro Kessler De Jonge. Von denkmalschützerischer Seite gab es für das Projekt weniger Einwände, da dieser Bereich mit Stall und Heuboden sowie einfacher rückwärtiger Wohnkammern keinen besonderen kulturhistorischen Wert besaß. Die offene Raumgestaltung erleichterte die Erfüllung anfallender Auflagen für ein behindertengerechtes Wohnen. Über zwei Geschosse entstanden fünf helle Zimmer, gemeinschaftlich genutzte Sanitärräume sowie eine großzügige Wohnküche mit Zugang zum Garten. Während der Totalentkernung wurden die im Zuge der bauhistorischen Untersuchung freigelegten Deckenbalken geborgen und, soweit es ihr Zustand zuließ, eingelagert. Im Bereich der großen Dachbeschädigungen gelegen, waren sie vielfach so marode, dass an eine Wiederverwendung nicht zu denken war.

Dank neuzeitlicher Techniken kamen der Innenausbau sowie die Dachkonstruktion schnell voran. Ökologische Bauteile, eine hochwertige Wärmedämmung und eine Regenwasser-Auffanganlage tragen den Ansprüchen an einen modernen Wohnkomfort Rechnung. Denkmalgerecht verfahren wurde im Außenbereich durch den Einbau von Sprossenfenstern sowie der Angleichung bei Gesimsen, Klappläden und Gauben. Originale Bauelemente wurden liebevoll aufgearbeitet und wirkungsvoll in Szene gesetzt. So verzichtete das Heidelberger Architekturbüro im Treppenhaus auf den Verputz der barocken Scheidewand, deren grober Bruchstein seitdem einen wirkungsvollen Blickfang über zwei Geschosse bildet. Originalen Vorgaben folgte auch die Öffnung einer lange zugesetzten und als Schrank genutzten Tür von der Küche in den Garten. Dadurch wurde dem Gebäude ein Teil seiner ehemals streng symmetrischen Erscheinung zurückgegeben,



*Häuser 2 und 3 (Juli 2006)*

Aufnahme: M. Schöbel

die bereits das erste Gutachten erschlossen hatte.<sup>11</sup>

Nach zwei erfolgreichen Ausbauten bleibt mit „Haus 4“ der letzte Abschnitt, lange Zeit der umstrittenste, inzwischen baulich jedoch so grenzwertig, dass von Seiten des Denkmalamtes keine wesentlichen Auflagen mehr gestellt werden. Die eindrucksvolle Konstruktion des doppelt liegenden Dachstuhles, der komplett noch aus dem 18. Jahrhundert stammt, ist inzwischen so zerstört, dass aus wirtschaftlicher Sicht nur noch ein vollständiger Abbruch und eine moderne Rekonstruktion in Frage kommen. Derlei Gedanken zum Trotz waren es in der jüngsten Vergangenheit immer wieder „Liebhaber“ des Gebäudes, die im Hinblick auf die Kosten durchaus diskussionswürdige Kompromisse eingebracht haben. Ihr besonderes Augenmerk richtet sich auf die an manchen Stellen noch gut erhaltenen handgebeilten Deckenbalken, für deren Erhalt sie plädieren. Eine Freigabe erhielt auch das Gebäudeinnere, dessen Totalentkernung selbst für hartgesottene Bewahrer historischer Bauten inzwischen als der einzig gangbare Weg erscheint. Hierzu gehört die bereits erwähnte Treppe zum ersten Obergeschoss, ein Umstand, der sicherlich die Planungen der Lebenshilfe günstig beeinflussen wird. Konkrete Vorstellungen gibt es zum gegenwärtigen Zeitpunkt keine. Angedacht ist eine Verlegung der Geschäftsstelle in das erste Obergeschoss. Auf diese Weise kann der frei gewordene Platz in „Haus 2“ vollständig in den Wohnbereich integriert werden. Was mit dem zweiten Obergeschoss sowie dem barocken Gewölbekeller geschehen wird, ist angesichts der angespannten Finanzlage Zukunftsmusik.

Die Kosten für das sanierte „Haus 3“ belaufen sich auf rund 400 000 Euro. Von der Stadt Mannheim kamen 135 000 Euro, der Rest wurde finanziert durch Eigenmittel der Lebenshilfe sowie Fremdkapital. Allein 78 000 Euro verschlangen die Sicherungsmaßnahmen. Wesentliche Unterstützung erfuhr die Lebenshilfe durch zahlreiche Sach- und Geldspenden, wobei der Verein nicht müde wird, die Werbetrommel zu rühren. Mehrere gut besuchte Veranstaltungen, zuletzt die Versteigerung eines Trabbis, halfen seitdem, das Vorhaben zu



*Haus 3 (Richtfest)*

Aufnahme: M. Schöbel

einem Erfolg zu führen. Im Internet informiert eine eigens für den Alten Stengelhof eingerichtete Homepage über den Fortschritt der Arbeiten und dient darüber hinaus als Plattform für neue Unterstützungswillige. Nach wie vor bemerkenswert ist nicht zuletzt das große Interesse der Bevölkerung, das sich erstaunlicherweise nicht nur auf den Stadtteil Rheinau beschränkt. Allen gemein ist die Hoffnung auf eine baldige Inangriffnahme des letzten Bauabschnitts mit der Zielsetzung, einerseits ein Entree für den Stadtteil zu schaffen und damit „Menschen zu helfen, wo es nötig ist“.<sup>12</sup>

#### *Anmerkungen*

- 1 Zur Geschichte des Stengelhofes vgl. die Arbeit der Verfasserin „Ackerbau und Viehzucht gemein=nützlich befördert“ in: Badische Heimat, Zeitschrift für Landes- und Volkskunde, Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz, Heft 1, 1999, S. 106–116.
- 2 Zitat aus der Korrespondenz zwischen der Verfasserin und dem Karlsruher Architekturbüro Kollia-Crowell vom 30. 6. 1997: „Allgemein wäre voranzustellen, daß der ‚Stengelhof‘ als geplante Anlage in seiner Entwicklung nicht alleine steht, sondern innerhalb einer Tradition, die insbesondere zum Ende des 18. Jahrhunderts, sowohl auf dem Kontinent, als auch in Großbritannien und in

- den Vereinigten Staaten von Amerika, stark prägend war.“ Für illustrierte Beispiele siehe: Gillian, Darley, *The National Trust Book of the Farm*, Crescent Books, New York, o. J., S. 165.
- 3 „Verzeichniß der in dahiesiger Gemarkung gelegener dem Herrn Geheimbden Staats Rath tit. Von Stengel zuständiger frey, und eigenthümlicher Güther, der Stengel Hoff genannt, mit Beifügung desselben Werth, und Abkürzung“, Seckenheim, 9. Oktober 1789; Generallandesarchiv Karlsruhe, Lehensakte von Stengel, 1–3.
  - 4 Stadtarchiv Mannheim, Amtsbuch Seckenheim, Nr. 17 „Kauf-, Tausch-, und Contractenbuch“ (1801–1805).
  - 5 „Spezial=Karte der Gegend von Mannheim“, Kupferstich nach der Zeichnung von Ferdinand Denis, München 1780; Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim.
  - 6 Architekturbüro Kollia-Crowell, Karlsruhe, Stengelhof; Mannheim-Rheinau, Kurzuntersuchung, 1996;  
„Beim Stengelhof in Mannheim-Rheinau sind bei der Grundrisstruktur viele ‚Konfliktstellen‘ und Baunähte ablesbar, die Hinweise auf spätere Umbaumaßnahmen geben. Auch das Außenmauergefüge ist durch Zusetzungen und nachträgliche Öffnungen verändert. Allein diese Spuren lassen auf eine bewegte Geschichte des Hauses schließen.“
  - 7 Bedauerlicherweise unterblieb für dieses Anwesen eine Bestandsaufnahme der historischen Bausubstanz, die nicht nur das denkmalgeschützte Gebäude selbst betraf, sondern auch die abgerissene Scheune und die Stallungen. Dank der freundlichen Unterstützung ehemaliger Bewohner durch mündliche Aussagen und historisches Fotomaterial war der Verfasserin jedoch möglich, sich einen Eindruck zu verschaffen und einen Rekonstruktionsversuch zu wagen.
  - 8 Architekturbüro Kollia-Crowell, Karlsruhe, Stengelhof; Mannheim-Rheinau, Raumbuch, Fotodokumentation und Kurzuntersuchung; August–Oktober 1996.
  - 9 Architekturbüro Kollia-Crowell, Karlsruhe, Stengelhof; Mannheim-Rheinau, Schadensbild und Fortschreibung; Februar 2001.
  - 10 Auszug aus der Untersuchung vom Februar 2001, Schadensbild Hausteil IV, S. 15: „Die fehlende Wasserabführung der Dachfläche hat zu einer Konzentration der Anfälligkeit im Traufbereich geführt. Besonders an Stellen, wo die Plane schadhaft ist, sind nicht nur Holzteile des Dachwerks betroffen, sondern Mauerlatte, Gesims und Mauerkrone sind stark in Mitleidenschaft gezogen, bis hin zur Zerstörung ... Das Schadensbild im Dachboden, das schon im Jahre 1996 als gravierend angesehen wurde, hat sich durch die mangelhafte Abdeckung mit Planen verschlimmert. Somit stellt dieser Mangel für die darunter liegenden Bereiche eine zunehmende Gefahrenquelle dar“.
  - 11 Auszug aus der Kurz-Untersuchung vom Oktober 1996, S. 15: „Es ergibt sich ein typischer streng symmetrischer Barockbau. An den Enden sowie in der Mitte befindet sich jeweils ein großer Raum; diese drei Großräume sind durch zwei Durchfahrten/Remisen voneinander getrennt und spiegeln das Gesamtkonzept im Kleinen wider: an beiden Traufseiten jeweils eine mittlere Tür, flankiert von zwei Fenstern.“
  - 12 Mannheimer Morgen, Ausgabe Süd, Mittwoch, 20. 7. 2005, Jan Cerny, „Weitere fünf Bewohner beziehen den Stengelhof“.



Anschrift der Autorin:  
Marion Schöbel M. A.  
Wimpfener Straße 3  
68259 Mannheim

# Der Verein Stadtbild Mannheim

Der Verein besteht seit 1991. Viele der über das vernachlässigte bauliche Erbe der Stadt besorgte Bürger, darunter auch die ehemaligen Mitglieder der Bürgeraktion Altes Kaufhaus, schlossen sich unter dem Vorsitz von Hans Freiländer zum „Verein zur Pflege des historischen Stadtbildes Mannheim“ zusammen, der sich später den griffigeren Namen „Verein Stadtbild Mannheim“ gab. Er verfolgt das Ziel, prägende Gebäude, Skulpturen und Denkmale des Mannheimer Stadtbildes wieder herzustellen und zu erhalten. Er will den Bürgern der Stadt die historische Entwicklung Mannheims nahe bringen und sie mit der Heimat-Kunst- und Kulturgeschichte des Rhein-Neckar-Raumes bekannt machen. Diese Aufgaben werden durch Vorträge und Exkursionen, Herausgabe von Publikationen, historische Stadtführungen und Mitarbeit im Planungsgremium und Denkmalschutzbereich der Stadt wahr genommen. Ein besonderer Schwerpunkt liegt in der Schaffung von Initiativen zur Erhaltung und Wiederherstellung spezieller schutzwürdiger Objekte. Der Verein regte die Eintragung mehrerer Gebäude in die Liste der Kulturdenkmale an. Dies gelang ihm beispielsweise für die Wohnsiedlung Erlenhof und für das Wohnhaus J 4, 2a. Er verhinderte zum Teil deren Abriss bzw. gab den Anstoß zu ihrer denkmalgerechten Sanierung. Er sammelte Sponsorengelder und führte die Restaurierung zahlreicher denkmalgeschützter Anlagen durch. Neben vielen anderen Projekten erneuerte er 1993 die Figurengruppe „Junge mit Reh“ an der Schafweide, 1998/99 den Tritonenbrunnen am Wasserturm, 1999 den badischen Greif mit dem Stadtwappen an der Autobahneinfahrt, 2000 das Carl-Benz-Denkmal und 2003 den Atlantenbrunnen im Friedrichsplatz. Dort ließ er 2006 die fehlenden Pergolen und historischen Gitterlampen rekonstruieren und vervollständigte die Jugendstil-

anlage. Im gleichen Jahr ließ er die Sandsteinfluren auf der historischen Einfriedung der Mozartschule in R 2 rekonstruieren (siehe Beitrag Keller: Die wieder hergestellten Schulkinderfiguren an der Mozartschule).

Im Stadtjubiläum 2007 sieht der Verein eine Chance, die Restaurierung historischer Substanzen und die Stadtentwicklung ins nächste Jahrhundert sinnvoll zu verknüpfen. Er möchte das Augenmerk auf die Herrichtung des Schlosses mit dem Schlossplatz lenken und mittelfristig eine attraktive Anbindung dieses Ensembles an Stadt und Rhein erreichen. Der Verein entwickelte sich zu einem Sprachrohr der Denkmalschützer Mannheims und zählt weit über 250 Mitglieder.

Es gibt noch viel zu tun in Mannheim. Aktuelle oder mögliche zukünftige Projekte des Vereins Stadtbild Mannheim sind die Restaurierung des Marktplatzdenkmals und die Anbringung eines Schutzgitters, die Restaurierung der Heiligenfigur St. Josef in K 1, 17a und der Madonna in B 2, 14, die Realisierung der im 18. Jahrhundert geplanten Brunnenschalen im Ehrenhof des Schlosses, vielleicht sogar einmal den Wiederaufbau der Schlosswachthäuschen und vieles mehr. Besuchen Sie den Verein einmal auf seiner Homepage: [www.stadtbild-mannheim.de](http://www.stadtbild-mannheim.de) oder fordern Sie Informationsmaterial an: Stadtbild Mannheim e. V., c/o Sparkasse Mannheim, D 1, 1, 68159 Mannheim. Der Jahresbeitrag für Mitglieder beträgt 16 €. Der Verein Stadtbild Mannheim ist auf Ihre Mithilfe angewiesen.

Anschrift des Autors:  
Volker Keller  
Böcklinstraße 18  
68163 Mannheim

## Portal der Kinderklinik

Am 31. März 1919 wurde vom Bürgerausschuss die Erbauung eines Säuglingskrankenhauses beschlossen. Der Entschluss ein besonderes Krankenhaus für Säuglinge zu bauen war eine Folge des Krieges und der dadurch hervorgerufenen schlechten Ernährung der Säuglinge und Mütter. Das Gebäude fügte sich in den Plan der Gesamtanlage zwanglos ein, denn es war in diesem Plan eine Bebauung des gesamten Parkrandes vorgesehen, aber erst zu einem späteren Zeitpunkt. Von diesem Bereich der noch zur Verfügung stehenden Bauplätze wurde am Nord-West-Rand des Parks der dem Haut- und Geschlechtsbau am nächsten liegende Platz gewählt und es verblieben nun noch Bauplätze für 2 bis 3 Gebäude am westlichen Parkrand. Bei der inzwischen verschlechterten wirtschaftlichen Lage der Städte war größte Sparsamkeit bei diesem Bau geboten. Trotzdem wurden die gleichen hygienischen Einrichtungen vorgesehen wie bei den übrigen Krankengebäuden, nur wurde der umbaute Raum noch mehr ausgenutzt als bei den vor dem Kriege geplanten Bauten und die Geschosshöhe niedriger gewählt, was mit Rücksicht darauf, dass dieses Haus nur mit Kindern bis zu 1 Jahr belegt werden sollte, ohne weiteres möglich war. Später wurde auch noch beschlossen, das Dachgeschoss für Personalräume ganz auszubauen. Abweichend von den übrigen Krankengebäuden ist die Anlage doppelbündig geplant, die nach Süden liegenden Krankenzimmer hatten gegen den Korridor hin keine festen Wände sondern waren mit Glaswänden transparent ausgebildet. Noch wichtiger wie im Krankenhausbau für Erwachsene ist bei den Säuglingen die Sonne. Deshalb wurde die Hauptfront fast genau nach Süden gelegt und durch vorziehen bzw. durch zurückrücken von Gebäudeteilen

in den einzelnen Geschossen in jedem Geschoss genügend große Terrassen und Balkone an der Südfront geschaffen, so dass es möglich war, sämtliche Säuglinge bei gutem Wetter auf kurzem Wege ins Freie zu bringen. Vor dem Haupteingang in der Mittelachse des Gebäudes, mit einem genügend großen Vorraum zum Aufstellen von Kinderwagen, war zur Rechten die Aufnahme und zur Linken die Milchküche zu erreichen. Das Portal der Kinderklinik war besonders aufwendig gestaltet, im Gegensatz zu allen anderen Eingängen, mit Ausnahme des Haupteinganges am Neckarufer.

Am Anfang des 20. Jahrhunderts kam die Stilrichtung des Historismus auf. Der Historismus bedeutet die Auflebung alter Stilrichtungen. Er kopiert die einzelnen Stilrichtungen oder vermischt sie sogar.

Beim Portal der Kinderklinik wurde die Griechische Antike aufgegriffen. Die Säulenordnung ist der Dorischen Stilrichtung zuzuschreiben, da sie keine Basis hat, die Kanneluren scharfkantig sind und das Kapitell in schlichten Profilen gehalten wurde. Trotzdem hat mit der Abbildung von Romulus und Remus, die nach einer Legende von einer Wölfin großgezogen wurden und Rom gegründet haben, auch der antike römische Stil Einfluss auf die Gestalter des Kinderportals genommen.

Die Sanierung eines solchen Objektes stellt für Steinmetze eine besondere Herausforderung dar. Sie wollen so viel vorhandene Bausubstanz wie möglich erhalten, aber zugleich Schwachstellen, wie z. B. verrotteten Mörtel austauschen ohne dass dieser Eingriff allzu stark auffällt. Die Steinmetze verwenden zur Reparatur spezielle Mörtel. Diese Mörtel sind auf die Farbe und Struktur des Bauwerkes oder des Denkmals abgestimmt, so dass nach



*Die Capitolinische Wölfin kurz vor der Abnahme beim Abbruch der Kinderklinik, April 2005*

Foto: Ursula Ascheberg

fachmännischer Sanierung und Behandlung das Denkmal im alten Glanz wieder erstrahlen kann. Vor dem Abriss der Kinderklinik, die dem Neubau Dermatologie weichen musste, wurde nach einer exakten Aufnahme des Eingangsportals ein Plan für die Demontage und den Wiederaufbau erarbeitet. Das Portal wurde sorgfältig in Einzelteile aufgeteilt, nummeriert und auseinandergebaut, die Einzelteile in die Steinmetzwerkstatt geschafft und dort einer sorgfältigen Sanierung und Restauration unterzogen. Nach Auswahl eines angemessenen Standortes wird das Portal auf dem Gelände des Klinikums wieder aufgebaut. Das

Portal wird dann an die ehemalige Kinderklinik erinnern und die Handwerkskunst der Steinmetze eindrucksvoll belegen.

Anschrift des Autors:  
Claus Huber  
Technische Abteilung  
Klinikum Mannheim  
Theodor-Kutzer-Ufer 1-3  
68167 Mannheim

# Das Mannheimer Herschelbad –

## ein gefährdetes Juwel im Stadtbild Mannheims

Bernhard Herschel hatte der Stadt Mannheim 500 000 Goldmark für den Bau einer „Zentral- Bade- und Schwimmanstalt“ hinterlassen. Er starb im Jahr 1905. Otto Beck, damaliger Oberbürgermeister und Freund des Großkaufmanns, hatte den großzügigen Stifter dazu angeregt. Der Wunsch nach einer solchen Badeanstalt fiel in die Zeit einer wahren Bevölkerungsexplosion. Im Jahr 1895 zählte die Stadt Mannheim noch 91 000 Bürger und bereits im Jahr 1910 über 200 000 Einwohner. Mit der Friesenheimer Insel 1895 sowie Käfertal und Waldhof im Jahr 1897 hatte eine Welle der Eingemeindungen begonnen. Das rasche Bevölkerungswachstum hatte seinen Hauptgrund aber vor allem in dem

Zuzug von Arbeitskräften, überwiegend aus dem badisch-pfälzischen Hinterland. Der „Magnet“ war die bedeutende, weiterhin anwachsende Industrie- und Handelsstadt Mannheim. Im Jubiläumsjahr 1907 wurde durch den Großherzog Friedrich der Industriehafen eingeweiht, ebenso fand im selben Jahr eine internationale Kunst- und große Gartenbauausstellung im Rahmen des 300jährigen Stadtjubiläums statt.

Doch mit der rasch wachsenden Bevölkerungszahl entstand auch die dringende Notwendigkeit von unter anderem Volksküchen und Volksbädern.

Ein finanzkräftiges Großbürgertum, angesiedelt in Industrie und Handel, betätigte sich als Stifter, darunter auch zahlreiche tatkräftige jüdische Großbürger. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an Bernhard Kahn und dessen Schwägerin Bertha Hirsch – die Bernhard-Kahn Bücherei in der Neckarstadt, das Ehepaar Julius und Henriette Aberle – die Mannheimer Kunsthalle oder natürlich Bernhard Herschel – das Herschelbad.

### DER STIFTER BERNHARD HERSCHEL

Der jüdische Stifter Bernhard Herschel wurde am 23. 12. 1837 in Emmerich geboren. Er war Teilhaber eines Amsterdamer Tabakimporthauses. In der aufblühenden Handelsstadt Mannheim gründete er eine Zweigniederlassung unter dem Namen „Herschel, Endhoven und Cie. Amsterdam“. 1865 heiratete er Caroline Aberle. Sie war eine Nichte des Mannheimer Kaufmanns Julius Aberle. Die Familie Aberle tritt als Stifter beim Bau der Kunsthalle Mannheim im Jahr 1907 zur internationalen Jubiläumsausstellung in Erscheinung. Ebenfalls im Jahr 1865 erhielt Bernhard Herschel



*Fassade Herschelbad*

© FB 52 Sport und Freizeit, Mannheim



Frauenschwimmhalle

© FB 52 Sport und Freizeit, Mannheim

das Bürgerrecht in Mannheim. Bis zu seinem Tode im Jahr 1905 gehörte der Großkaufmann dem Mannheimer Stadtrat an. Mit 50 Jahren war er diesem als Nationalliberaler beigetreten. Herschel galt als erfolgreiche, geachtete Persönlichkeit der Mannheimer Gesellschaft.

Er war Mitglied mehrerer Kommissionen und versuchte, seine Berufserfahrung und Kenntnisse der Wirtschaft einzubringen, um der Allgemeinheit von Nutzen sein zu können. Besonders ist dabei hervorzuheben, dass er für die Finanz-, Gas- und Wasserkommission tätig war. Dabei erkannte er unter anderem, dass es nicht möglich sei, privatrechtliche Grundsätze einfach auf die öffentliche Hand zu übertragen.<sup>1</sup>

Seine Aufmerksamkeit galt auch der Schulbildung, wobei er sich dafür einsetzte, dass die Stadt die Verpflichtung für eine gute Töcherschule tragen solle. Ein gutes und erfolgreiches Funktionieren der Institution sei allerdings nur gewährleistet, wenn die Stadt selbst die Verwaltung übernehme und bei der Auswahl der Lehrkräfte ihren Einfluss geltend machen würde.<sup>2</sup>

Mehrere Jahre führte der Stifter auch den Vorsitz der Theaterkommission.

Im Jahr 1890 feierte das Ehepaar Herschel silberne Hochzeit. Zu diesem Anlass stiftete der Großkaufmann zwei Monumentalbrunnen, die im Schlosshof aufgestellt werden sollten. So wollte er zur Verschönerung seiner Wahlheimat beitragen, für die er sich in vielfältiger

Weise einsetzte und verdient machte. 500 000 Mark stiftete er testamentarisch der Stadt zur Errichtung eines Hallenschwimmbades. Das Herschelbad konnte jedoch erst 1920 eröffnet werden. Die Suche nach einem geeigneten Bauplatz sowie der erste Weltkrieg verzögerten die Bauarbeiten.

Herschel starb bereits im Jahr 1905 und wurde mitten aus dem Arbeitsleben gerissen. Seine Ehefrau Caroline Herschel war ein Jahr

zuvor verstorben. Gemeinsam ruhen sie auf dem jüdischen Friedhof von Mannheim.

„Ein Handelsherr weiten Blicks, ein Großkaufmann guten, alten Schlags, der über die Interessen des eigenen Kontors niemals die allgemeinen Ziele aus dem Auge verlor. Eine von jenen vorbildlichen Erscheinungen heimischen Bürgertums, die gerne ihre Fähigkeiten in den Dienst des Gemeinwesens stellen und aus der Fülle ihrer Glücksgüter opferfreudig spenden für Wohltätigkeit und Gemeinnützigkeit.“<sup>3, 4</sup>

## DER ARCHITEKT RICHARD PERREY

Richard Perrey wurde im Jahr 1866 in Stettin geboren. Er war Architekt und Leiter des Hochbauamts. Eine große Zahl an Gebäuden kündigt bis heute von seinem Schaffen und prägt das Stadtbild Mannheims. Neben zahlreichen Schulen unter anderem die Alte Feuerwache, das Städtische Krankenhaus (Universitätsklinikum) und das Herschelbad. Perrey studierte an den Technischen Hochschulen in München und Berlin Architektur. Nachdem er 1898 die zweite Staatsprüfung für Hochbau bestanden hatte, war er zuerst Stadtbaumeister in Stettin, danach für die Stadt Breslau tätig. 1902 wurde er zum Vorstand des Mannheimer Hochbauamts ernannt. 122 Bauprojekte hatte er in seiner Mannheimer Amtszeit geleitet oder zumindest mitgetragen, darunter alleine 21 große Schulgebäude. Ende des Jahres 1918

schied der Architekt aus dem Hochbauamt aus. Allerdings führte er die begonnenen Neubauten noch zu Ende. Nach Vollendung des Städtischen Krankenhauses im Jahr 1923 wurde die unter seiner Leitung stehende „Bauverwaltung der Neubauten“ aufgelöst.

Richard Perrey starb im Jahr 1937 in Mannheim.<sup>5</sup>

## ARCHITEKTUR UND GESTALT DES HERSCHELBADES

Das „Jugendstilbad“ wurde im Jahr 1920 eingeweiht. Mit diesem Neubau konnte ein bedeutendes Prestigeobjekt verwirklicht werden. Das Herschelbad (Bauzeit 1912–16/20) zählte mit drei Schwimmhallen zu seiner Zeit zu den großen Dreifachhallenbädern.

Die unter Denkmalschutz stehende Anlage wird auch heute noch in ihrer ursprünglichen Funktion genutzt, präsentiert sich jedoch in einem zum Teil stark veränderten Erscheinungsbild, dem Wandel der Badebedürfnisse Tribut tragend.

Um die Funktionalität der Anlage des Herschelbads zu garantieren, legte der Architekt Richard Perrey besonderen Wert auf die übersichtliche Anordnung der Zugänge zu den einzelnen Badeabteilungen. Die Wegeführung innerhalb des Gebäudes sollte klar ersichtlich sein, alle Räumlichkeiten in hohem Maße mit Licht und Luft versorgt werden.

Auch sonst zeichnete sich Perrey durch einen großen Sinn für Funktionalität aus. So bekam das Frauenschwimmbecken die Form eines „Schlüssellochs“, weil die Zahl der Nichtschwimmerinnen damals höher lag als die der Schwimmerinnen, auch wenn, wie der Architekt wohlwollend berichtet, die Zahl der Schwimmerinnen stetig zunahm. Der größere, runde Teil des Beckens berücksichtigte also die hohe Anzahl der Nichtschwimmerinnen.

Auch kann heute noch bei einer Führung durch das Herschelbad eine beheizbare Einrichtung zum Wäsche trocknen in der ehemaligen Wäscherei bestaunt werden.

Das Grundrisskonzept des Gebäudes wurde von Richard Perrey in seiner Funktion als zuständiger Architekt und Leiter des Hochbauamts als ideal erachtet. Dieses weist die Hauptfront mit Haupteingang zur ehemaligen Karl-



*Frauenschwimmhalle historisch*

© Volker Keller

Friedrich-Straße (Straße zwischen den Quadranten U 2 und U 3) – vis à vis des Herschelplatzes – auf. An diesen Haupteingang in der Mitte schließt sich eine Vorhalle an, von der aus man auch die abgesonderte ehemalige Volksbibliothek in den Obergeschossen erreichen konnte. Wie das Schwimmen und Saunen war das Lesen und Bilden als Teil des Wohlbefindens des Menschen angesehen. Auch die Wannenbäder, heute auf 5 Stück reduziert, befanden sich in den Obergeschossen. Die zentrale Halle bildet den Mittelpunkt der gesamten Anlage.

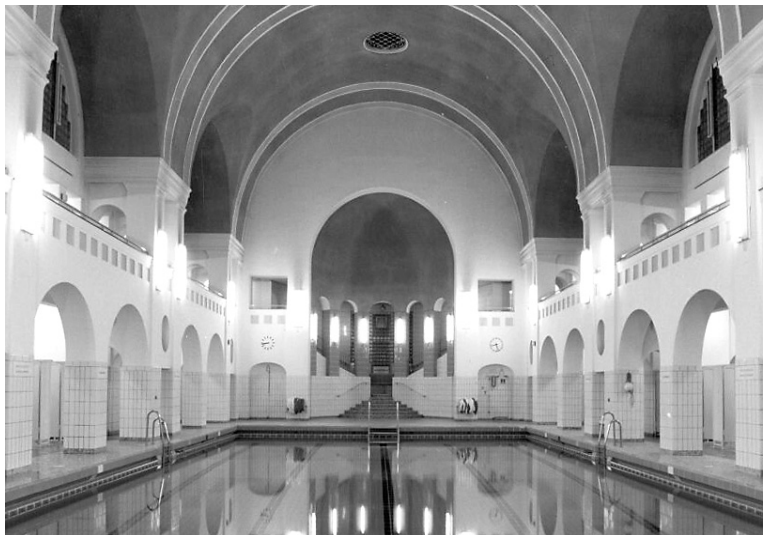
Die Einteilung nach Geschlechtern wurde so durchgeführt, dass alle links von der Mittelachse liegenden Bäder Frauen, rechts dagegen Männern vorbehalten waren. In der Hauptachse der Mittelhalle befinden sich heute noch wie damals die Kasse und der Personenaufzug. Über letzteren war auch die „Schwitzbäderabteilung“, der Saunabereich, zu erreichen. Von der Mittelhalle aus konnte man über die Treppenhäuser zudem zum Sonnenbad gelangen.

Eine dritte Schwimmhalle lag mit separatem Eingang parallel zum Männerschwimm-

bad an der ehemaligen Schützen- und Bauhof-Straße – Ecke zu den Quadraten U 4 / T 3 – bei den Nützlichkeitsbauten. Das sogenannte Volksbad bildete ehemals unter anderem mit eigener Kasse eine deutliche Einheit für sich. Das Hundebad lag im Kellergeschoss der Frauenhalle. Die Betriebsbauten liegen, von den Schwimmhallen eingefasst, in Richtung der ehemaligen Schützen-Straße – an der Rückseite des Gebäudes. Der Kohlenbunker war dort von der Straße aus befahrbar und beschickbar.

Das Herschelbad zeigte sich in der Ausstattung und der technischen Einrichtung höchst modern. Besondere Sorgfalt wurde auch auf Konstruktion und Ausführung verwendet und dabei ein hoher Qualitätsmaßstab gesetzt, da Badeanstalten durch ständige Feuchtigkeit und hohe Raumtemperaturen besonderer Abnutzung unterworfen sind.

Bei der Fassadengestaltung wählte Perrey zumeist ruhige, neobarockisierende, auch neoklassizistische Formen, um so das Gebäude harmonisch in die umgebende Architektur einzufügen. Der architektonische Schwerpunkt des monumentalen Herschelbades liegt bei der Ausgestaltung der Hauptfassade mit dem dominierenden Eingangsbereich. Diese Fassade ist durch ihre symmetrische Durchbildung und die geschlossene und rhythmisch betonte Front gekennzeichnet. Auch der gedungen und kompakt wirkende Turm über der Mittelhalle tritt in seiner Formgebung stilistisch durch seine klare horizontale und vertikale Gliederung hervor. Lediglich die großen Thermenfenster teilen die Zweckbestimmung des Gebäudes deutlich mit, ebenso wie die kunstvolle imposante Bauplastik der eigentlichen Hauptfassade. Das Hochrelief des Tympanon zeigt in einer das gesamte Giebelfeld einnehmenden Szene Poseidon, den griechischen Hauptgott der Meere und



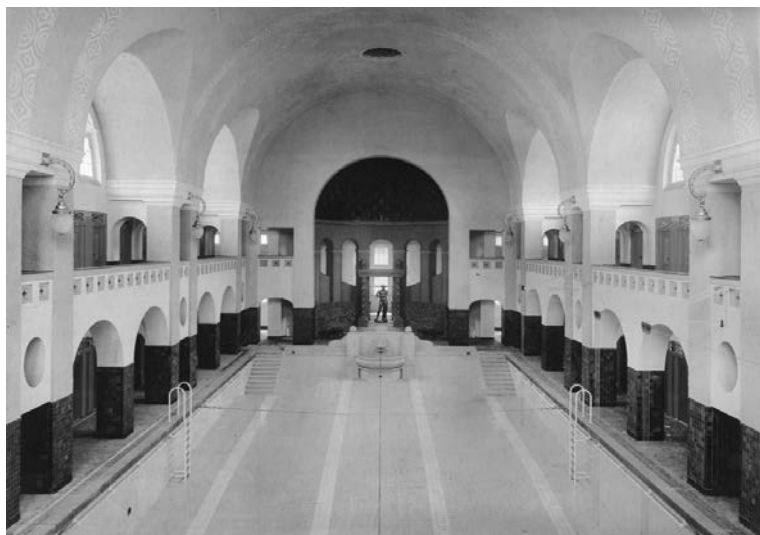
*Männerschwimmhalle*

© FB 52 Sport und Freizeit, Mannheim

Gewässer mit Krone und Dreizack, begleitet von seinem Gefolge, bestehend aus seinem Sohn Triton mit der Spiralmuschel, einer Meeresnymphe und Pferden.

Im Gegensatz zu der im Grunde schon damals recht konservativ gestalteten Außenarchitektur fanden sich im Innenraum vermehrt moderne Materialien, Techniken und Formen. Der Jugendstil kam hier zum Tragen. Besonderes Augenmerk wurde in künstlerischer Hinsicht auf die architektonische Gestaltung der marmornen Mittelhalle, des getäfelten Ruhe- und des Kuppelraumes der sogenannten römisch-irischen Badeabteilung sowie der drei Schwimmhallen gelegt, die sich nicht nur in ihrem Charakter, sondern ehemals auch der unterschiedlich zusammengesetzten vorherrschenden Farbgebung in hellgrünen, blaugrünen und gelben Farben stark voneinander unterschieden. Bis heute verfügen die Schwimmhallen über ein vergleichbares architektonisches Gliederungssystem u. a. bestehend aus rhythmisch die Bassins umstehenden Pfeilern.

Die Original-Kacheln sowie der prächtige Fries sind heute noch im Bereich der Saunaabteilung zu bestaunen, sonst jedoch leider abgegangen. Sie zeugen von der ästhetischen und attraktiven Gestaltung des Herschelbads. Ein Dank für dieses Juwel gilt nachträglich dem Stifter Bernhard Herschel, den die National-



*Männerschwimmhalle historisch*

© Volker Keller

sozialisten während ihrer Diktatur auch mit der Umbenennung des Herschelbads in „Hallenbad“ nicht aus dem Gedächtnis löschen konnten.<sup>6</sup>

## ERHALT UND SANIERUNG DES HERSCHELBADES

Der Verein „Freunde und Förderer des Herschelbades in Mannheim e. V.“

Das Mannheimer Herschelbad, das inzwischen bereits über 85 Jahre in Betrieb ist, ist noch immer mit allen Bädern voll funktionsbereit. Das darf nicht darüber hinweg täuschen, dass das imposante Bauwerk, die Technik und die Nutzungskonzeption der gesamten Einrichtung dringend der Erneuerung bzw. der Aktualisierung bedürfen.

Deshalb haben engagierte Mannheimer Bürger eine Initiative zum Erhalt des Herschelbades gegründet. Das Kleinod des Jugendstils im Herzen Mannheims ist eine einmalige Besonderheit im süddeutschen Raum, ein architektonisches Meisterwerk, das unbedingt erhalten werden muss, und dies auch in Zeiten einer angespannten Finanzsituation der öffentlichen Kassen.

Der Erhalt des Bades und dessen zeitgemäße Sanierung sind jedoch teuer. Ca. 30 Mio. Euro werden benötigt, um das Bad wieder in alter Pracht erstrahlen zu lassen.

Diese Mittel kann die Stadt Mannheim jedoch nicht alleine aufbringen. So wie das Jugendstilbad durch die hochherzige Geste eines Mannheimer Bürgers, des Stadtrats Bernhard Herschel, ins Leben gerufen wurde, so braucht es nun zum Überleben erneut großzügige Spender.

Der Verein „Freunde und Förderer des Herschelbades in Mannheim e. V.“ trägt durch sein Engagement zum Erhalt dieses Juwels bei. Der Verein arbeitet dafür, dass sich der wunder-

bare Charme des Jugendstils des Herschelbades mit der Annehmlichkeit modernster Technik verbindet. Was Besucher heute von einem Fitness- und Freizeitcenter erwarten, soll geschaffen werden! Dann wird man sich zu Wellness, Schwimmsport, Kunst und Kultur auch weiter im Herschelbad begegnen.

Bei allen seinen Aktivitäten arbeitet der Verein eng mit den zuständigen Stellen der Stadt Mannheim zusammen.

Der Verein „Freunde und Förderer des Herschelbades in Mannheim e. V.“ konzentriert sich auf mehrere wichtige Aktionsfelder.

Im Vordergrund steht die dauerhafte Erhaltung des Herschelbad-Gebäudes als eines der stadtbildprägenden Bauwerke der Innenstadt von Mannheim.

Das Herschelbad ist zentraler Treffpunkt in der Östlichen Unterstadt. Bürgerschaftliche Aktivitäten und soziale Kommunikation durch verschiedenste Akteure sollen hier Förderung und Unterstützung erfahren.

Der Schwimmsport soll ebenso gefördert werden wie die Gesundheitsvorsorge und Wellness-Maßnahmen in allen Altersklassen.

Ziel ist ebenso, Kunst und Kultur im Bad in den angrenzenden Räumen des Gebäudes z. B. in Form von Konzertveranstaltungen und Ausstellungen zu etablieren.

Verschiedene Aktionen des Vereins helfen, die Attraktivität des Bades und die Frequen-

tierung desselben mit seinen unterschiedlichen Einrichtungen zu steigern.

So fand im November eine Opernaktion im Schwimmbad statt. Richard Wagners „Tristan und Isolde“ wurde im Rahmen der Nationaltheaterreihe „Visible Music“ in allen drei Schwimmhallen des Herschelbades mit Hilfe von Unterwasserlautsprechern aufgeführt. Nussbaumers „Tristan – Schwimmen und Schweigen“ konnte das Publikum auf diese Weise in Badebekleidung genießen!

Um seine Zielsetzungen erreichen zu können, führt der Verein Maßnahmen aller Art durch wie zum Beispiel Sponsorenveranstaltungen u. a. in Form von Konzerten, Führungen oder Vorträgen durch.

Ziel ist, für das Herschelbad den Weg in eine gesicherte Zukunft zu ebnen und nachhaltig abzusichern.

#### Anmerkungen

- 1 Stadtrats-Protokolle Nr. 4560 vom 26. 5. 1898, in: Karl Otto Watzinger: Die jüdische Gemeinde Mannheims in der Großherzoglichen Zeit (1803–1918), Sonderdruck aus der Zeitschrift „Mannheimer Hefte“, 1981/2
- 2 Stadtrats-Protokolle Nr. 664 vom 24. 2. 1897, in: Karl Otto Watzinger: Die jüdische Gemeinde Mannheims in der Großherzoglichen Zeit (1803–1918), Sonderdruck aus der Zeitschrift „Mannheimer Hefte“, 1981/2
- 3 Friedrich Walter: „Leistung und Persönlichkeit“, in: „Den Unvergessenen“, Heidelberg, 1952, S. 22, in: Karl Otto Watzinger: Die jüdische Gemeinde Mannheims in der Großherzoglichen Zeit (1803–1918), Sonderdruck aus der Zeitschrift „Mannheimer Hefte“, 1981/2
- 4 Karl Otto Watzinger: Die jüdische Gemeinde Mannheims in der Großherzoglichen Zeit (1803–1918), Sonderdruck aus der Zeitschrift „Mannheimer Hefte“, 1981/2, S. 101 f.
- 5 Der Brockhaus Mannheim, 400 Jahre Quadrastadt – das Lexikon, Herausgegeben von der Lexikonredaktion des Verlags F. A. Brockhaus, Mannheim. F. A. Brockhaus GmbH, Leipzig–Mannheim 2006; S. 134; 254 f.
- 6 Aina Hedström: „Das Herschelbad und das Städtische Krankenhaus von Stadtbaudirektor Richard Perrey“, in: Monika Ryll (Bearb.): Architektur in Mannheim 1918–1939, Mannheim 1994



Anschrift der Autoren:  
Lothar Mark MdB  
Vorsitzender des Vereins  
Freunde und Förderer  
des Herschelbades in  
Mannheim e. V.  
U 3, 1  
68161 Mannheim

Tanja Vogel M.A.  
Referentin des Vorstands  
der Curt-Engelhorn Stiftung  
Reiss-Engelhorn-Museen

Dr. Claudia Schöning-Kalender  
Kulturwissenschaftlerin

## Carl Theodors Kinder

In der Kapelle von Schloss Zwingenberg am Neckar befindet sich ein Epitaph mit lateinischer Inschrift, deren Übersetzung lautet:

„Hier ruht die vortreffliche Mutter der Grafen von Heydeck, Josepha, die im dreiundzwanzigsten Lebensjahr, nachdem sie dem Erdkreis einen Grafen und drei Gräfinnen geboren hatte, am 27. Dezember 1771 zu den himmlischen Wonnen einging“.

Bei der Verstorbenen handelt es sich um Josepha Seiffert, die als 16-jährige Schauspielerin und Ballett-Komparsin die Mätresse des 38-jährigen Kurfürsten von der Pfalz Carl Theodor wird. Wenige Jahre später stirbt die junge Frau, nachdem sie dem Fürsten zwischen Januar 1768 und Dezember 1771 drei Töchter und einen Sohn geboren hat. Schon eh das erste Kind zur Welt kommt, erhebt Carl Theodor die aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammende Josepha in den Adelsstand, 1769 macht er sie zur Gräfin von Heydeck. Diesen Namen tragen zunächst auch die vier Kinder, die lediglich als mit ihrer Mutter, jedoch nicht mit ihrem Vater verwandt gelten. Der sorgt für eine repräsentative Unterkunft für Mutter und Kinder gegenüber dem Schloss, aus der später das Palais Bretzenheim entsteht. Hier kann Carl Theodor bis zur Übersiedlung nach München ein wohl glückliches Familienleben führen.

Wie viel Wert der Kurfürst darauf legt, dass man um seine Fa-

milie weiß – schließlich ist die ihm rechtmäßig verbundene Ehefrau Elisabeth Auguste erst nach fast zwanzigjähriger Ehe einmal schwanger gewesen –, zeigt dieses Bild, das er vierzehn Jahre nach dem Tod Josephas in Auftrag gibt und das die Situation von 1771 wiedergibt: der Familienvater nicht inmitten seiner Familie, sondern nur im Bildnis, die Mutter der Kinder, seine Mätresse, im Sessel, die dreijährige Caroline neben der Mutter, der zweijährige Carl August im Vordergrund, die eben geborenen Zwillinge Eleonore Caroline und Friederike Caroline auf dem Arm der Kinderfrau. Die Amme verlässt gerade den Raum.

Die Kinder wachsen ohne Mutter, aber wohl behütet auf. Sie erhalten eine höfische Erziehung, zu der bei den Töchtern auch Kla-



Heinrich Carl Brandt: Josepha Gräfin Heydeck mit den legitimierten Kindern des Kurfürsten Carl Theodor, um 1785

Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, Jean Christen

vierunterrichtet durch den jungen Mozart während einer seiner Mannheimer Aufenthalte gehört. 1774 erhebt der Kaiser die Heydeck-Kinder in den erblichen Reichsgrafenstand und erlaubt ihnen die Namensänderung in Graf und Gräfinnen von Bretzenheim nach einer Herrschaft an der Nahe, die der kurfürstliche Vater erwirbt. Der Sohn Carl August wird 1789 mit Erreichen der Volljährigkeit noch gefürstet.

Die Zukunft dieser Kinder zu sichern, liegt Carl Theodor am Herzen. Für zwei der Töchter sind das adlige Heiraten, für die dritte die Herrschaft über das adlige Damenstift in Lindau. Caroline von Bretzenheim, die älteste, wird 16-jährig mit dem um 8 Jahre älteren Grafen Maximilian Joseph von Holnstein verheiratet, stirbt aber bereits nach zweijähriger Ehe im Kindbett, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Eine der Zwillingstöchter, die wohl etwas ungestüme und eigenwillige Eleonore, wird 16-jährig mit dem um 34 Jahre älteren Grafen Wilhelm Carl von Leiningen-Guntersblum verheiratet, auch er, wie schon der Schwiegersohn Holnstein, in Diensten Carl Theodors und durch die verwandtschaftliche Beziehung in der Karriere begünstigt. Die 1787 geschlossene Ehe geht nicht gut, und als sich wenige Jahre später die französischen Revolutionstruppen dem Rhein nähern und der Adel nach Osten flieht, bleibt Eleonore in Guntersblum im heutigen Rheinhessen zurück und wird die Geliebte eines französischen Generals. Ihre vier Kinder gelten zwar als die ihres Ehemannes, aber Zeitgenossen bezweifeln dessen Vaterschaft. An ihren kurfürstlichen Vater schreibt sie, dass sie genug davon habe, sich alten Männern aufzuopfern, lässt ihre Ehe aber erst nach dem Tode Carl Theodors scheiden. Nachkommen dieser Carl-Theodor-Tochter gibt es bis heute.

In frühen Jahren schon soll die wilde Eleonore ihre Zwillingsschwester Friederike eine Treppe hinuntergestoßen haben, wobei diese einen Schaden am Rückgrat davonträgt, von dem man befürchtet, dass er einer späteren Gebärfähigkeit des Mädchens hinderlich sei. Deshalb sorgt der Kurfürst dafür, dass Friederike von Bretzenheim 11-jährig schon zur Äbtissin des adligen Damenstifts in Lindau gewählt wird. Sehr lebenslustig macht sie

diesem Zustand noch zu Lebzeiten ihres Vaters ein Ende, indem sie den Grafen Maximilian Friedrich von Westerholt-Gysenberg heiratet, wohl aus Liebe. In der zwanzig Jahre dauernenden Ehe bringt sie sieben Kinder zur Welt.

Unbestrittener Liebling des Kurfürsten ist jedoch der Sohn Carl August. Ihn überschüttet der Vater mit Wohltaten. Schon den Vierjährigen lässt er mit der Herrschaft Bretzenheim an der Nahe belehnen, bestehend aus einigen Dörfern samt Untertanen. Dem Neunjährigen wird die Herrschaft Zwingenberg am Neckar übertragen, auch die aus zehn Dörfern bestehend. Schließlich wird der Zwölfjährige Großmeister der Malteser, wozu eigens ein bayerischer Zweig dieses Ordens eingerichtet wird. Den Vater bringen diese Aktivitäten in innen- und außenpolitische Schwierigkeiten und vergrößern zudem die Abneigung der Bayern gegen ihn und seine Kinder, schon zu einer Zeit, als diese ihren Lebensmittelpunkt noch in Mannheim haben.

Mit großem Gefolge wird der Sohn auf umfangreiche Kavaliertouren geschickt zu den Stätten der abendländischen Kultur. Von ihnen ist Carl August, ganz im Gegensatz zu seinem Vater, wenig beeindruckt. Er soll beim Papst und insbesondere am Wiener Kaiserhof bekannt werden, wo seine Fürstung betrieben wird. Die Fürstung setzt voraus, dass Carl Theodor dem bisherigen Lehensherrn der Herrschaft Bretzenheim, dem Kölner Erzbischof und Kurfürsten, die Lehenshoheit abkauft. Aus der Grafschaft Bretzenheim wird ein Fürstentum mit etwa 3000 Untertanen. Das zeigt sich am neuen Wappen mit der Fürstenkrone, unter der zwei Löwen eine Brezel halten. Der eigentlich dem Zölibat verpflichtete Großprior der Malteser bekommt einen päpstlichen Dispens für die Heirat mit Walburga von Öttingen-Spielberg, einer der Hofdamen der Kurfürstin Elisabeth Auguste.

Carl Theodors Sohn und Schwiegertochter residieren zunächst in Mannheim im Palais Bretzenheim, wo sich auch die „Reichsfürstlich von Bretzenheimische Hochlöbliche Kanzlei“ befindet. Dem Fürsten Carl August von Bretzenheim liegen Regierungsgeschäfte allerdings wenig. Am liebsten hält er sich in München auf im Kreis der Vertrauten seines Vaters, die den Tausch Bayerns gegen die

Österreichischen Niederlande favorisieren. Als Mannheim durch die französischen Revolutionstruppen gefährdet ist, siedelt er ganz nach München über. Mit dem Tod des Vaters verliert der jetzt 29jährige die schützende Hand. Doch in Wien hat er sich rechtzeitig vorher schon ein Stadtpalais und wohlgefüllte Bankkonten sichergestellt.

Für seine während des Krieges an Frankreich verlorene Herrschaft Bretzenheim erhält er 1803 im Reichsdeputationshauptschluss die ehemalige Reichsstadt Lindau und die säkularisierte Damenfürstabeti. Beides tauscht er bei den Habsburgern gegen Besitztümer in Ungarn. Er verkauft auch schnell die Herrschaft Zwingenberg am Neckar und sieht sich am Ziel seiner Wünsche mit dem Titel eines kaiserlichen Generalmajors und Kämmerers, um so zur Spitze der österreichischen Gesellschaft zu gehören und zu den Hoffesten eingeladen zu werden.

Vier seiner neun Kinder sterben im Säuglings- und Kleinkindalter. Die drei Töchter heiraten ungarische Adlige und haben Nachkommen bis in die heutige Zeit. Beide Söhne bleiben in ihren Ehen kinderlos, der eine mit einer Prinzessin Schwarzenberg, der andere mit der Bürgerlichen Johanna Hofmann.

Fünf Jahre nach dem oben beschriebenen posthumen Familienbild lässt Carl Theodor seine Familie ein zweites Mal porträtieren. Es wird die Situation von 1790 wiedergegeben. Wieder sitzt der Vater nicht inmitten seiner Familie, sondern ist nur im Bildnis an der Wand dabei. Schließlich handelt es sich nicht um eine aus einer standesgleichen Ehe hervorgegangenen Familie, ja nicht einmal um eine standesungleiche, eine morganatische Ehe mit Josepha Seiffert. Sie war seine Mätresse. 1790 ist die älteste Bretzenheim-Tochter, die Gräfin Caroline von Holnstein, schon seit vier Jahren nicht mehr am Leben. In der Mitte des Bildes sehen wir den 21jährigen Fürsten Carl August von Bretzenheim, am linken Arm seine ihm vor zwei Jahren angetraute Frau Walburga von Ottingen-Spielberg, am andern Arm seine jetzt 18jährige Schwester Friederike, die Äbtissin des Damenstifts Lindau, in schwarzer Stiftsdamenkleidung.

Rechts im Hintergrund das Paar sind Carl Theodors und Josepha Seifferts Tochter Eleo-



*Johann Baptist Hoechle: Familienbild der Kinder Kurfürst Carl Theodors, 1790*  
Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim

nore, wie ihre Zwillingschwester 18 Jahre alt, seit fast drei Jahren mit dem jetzt 53-jährigen Grafen Leiningen-Guntersblum verheiratet.

Und noch ein Paar ist am linken Bildrand zu sehen, dessen Blick nach rechts auf eine Schar Kinder gerichtet ist. Es ist eine weitere Tochter Carl Theodors mit ihrem Ehemann, eine Halbschwester der Bretzenheimischen Kinder. Es ist Caroline Franziska, jetzt 28 Jahre alt, seit ihrem 14. Lebensjahr mit dem um 32 Jahre älteren Fürsten Friedrich Wilhelm von Isenburg-Birstein verheiratet. Die Kinder am rechten Bildrand sind ihre und ihres Mannes Kinder und Carl Theodors Enkel. Hinter Carl August und seinen beiden Damen stolziert mit einem Blumenstrauß in der Hand der vierjährige Ernst von Isenburg-Birstein, am rechten Bildrand ist sein zwölfjähriger Bruder Carl Theodor gerade dabei, eine Rose zu pflücken. Weiter im Vordergrund sitzt neben einer Amme mit einem kleinen Kind auf dem Schoß seine elf Jahre alte Schwester Maria. Nachkommen der Tochter Carl Theodors Caroline Franziska gibt es bis heute.

Die Mutter der Fürstin Caroline Franziska von Isenburg-Birstein ist die französische Schauspielerin und Tänzerin Françoise Deprès-Verneuil, die dem Kurfürsten 1762 diese Tochter zur Welt bringt. Danach gibt es wohl noch einen Sohn, der als Säugling stirbt. Die Mutter selbst sei an Schwindsucht erkrankt, wie es heißt, was wegen der Ansteckungsgefahr eine weitere Verbindung mit Carl Theodor verbietet, und zieht sich in ihre Heimat zurück, wo sie stirbt. Der Kurfürst soll ihren Tod sehr betrauert haben.



Heinrich Carl Brandt: *Stephan Freiherr von Stengel*, 1776  
Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim

Auch diese Mätresse ist – wie später Josepha Seiffert – in den Adelsstand erhoben worden anlässlich der Geburt der Tochter. Sobald das Kind auf der Welt ist, wird es vom Kurfürsten anerkannt und zu einem Fräulein von Parkstein gemacht. Da auch hier die Mutter fehlt, wächst das Mädchen in einer adligen Pflegefamilie auf und kommt – ebenfalls wie die Bretzenheim-Kinder – oft ins Schloss zum kurfürstlichen Vater. Die Tochter hat einen Hörschaden und infolgedessen auch Schwierigkeiten mit dem Sprechen. Mit rührender Sorge betraut Carl Theodor einen Jesuitenpater als Therapeuten des Kindes, das täglich dem Vater seine Fortschritte zu zeigen hat. Wie weit Caroline Franziska von Parkstein von ihrem Leiden geheilt wird, wissen wir nicht. Als Vierzehnjährige, da ist die Mutter schon lange tot, wird sie mit dem Fürsten Isenburg-Birstein verheiratet. Damit sich der Standesunterschied zum Ehemann verringert, wird sie vor der Heirat von Kaiser Joseph II. für viel Geld in den Reichsgrafenstand erhoben.

Wie die Schwiegersöhne Holnstein und Leiningen-Guntersblum gehört auch Isenburg-Birstein zur Camarilla des Kurfürsten am Münchener Hof, sehr zum Ärger der bayerischen Untertanen. Selbst am Sterbebett Carl

Theodors sind zwei seiner Schwiegersöhne anwesend. Lediglich der von ihr selbst ausgesuchte Ehemann der Zwillings-Tochter Friederike Caroline, Graf von Westerholt-Gysenberg, hält sich nicht im Umfeld des Schwiegervaters auf und entzieht sich somit dessen unmittelbarer Protektion.

Vier Töchter also und einen Sohn hat Carl Theodor gegenüber der Öffentlichkeit als seine Kinder anerkannt. Wie viele kurfürstliche Sprösslinge es sonst noch gibt, bleibt Spekulation. Kaum realistisch sind die Angaben, die man unter anderem bei Stadtführungen für Amerikaner in Heidelberg hören kann, wo von 250 Kindern die Rede ist. Besonders in den 21 Münchener Jahren, davon kann man wohl ausgehen, hat auch der alternde Carl Theodor – wie alle absolutistischen Fürsten – seine Mätressen, kurze Verbindungen, die nicht in die Quellen eingehen. Dass aus solchen Verbindungen Kinder hervorgehen, kann man ebenfalls annehmen, die, nach der üblichen Praxis an den Höfen der damaligen Zeit, finanziell abgesichert werden, aber nicht ins Umfeld des Vaters kommen.

Seit einigen Jahren geht die Carl Theodor-Forschung davon aus, dass der Kurfürst noch einen weiteren Sohn hat, der von ihm erst sehr spät und auch dann nur sehr versteckt anerkannt wird.

Im Oktober 1750 bringt die 16jährige Christine von Stengel, geborene von Hauer, seit 22 Monaten mit Johann Georg von Stengel verheiratet und am Mannheimer Hof eingeführt, hier in Mannheim einen Sohn Stephan als erstes Kind zur Welt. Wie es zu dem Verhältnis Carl Theodors mit der jungen Frau von Stengel kommt, darüber erfahren wir nichts Genaueres. Da Stephan ehelich geboren, wenn auch im Ehebruch gezeugt ist, gilt er als ehelich, solange dies nicht angefochten wird. Eine offizielle Legitimierung des Kindes durch Carl Theodor hätte allen Beteiligten nur geschadet.

Stephan von Stengel wird geboren zu einer Zeit, als Carl Theodor seit acht Jahren mit Elisabeth Auguste verheiratet ist und das Paar vergeblich auf einen Erben wartet. Es ist auch die Zeit, in der die vier Jahre ältere Kurfürstin immer noch in die Regierungsgeschäfte eingreift und es dem inzwischen 26-jährigen Carl Theodor weiterhin schwermacht, sich als

Landesherr zu profilieren. Dass dieser Sohn Stephan nicht anerkannt wird, hat sicher verschieden Gründe. Seine Mutter ist eine verheiratete Frau, ihr Ehemann ein Jugendfreund Carl Theodors, der – wie vor ihm schon sein Vater und Großvater – am kurpfälzischen Hof tätig ist. Anders als mehr als ein Jahrzehnt später fehlt es dem Kurfürsten vielleicht zu dieser Zeit noch an Sicherheit und Unabhängigkeit gegenüber der Hofgesellschaft und seiner Ehefrau, sich zu einem außerehelichen Kind zu bekennen. So gilt Stephan von Stengel als Sohn eines der hohen Beamten Carl Theodors. Er nennt bis zu seinem Lebensende Johann Georg von Stengel seinen Vater, auch zu einer Zeit noch, als er um seinen wirklichen Vater wissen muss.

Obwohl nicht legitimiert, ist auch dieser Sohn Carl Theodors, vor allem ab seinem 20. Lebensjahr, in unmittelbarer Nähe des Kurfürsten bis zu dessen Tod als einer seiner engsten Mitarbeiter. Als ältestes von 18 Geschwistern, die aber Stiefgeschwister sind, wächst Stephan von Stengel auf, im Winter in einem Palais in Schlossnähe, im Sommer im Stengelschen Schloss in Seckenheim. Erziehung und Ausbildung entsprechen dem, was dem Sohn eines hohen Hofbeamten zukommt. Er heiratet Marianne von Blesen aus einer adligen Beamtenfamilie und bleibt auch damit in der gesellschaftlichen Schicht seines Stiefvaters.

Stephan wird ein vielseitig gebildeter Staatsmann, in vielem dem Kurfürsten ähnlich, aber auch nicht unähnlich seinem Stiefvater. Er begleitet Carl Theodor auf seiner zweiten Italienreise und gehört zu denen, die dazu beitragen, dass aus Mannheim ein Neckar-Athen oder Neckar-Florenz wird, die mitwirken bei der Gründung der Academia Palatina, der pfälzischen Akademie der Wissenschaften, bei der Gründung der Kurfürstlichen Deutschen Gesellschaft, die sich der Pflege der deutschen Sprache widmet, bei der Errichtung des Teutschen Comödienhauses, dem heutigen Nationaltheater. Doch immer achtet Carl Theodor darauf, in der Öffentlichkeit keine besonders enge Bindung an die Familie von Stengel entstehen und erkennen zu lassen.

Wenige Monate nach dem Kurfürsten folgt auch Stephan, jetzt 28 Jahre, diesem

nach München und erwirbt sich auch in Bayern in den folgenden zwanzig Jahren als ein treu ergebener Beamter Carl Theodors große Verdienste für dessen Regierung, ohne dass sich diese Treue und Arbeitsleistung in der Öffentlichkeit in einer Anhebung der gesellschaftlichen Position der Stengels niederschlagen. Doch scheint Stephan von Stengel durch Anspielungen und die Eifersucht von Kreisen des Hofes, die um seine Geburt zu wissen scheinen, zu leiden. Erst in der Mitte der achtziger Jahre bahnt sich eine Änderung an. 1785 jedenfalls bekommt Stephan von Stengel die Hoheitsrechte über das Gut Biederstein bei Schwabing für sich und seine Nachkommen. Drei Jahre später, 1788, wird in Schwetzingen in einem Adelsdiplom für Johann Georg von Stengel, Stephans Stiefvater, und seine Nachkommen die Standeserhöhung zum Reichsfreiherrn festgelegt mit dem Zugeständnis, das bisherige von Stengelsche Wappen mit weiteren Zutaten zu versehen. In zwei noch ungenutzten Feldern des Wappens werden je zwei blaue Wecken oder Rauten aufgenommen, die seit dem 13. Jahrhundert das Wappen der wittelsbachischen Landesherrn auszeichnen. Was jedoch aufhorchen lässt: dieses Stengel-Wappen mit den blauen Wecken oder Rauten führt nur Stephan und dann seine Nachkommen, nicht seine Stiefgeschwister. Damit hat Carl Theodor ein wittelsbachisches Bastard-Wappen geschaffen für diesen nicht ehelichen Leibeserben und so auf diese Weise nach 38 Jahren die Anerkennung Stephan von Stengels als natürlicher Sohn des Kurfürsten vollzogen. Spätestens ab diesem Zeitpunkt muss nun auch Stephan wissen, wer sein wahrer Vater und dass er ein Wittelsbacher ist. Dass ab jetzt mit dieser Anerkennung auch ganz offen umgegangen wird, zeigt sich immer wieder, besonders auch darin, dass bei der Eröffnung des persönlichen Nachlasses im Zusammenhang mit Carl Theodors Tod nur drei Personen zugegen sind: ein dem Kurfürsten vertrauter Hofbeamter und die beiden kurfürstlichen Söhne, der von seiner Geburt an legitimierte Carl August von Bretzenheim und Stephan von Stengel, dessen Identität 38 Jahre lang nicht offengelegt worden ist.

Obwohl sich Stephan von Stengel in Bayern einen Namen macht mit Reformen auf vielen Gebieten, besonders bei der Trockenlegung und Kultivierung des Donaumooses, entlässt Carl Theodor diesen ihm gegenüber immer loyalen Sohn aus seiner Position als staats- und wirtschaftspolitischer Innovator. So sehr ist der alte Kurfürst kurz vor seinem Tod von reformfeindlichen konservativen Kreisen beherrscht, dass er Stephan von Stengel für weniger angefochtene Aufgaben einsetzt. Dessen Vorstellungen und Vorarbeiten für den modernen Staat bleiben noch ungenutzt, doch auf diesen Vorarbeiten gestaltet dann Montgelas unter der Regierung von Carl Theodors Nachfolger Max Joseph schließlich doch den modernen bayerischen Staat. Stephan von Stengel gehört später zu Max Josephs Beamtenapparat als eine Art Regierungspräsident mit Amtssitz in Bamberg. Er ist Augenzeuge und Teilnehmer bei den Feierlichkeiten am 1. Januar 1806, als Bayern Königreich und Max Joseph erster bayerischer König wird. Nicht er, der illegitime Sohn Carl Theodors kann das werden, sondern nur der Neffe Elisabeth Augustes, Max Joseph. Stephan von Stengel, dieser tatkräftige illegitime Wittelsbacher, stirbt 1822 mit 72 Jahren in Bamberg.

Einer der sehnlichsten Wünsche des Kurfürsten Carl Theodor, der nach einem legitimen Erben und Nachfolger, geht nicht in Erfüllung, weder in der 52-jährigen Ehe mit Elisabeth Auguste noch in der vier Jahre dauernden mit der jungen Maria Leopoldine von Habsburg-Este.

Seine beiden außerehelich geborenen Söhne gelten nach der damaligen Rechtslage als nicht verwandt mit ihm. Aus der heutigen Perspektive wäre es wohl auch kaum wünschenswert, wenn Carl August von Bretzenheim zum drittmächtigsten deutschen Reichsfürsten geworden wäre. Er ist ein Genussmensch, der das Regieren seinen Beamten überlässt und ein Leben mit ausgeprägt bürgerlichen Zügen liebt.

Anders sein um 19 Jahre älterer Halbbruder Stephan von Stengel. Mit seinen intellektuellen Gaben, seiner geistigen Beweglichkeit und seinen künstlerischen Ambitionen ist er dem Carl Theodor der Mannheimer Jahre sehr ähnlich. Warum sich der Kurfürst so schwer tut, ihn vor der Öffentlichkeit anzuerkennen, hat außer den schon genannten

Gründen wahrscheinlich auch zu tun mit seinem Verhaftetsein in den von der Kirche bestimmten Konventionen, vor allem deren moralischen Eheverpflichtungen. Denn trotz aller Liberalität durch die Philosophie der Aufklärung ist Carl Theodor ein treuer Sohn der Kirche. Dass ein Fürst Mätressen und von diesen Kinder hat, ist üblich, weniger die Tatsache, einen Sohn zu haben mit einer verheirateten Frau aus der adligen Gesellschaft und zudem noch die eines Freundes und von ihm abhängigen hohen Hofbeamten.

#### *Anmerkungen*

Ebersold, Günther: Karl August Fürst von Bretzenheim, der Sohn Carl Theodors. – In: *Lebenslust und Frömmigkeit. Kurfürst Carl Theodor (1724–1799) zwischen Barock und Aufklärung. Handbuch (Band 1)*. Hrsg. von Alfred Wiczorek, Hansjörg Probst und Wieland Koenig. Regensburg 1999, S. 43–47.

Ebersold, Günther: Karl August Reichsfürst von Bretzenheim. Die politische Biographie eines Unpolitischen. Norderstedt 2004.

Groening, Monika: Karl Theodors stumme Revolution. Stephan Freiherr von Stengel (1750–1822) und seine staats- und wirtschaftspolitischen Innovationen in Bayern. *Mannheimer Geschichtsblätter Neue Folge/Beiheft 3*, Ubstadt-Weiher 2001, S. 28–42.

Rall, Hans: Karl Theodor. Regierender Herr in sieben Ländern. *Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz. Neue Folge Band 8*. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 1993.

Svoboda, Karl J.: Prinzessinnen und Favoritinnen. *Kurpfälzische Frauengestalten am Mannheimer Hof*. Mannheim 1989, S. 107–136.

Svoboda, Karl J.: Mätressen und Kinder Carl Theodors in seiner Mannheimer Zeit. – In: *Lebenslust und Frömmigkeit. Kurfürst Carl Theodor (1724–1799) zwischen Barock und Aufklärung. Handbuch (Band 1)*. Hrsg. von Alfred Wiczorek, Hansjörg Probst und Wieland Koenig. Regensburg 1999, S. 37–42.



Anschrift der Autorin:  
Eleonore Kopsch  
Werderstraße 9  
68165 Mannheim

# Der Erlenhof

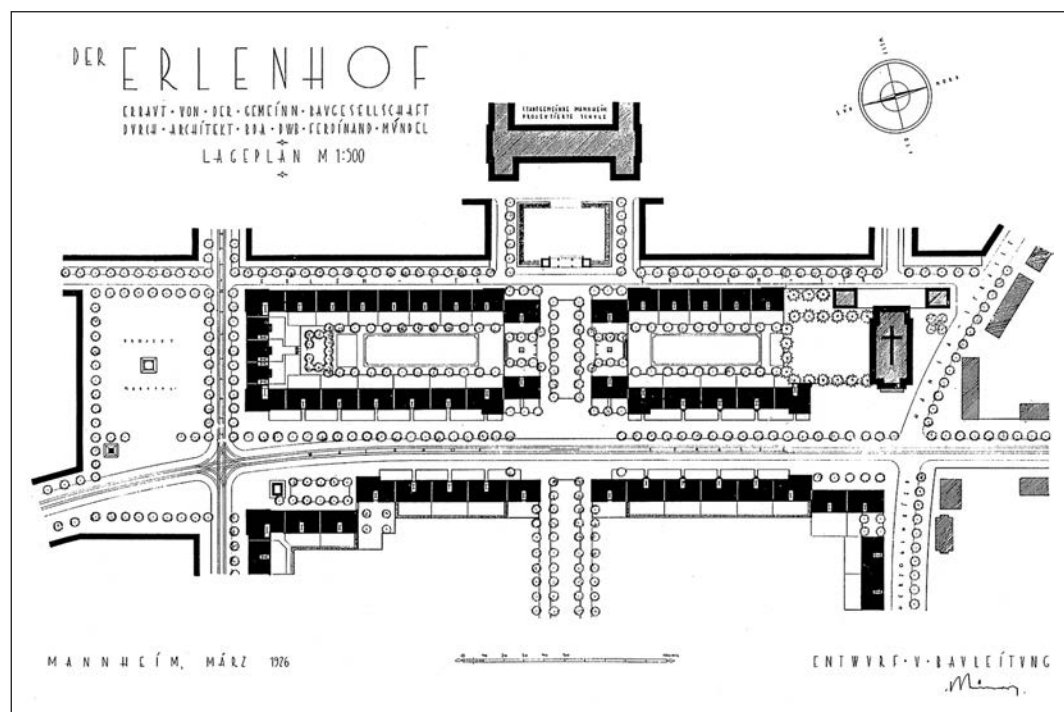
## DIE HISTORIE

Anfang des Jahres 1926 hatten die Stadt-  
väter Mannheims ihrer neu gegründeten Woh-  
nungsbaugesellschaft den Auftrag erteilt, mög-  
lichst schnell den akuten Mangel an kosten-  
günstigen Wohnungen zu beseitigen. Am 17.  
März 1926 tagte der Aufsichtsrat der Gemein-  
nützigen Baugesellschaft Mannheim das erste  
Mal. Kurz darauf, am 10. Mai 1926, wurde auf  
dem am nördlichen Rand der Neckarstadt ge-  
legenen 25 386 m<sup>2</sup> großen Areal mit dem Bau  
der Wohnanlage Erlenhof begonnen.

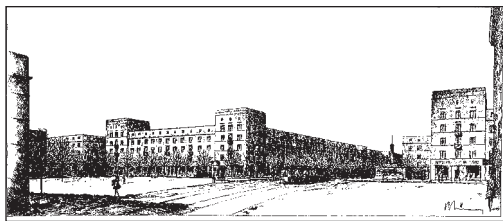
Nach knapp einem Jahr Bauzeit konnten  
die 51 drei- und viergeschossigen Häuser  
bezogen werden. Neben 393 Zwei-, Drei- und  
Vier-Zimmer-Wohnungen waren neun der Ver-

sorgung der Bewohner dienende Gewerbeein-  
heiten untergebracht. Die Wohnungen selbst  
waren modern geschnitten, sie waren fort-  
schrittlich mit Wasser, Strom und Gasan-  
schluss ausgestattet. Die großzügigen Innen-  
höfe beherbergten Sitzgruppen für Erwach-  
sene und Kinderspielflächen.

Die Gemeinnützige Baugesellschaft Mann-  
heim hatte das Gelände in Erbpacht erworben  
und die bereits vorhandene Planung im  
Wesentlichen übernommen. Mit den weiteren  
Architektenleistungen wurde der Architekt,  
Herr Ferdinand Mündel (1885–1964) bestellt.  
Der gebürtige Mannheimer hatte bis zu diesem  
Zeitpunkt bereits umfassende Vorarbeiten für  
einen anderen Auftraggeber geleistet. Die



Erlenhof – Lageplan 1926



*Erlenhof Platzanlage von Süden 1926*



*Ansicht*

Gestaltung des Erlenhofes setzte in architektonischer und städtebaulicher Hinsicht neue Maßstäbe. Die Architektur entsprach einer dem Expressionismus angelehnten, in den zwanziger Jahren als „Neues Bauen“ oder „Neue Sachlichkeit“ bezeichneten Baustil.

Die Wohnanlage besteht aus zwei großen Wohnblocks in Blockrandbebauung westlich der Waldhofstraße, zwei Wohnblocks östlich der Waldhofstraße und einem kleineren Gebäude im Winkel an der Herzogenriedstraße. Die Wohnblocks an der Waldhofstraße sind viergeschossige Bauten mit zusätzlichem Attikageschoss und flach geneigtem Dach. Sie sind als Putzbauten mit Sandsteingliederungselementen ausgebildet. Monumentale Akzente werden durch die höheren turmartigen Eckrisalite an der Südseite des westlichen Blocks Ecke Waldhof-, / Zeppelin-, / Erlenstraße / Mühlaugrün gesetzt, die durch ein fünftes Wohngeschoss mit Rundfenstern und Brüstungsaufsatz darüber charakterisiert sind. Eine dritte turmartige Eckbetonung mit Querriegel am südlichen Ende der östlichen Seite der Waldhofstraße wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört. Weitere bauliche Akzente übernehmen an beiden Straßenseiten Eckrisalite in der Höhe der Wohnblocks, an die –

unterschiedlich eingesetzt – zurückliegende Flügel angebunden sind.

Die Baublöcke an der Waldhofstraße sind durch die Lindenallee des Mühlaugrüns voneinander getrennt. Der westliche Teil des Mühlaugrüns geht nach Norden und Süden in die begrünten Innenhöfe über, die jeweils hinter einer Mauer und einem monumentalen Gittertor liegen. Unmittelbar hinter den Gittertoren stehen auf einem Plateau zwei Springbrunnen, südlich der Majolika-Brunnen des Bildhauers Otto Schneider aus Karlsruhe, nördlich der Muschelkalk-Brunnen des Bildhauers Franz Gelb aus Mannheim, beide mit expressionistischem Dekor. Dahinter liegt abgesenkt die Grünfläche des Innenhofs, die früher mit Pergolen, Bänken und Spielplätzen zur Erholung der Bewohner ausgestattet war. Die Mieter waren in der Mehrheit Beamte und Angestellte und nur in der Minderheit Arbeiter und andere Berufstätige – ein Tatbestand, der dem Ziel, Wohnraum für Minderbemittelte zu schaffen, wohl nicht ganz genügte.

Bemerkenswert an der Siedlung Erlenhof ist die monumentale moderne Form der Siedlung, die aus großen lagernden kubischen Formen besteht, die in sich stadträumlich differenziert gegliedert sind. Lediglich an der Erlenstraße und Zeppelinstraße wurden halbe Mansardendächer bzw. ein ganzes Mansardendach zwecks Anpassung an die umgebende Bebauung aufgesetzt. Die Grünflächen vor den Häusern und in den Innenhöfen sowie das unterteilende Mühlaugrün sind integrativer Bestandteil der Siedlung. Die Siedlung ist optimal auf die Bedürfnisse der Bewohner zugeschnitten und nach den modernsten hygienischen Gesichtspunkten geplant und ausgeführt. Für eine Kirche mit Pfarrhaus wurde ein Platz nordwestlich der Siedlung freigehalten. Die katholische Kirche St. Nikolaus mit Pfarrhaus wurde 1930–1932 nach Plänen des Architekten Hermann Otto Künkel als nördlicher Abschluss der Siedlung errichtet.

Die von der Stadt Mannheim gegründete Gemeinnützige Baugesellschaft verwirklichte in dieser Siedlung den Prototyp einer modernen gemeinnützigen Großsiedlung. Sie ist im deutschsprachigen Raum eines der frühesten Beispiele dieses Typus. Vergleichbar wären im deutschsprachigen Raum z. B. der Blaue Hof in



*Ansicht alt*



*Ansicht neu*

Köln-Buchforst, der 1929 fertiggestellt wurde und weniger fortschrittlich in der Ausstattung war, oder der im Jahre 1930 fertiggestellte Karl-Marx-Hof in Wien. Der Erlenhof ist als gemeinnützige Großsiedlung von hohem gestalterischen und funktionalen Anspruch.

An der Erhaltung der Großsiedlung Erlenhof besteht aus wissenschaftlichen, künstlerischen und heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse insbesondere aufgrund ihrer sozial- und architekturgeschichtlichen Bedeutung. Sie ist ein herausragendes Beispiel des modernen sozialen Siedlungsbaus und ein wichtiger Meilenstein in der Stadtbauentwicklung von Mannheim. Für das Schaffen des Architekten Ferdinand Mündel stellt sie ein bedeutendes Werk dar.

Der Erlenhof wurde im Zweiten Weltkrieg teilweise stark zerstört. 11 Häuser werden im Schadenskataster mit einem Zerstörungsgrad von 80%–100%, weitere sechs Häuser mit einem Zerstörungsgrad von 50%–80% geführt. Für fünf Häuser ist ein Zerstörungsgrad von 30%–50% dokumentiert, 28 Häuser wiesen Zerstörungen bis 30% auf.

Die Häuser Waldhofstraße 110, 112 und 114 wurden nicht authentisch wiederaufgebaut, was sich leicht durch die veränderte Fassadenfläche erkennen lässt.

Der Wiederaufbau war 1953 abgeschlossen. In den siebziger Jahren wurden die letzten zusammenhängenden Modernisierungsmaßnahmen vorgenommen. Leider sind diesen Maßnahmen sowohl die dreieckigen Treppenhäustürme als auch die Sprossenfenster zum Opfer gefallen.

Schon lange war den Verantwortlichen der GBG und der Kommune klar, dass diese Wohnanlage einer allumfassenden Modernisierungsmaßnahme zugeführt werden muss. Die Fassadenflächen präsentierten sich in den neunziger Jahren in einem überaus tristen Grau – von Farbe war nichts mehr zu sehen. Eine große Anzahl von Parabolspiegeln tat ein Übriges zum unansehnlichen Gesamtbild der Wohnanlage. Auch das Innenleben der Häuser war, was die gesamte Haustechnik und die Ausstattung anging, nicht mehr zeitgemäß, wobei Brennstoffe wie Gas, Öl sowie alle Arten von Festbrennstoffen zum Einsatz kamen. Die Warmwasserbereitung erfolgte über Gas- oder Elektrodurchlauferhitzer, teilweise waren sogar noch Kohlebadöfen im Einsatz.

## DIE SANIERUNGSMASSNAHME

Ende der neunziger Jahre wurde intensiv über eine Sanierung des Erlenhofes nachgedacht. Erstaunlicherweise waren die Wohnungen trotz der bescheidenen technischen Ausstattung und des baulichen Zustandes voll vermietet. Neben einer großen Zahl ausländischer Mieter wird die Wohnanlage auch von vielen älteren Mieterinnen und Mietern (etliche Mietverträge sind 30 Jahre alt und älter) geschätzt.

Der vorhandene Straßenbahnanschluss, die Nähe zur Innenstadt und vor allem die Liebe zur Neckarstadt und zur Wohnanlage selbst führen die Mieter als Argumente an, wenn man sie fragt, was den Wert der Wohnanlage für sie ausmacht. Vor der Sanierungs-



*Haustür*



*Türkisches Geschäft*

maßnahme lag die durchschnittliche Grundmiete bei 4,04 €/m<sup>2</sup> Wohnfläche.

Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg hat den Erlenhof im Jahr 2000 nach § 2 DSchG aus wissenschaftlichen, künstlerischen und heimatgeschichtlichen Gründen zum Kulturdenkmal erhoben.

Die im folgenden durchgeführte Planung der Sanierungsmaßnahme erfolgte in enger Kooperation mit dem Landesdenkmalamt und der unteren Denkmalschutzbehörde.

Nachdem verschiedene Möglichkeiten zur Umsetzung der Sanierungsmaßnahme geprüft waren, konnte schließlich zu Beginn des Jahres 2004 der Auftrag zur Sanierung des Erlenhofes als Generalunternehmerleistung an die Arbeitsgemeinschaft Bilfinger Berger AG / Züblin AG erteilt werden.

Die Maßnahme umfasst die ganzheitliche Sanierung der 50 Häuser und wurde in 6 Bauabschnitte unterteilt. Die Dacheindeckung der flach geneigten Dächer wurde insgesamt erneuert, die Dachdeckung der Mansarden-

dachteile wurde überarbeitet, wobei sämtliche nicht mehr benötigten Kamine rückgebaut wurden. Alle Naturstein- und Kunststeinbauteile der Fassaden wurden aufgearbeitet bzw. in Teilbereichen erneuert. Sämtliche Fenster der Wohnanlage wurden durch wärmeschutzverglaste Holzfenster ersetzt, wobei zumindest straßenseitig die historische Sprossenteilung nachgebildet wurde. Auch die Haus- und Hoftüren wurden nach historischem Vorbild in Holz erneuert. Wohnungseingangstüren und Zimmertüren wurden – wo immer handwerklich möglich – aufgearbeitet.

Alle Wohnungen wurden mit einer fernwärmeversorgten Zentralheizung ausgestattet, die gesamte Elektroinstallation wurde erneuert. Zeitgemäß ausgestattete Bäder wurden eingebaut, wobei die gesamte Sanitärinstallation erneuert wurde. In den Bädern wurde der Fernwärmedurchlauferhitzer „Taurus 20“ angeordnet. Hierbei wird das warme Wasser nahe den Zapfstellen bereitgestellt und die Mieter können über den Wärmemengen- und Kaltwasser-



*Erlenhof, Luftbild 1927*



*Erlenhof, Fastnacht 1928*

zähler ihren Verbrauch an Heizung, Warmwasser und Kaltwasser selbst kontrollieren. Die Abrechnung des Verbrauchs erfolgt ebenfalls mit diesen Zählerdaten.

Aufgrund der auch heutigen Anforderungen gerecht werdenden Zimmergrößen mussten keine Grundrissveränderungen größeren Ausmaßes vorgenommen werden. Von Fall zu Fall wurde das Badezimmer zu Lasten der Küche vergrößert.

Allumfassende Malerarbeiten sowie ein neuer Bodenbelag runden die Maßnahme ab, so dass die Wohnungen nach der Sanierung durchaus Neubaustandard entsprechen. Die gesamten Aufwendungen der GBG für die Sanierung des Erlenhofes belaufen sich auf 25,4 Mio. €.

In Mieterversammlungen wurden die Mieter über die bevorstehenden Arbeiten unterrichtet. Bereits im Vorfeld war den Projektverantwortlichen klar, dass die Mieter während der Bauzeit des jeweiligen Bauabschnittes nicht in den angestammten Wohnungen verbleiben können. In drei Häusern wurden die Wohnungen möbliert und den Mietern des jeweiligen Bauabschnittes als Ausweichquartiere über die Bauzeit von ca. neun Wochen zur Verfügung gestellt. Dabei mussten die Mieter nur mit dem Nötigsten umziehen, das eigene Mobiliar wurde von Umzugsfirmen abtransportiert, professionell eingelagert und nach Beendigung der Bauarbeiten wieder am angestammten Platz aufgebaut, so dass die Mieter in die fertig renovierten und fertig eingerichteten Wohnungen zurückziehen konnten.

So wurde die Maßnahme in weniger als drei Jahren und rechtzeitig zum 400-jährigen Jubiläum der Stadt Mannheim fertiggestellt. Das Ende der Bauarbeiten wurde am 21. November 2006 im großen Gemeindesaal der benachbarten Paul-Gerhardt-Gemeinde mit einem Festakt begangen.

Die GBG – Mannheimer Wohnungsbau-gesellschaft mbH bedankt sich bei allen, die zum Gelingen der Maßnahme beigetragen haben. Ein ganz besonderer Dank ergeht an unsere Mieterinnen und Mieter, die durch ihre Kooperationsbereitschaft einen wesentlichen Anteil an diesem Erfolg haben.

*Quelle* \_\_\_\_\_

75 Jahre GBG – Mannheimer Wohnungsbaugesellschaft mbH 1926–2001



Anschrift des Autors:  
Theodor Schneider  
GBG Mannheimer  
Wohnungsbaugesell-  
schaft mbH  
Ulmenweg 7  
68167 Mannheim

# Das Jahrhundert der Kriege, der Zerstörung, des Wiederaufbaus und der Stadtentwicklung

Die städtebauliche Entwicklung der Stadt Mannheim seit 1907

Das 20. Jahrhundert ist wie kaum ein anderes zuvor von mehreren sehr harten Brüchen geprägt, die meistens durch politische Ereignisse, in den letzten Jahrzehnten auch durch wirtschaftliche und kulturelle verursacht wurden. Das gilt auch für Architektur und Städtebau.

Das erste dieser Ereignisse war der 1. Weltkrieg, mit dem 1918 die Kaiserzeit endete und die erste deutsche Republik begann. Für Deutschland schloss sich die tiefgreifende Wirtschaftskrise mit der Inflation der begin-

nenden zwanziger Jahre an, die zum Ende des allgemeinen bürgerlichen Wohlstandes führte. Zur gleichen Zeit (und mit bedingt durch die zuvor beschriebenen Ereignisse) setzte ein totaler Umbruch der gesellschaftlichen und kulturellen Werte ein. Im Gesellschaftsleben verloren Adel, Militär, Uniformen ihre Bedeutung – die Jugendbewegung wollte die engen verstaubten Lebensformen überwinden, Sport und Freikörperkultur gewannen immer mehr Anhänger, die Haare und Röcke der Damen wurden immer kürzer und viele Herren trugen



*Planken als Fußgängerzone seit 1975*

Schillerkragen statt der vorher üblichen steifen Krägen. Neue Gesellschaftstänze setzten sich durch (Jazz, Tango, Foxtrott, . . .). In allen Bereichen der Kunst (Musik, Literatur, Theater, Malerei, Plastik Architektur) wurden alle bisherigen Wertvorstellungen über Bord geworfen und durch total neue ersetzt: Expressionismus, Kubismus, Dadaismus, Zwölftonmusik, Bauhaus, neue Sachlichkeit. Zwar haben sich diese neuen Strömungen in der Kunst mit dem Jugendstil schon vorher angekündigt, aber erst nach 1918 konnten sie sich auf breiterer Ebene durchsetzen. In Architektur und Städtebau gab es in den ersten Jahren eine Übergangsphase und die Gleichzeitigkeit mehrerer Stilrichtungen. So wurden neue Wohngebiete wie Reiherhof, Schafweide und Almenhof in eher traditioneller Bauweise gebaut, während u. a. der Erlenhof, Möhlblock und Pfalzplatz fast zur gleichen Zeit dem Neuen Bauen folgten.

In der jungen demokratischen Republik gab es harte Auseinandersetzungen zwischen den mehr konservativen und reaktionären und den fortschrittlichen sozialistischen Parteien mit mehreren Putschversuchen von rechts und links, die extremen Rechten und Linken lieferten sich Straßenkämpfe, im Reichstag wurde heftig gestritten, und eine Reichsregierung löste die andere ab. Bis Hitler mit seiner Machtübernahme 1933 diese Phase gewaltsam beendete.

Unter dem Nationalsozialismus wurden alle Äußerungen der neuen Kunst und Architektur als „entartet“ geächtet, sie wurden verboten und gar verbrannt. In der Baukunst wurde der „Heimatstil“, orientiert am überkommenen regionalen Bauen, für Wohnhäuser, Schulen und viele andere Vorhaben bevorzugt (wie beim Plankendurchbruch und Rathaus E 5 aber auch bei Kasernen und Luftschutzbunkern). In der Zeit zwischen 1933 und 1945 wurden zwar große Pläne gemacht, aber wenig gebaut, von großen Nebenerwerbssiedlungen abgesehen, wie in Schönau, der Gartenstadt, Casterfeld und Rheinau Süd. In der Innenstadt wurden nicht nur die Plankendurchbrüche realisiert, sondern in G 6 und J 3 auch die erste Altstadtanierung.

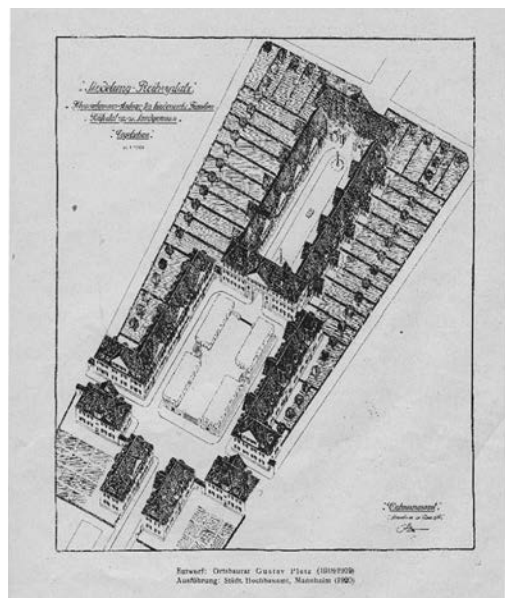
Der 2. Weltkrieg setzte allem zivilen Bauen ein jähes Ende. Der Luftkrieg hat Mannheim



*Wohngebiet Pfalzplatz, 1926-31 erbaut, Architekt Max Schmechel, Luftbild 1930*

mit ca. 150 Angriffen seit 1942 sehr stark getroffen, in der Innenstadt wurden 90% aller Gebäude stark beschädigt oder total zerstört, und auch in vielen Stadtteilen waren Bombenschäden zu beklagen, vor allem im Lindenhof. Wegen der vielen Schutzbunker war die Zahl der etwa 2700 Todesopfer vergleichsweise gering, wenn man etwa an Pforzheim denkt, wo bei einem Angriff Anfang 1945 18 000 Menschen umkamen.

Nach dem Ende des Kriegs und der Hitler-Diktatur ging es zuerst darum, den in der Stadt verbliebenen und in sie zurückströmenden



*Siedlung Reiherplatz Käferthal, 1919-20 von G.A. Platz (Wohnungsamt) für kinderreiche Familien entworfen*



*Hochbunker Luisenring für 1000 Personen,  
1940 Städtisches Hochbauamt*

Menschen ein Dach über dem Kopf zu schaffen. Denn vier Jahre nach Kriegsende hausten noch über 10 000 Menschen in Notunterkünften wie Baracken und Bunkern. Deshalb ging man zuerst daran, beschädigte Häuser wieder mit einem oft provisorischem Dach zu versehen. Vielen solcher Gebäude setzte man ein weiteres Geschoss auf, um ohne neue Erschließungsanlagen zusätzlich Wohnraum zu schaffen. Dass man dabei wenig auf die Gründerzeitarchitektur Rücksicht nahm, lässt sich noch heute im Stadtbild ablesen: historistische Architektur fand man kitschig und wenig wertvoll, weshalb viele Gründerzeitfassaden beim Wiederaufbau „bereinigt“ wurden, indem man die ungeliebten Fassadendekorationen wie Gesimse und Pilaster abschlug, um eine glatte moderne Fassade zu bekommen. Nach der Währungsreform 1948 konnte man auch wieder an den Neubau von Wohnungen denken. Die ersten Neubauten entstanden als „Einfachwohnungen“ ab 1950 an verschiedenen Standorten im Stadtgebiet: ohne Bad und Zentralheizung. Nächste Projekte waren die Ludwig-Frank-Siedlung in der



*Blick über die zu 90 % zerstörte Mannheimer Innenstadt  
1945*

Neckarstadt-Ost mit 310 Wohnungen (unter Verwendung von Beton aus Trümmersteinen) und die „ECA“-Siedlung in der Unteren Mühlau, wo 270 Wohnungen entstanden, Ergebnis eines bundesoffenen Wettbewerbs und finanziell durch Marshallplangelder gefördert.

In den nun folgenden Jahren bis 1970 wurden rings um die Stadt große neue Wohngebiete erschlossen. Den Bebauungsplänen liegen durchweg die Maximen der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ zugrunde: offene Bauweise mit mehrgeschossigen Zeilen, zweigeschossigen Reihenhäusern und den erst Wohnhochhäusern mit punktförmigem Grundriss, alles durchgrünt mit relativ großen Freiflächen, erschlossen oft über Stichstraßen und Wohnwege zur Vermeidung von Durchgangsverkehr. Das erste Beispiel war die Siedlung Aubuckel in Feudenheim, die konsequenteste Planung eines neuen Wohngebiets im Sinne dieser Maximen des modernen Städtebaus wurde mit der Vogelstang realisiert.

Beim Wiederaufbau der Innenstadt wurde das historische Quadratesystem der Straßen beibehalten mit der Ausnahme, dass die Quadrate T 4 und T 5 zusammengezogen wurden, um die Sickinger-Schule zu bauen. Beim Wiederaufbau der Quadrate F 5, F 6 und S 4 wurden statt der typischen Blockrandbebauung parallel stehende Wohnzeilen mit fünf Geschossen gebaut, und in R 7 und N 6 sogar Hochhäuser: Die Straßenbreiten blieben unverändert mit Ausnahme der Heidelberger Straße, der Fressgasse, der Kunststraße und der Kurpfalzstraße: in Erwartung des zunehmenden Autoverkehrs sollten sie aufgeweitet



*Wohngebiet Aubuckel Feudenheim, erbaut 1951-58 von der GBG, Architekt Peter Urban*

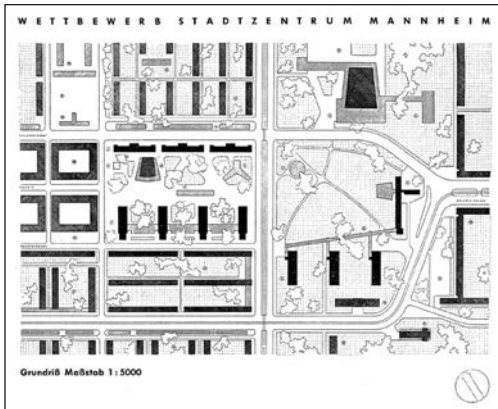
werden. Nach dem Aufbauplan von 1946 sollten die Baufluchten um 6 bzw. 8 m zurück gesetzt werden. Da aber in den Quadraten H 1, J 1, K 1, Q 1 und U 1 ältere Gebäude den Krieg überstanden hatten und wieder aufgebaut worden waren, erhielt die Breite Straße in den nördlichen Quadraten jene uneinheitliche Baukanten, die trotz mancher Bemühungen bis heute erhalten blieben.



*Collinstraße: Gründerzeithäuser mit in der Nachkriegszeit aufgesetzten Wohngeschossen*

Außerhalb der Innenstadt wurden verschiedene Konzepte für einen möglichst neuzeitlichen Wiederaufbau erdacht: Soll der Friedrichsplatz in der alten Form erhalten werden oder kann man die damals unter Architekten unerwünschte Symmetrie nicht aufheben? Soll der Wasserturm wieder aufgebaut werden und wenn ja: in welcher Form? Wie sollen die zerstörten Arkadenbauten wieder hergestellt werden? Soll der Rosengarten als Konzert- und Kongresshalle an alter Stelle wieder aufgebaut oder an den Friedensplatz verlegt werden? Für alle diese Fragen gab es entweder Vorschläge von Architekten oder politischen Gruppierungen oder es wurden Wettbewerbe und sogar Bürgerentscheide abgehalten. Für manche total zerstörten Stadtbereiche wie den Lindenhof wurden radikal neue Konzeptionen überlegt. Die meisten dieser Konzepte sind nicht realisiert worden, was aus heutiger Sicht zu begrüßen ist.

Ende der 1960er Jahre wurden in fast allen Großstädten unter dem Motto „Urbanität



*Vorschlag der Architekten A. Lange und H. Mitzlaff 1948 zur Umgestaltung des Friedrichsplatzes mit dem Ziel, die Symetrie der Anlage aufzulösen und auf den Wasserturm zu verzichten*

durch Dichte“ Hochhauskomplexe geplant und gebaut mit Tiefgaragen in den Untergeschossen, Läden im EG, darüber Büros und Wohnungen. In diesem Sinn gab es in Mannheim Pläne für die leeren Quadrate D 3 und F 3 mit bis zu 12 Geschossen. Sie wurden aber

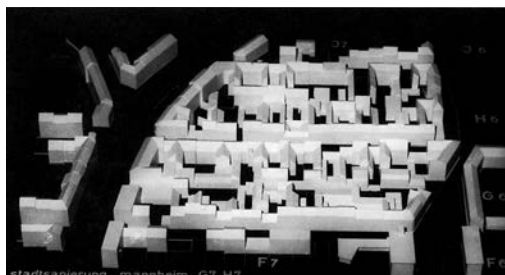
zugunsten einer Bebauung aufgegeben, die sich besser in die Quadraturestruktur einfügt, also ohne Hochhäuser.

Dagegen wurden die von Architekt Karl Schmucker entwickelten Konzepte für eine Bebauung des Neckarufers ab 1970 realisiert als stadträumliche Klammer zwischen Innenstadt und Neckarstadt: das Collincenter auf dem Gelände des alten Straßenbahndepots, mit 300 Wohnungen im 30-geschossigen Hochhaus, Büros im Verwaltungsbau (von der Stadt als Technisches Rathaus genutzt), mit Läden und einem Hallenbad in Foyergeschoss. Auf der anderen Uferseite die Neckaruferr-Nord Bebauung mit drei Wohnhochhäuser, Terrassenwohnhäusern zum Neckar hin, mit zwei gewerblichen Berufsschulen und allerlei Wohnfolgeeinrichtungen, das alles über zwei Parkierungsebenen. Die alte Feuerwache sollte einem Museumsneubau weichen, wurde aber als Folge von Bürgerprotesten erhalten und zum multifunktionalen Kulturzentrum ausgebaut.

In den 1970er Jahren nach Abschluss des Wiederaufbaus und der großen Stadterweiterungen gab es einen radikalen Paradigmen-



*Neckaruferebebauung: Wohnen und Gewerbeschulen auf dem Nordufer, das Collincenter mit Büros und Wohnungen auf dem Südufer 1975-82, Konzept Karl Schmucker*



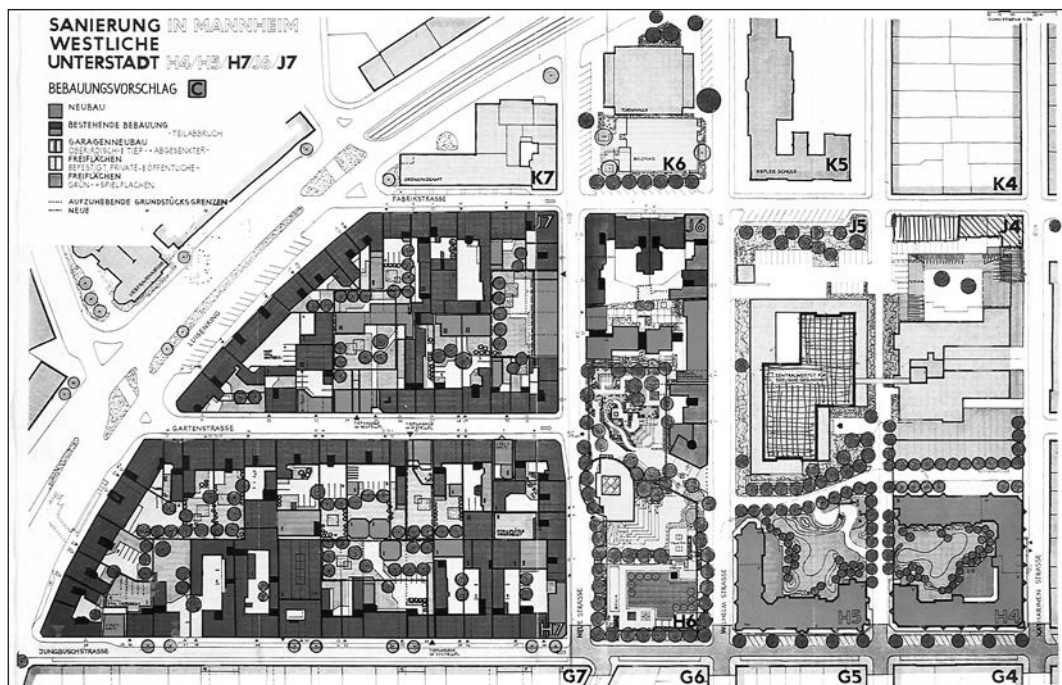
Westliche Unterstadt Sanierungskonzept 1970:  
die enge Altbau-substanz (oben) sollte einer völlig neuen  
Hochhausbebauung (unten) weichen

wechsel – nicht nur in Mannheim: die Studie  
des Club of Rome 1970 über „Die Grenzen des  
Wachstums“ haben den allgemeinen Fort-



Alte Hauptfeuerwache, erbaut 1911–12 von Richard  
Perrey, saniert und zum Kulturzentrum umgebaut von  
Andreas Plattner 1979–81. Im Hintergrund ein Wohnhoch-  
haus der Neckaruferebebauung.

schritts glauben erschüttert, man trachtete  
wieder mehr nach Bescheidenheit. Mit dem  
europäischen Denkmalschutzjahr 1975 er-  
kannte man den Wert alter Bausubstanz und  
speziell der Gründerzeitarchitektur neu: „old  
and small is beautiful“ statt „neu und groß“ –  
die in den 1960er Jahren so beliebten Wohn-  
hochhäuser verloren ihre Attraktivität, und  
mit der „Postmoderne“ wurden in der Archi-



Erhaltende Erneuerung der westlichen Unterstadt unter weitgehender Beachtung der Altbauten 1975

tektur und im Städtebau traditionelle Gestaltungsformen wieder aufgegriffen.

In Mannheim fiel diese Phase zusammen mit dem Ende der Ära der Oberbaudirektoren Wolfgang Borelly und Heinrich Willing, die 1971 bzw. 1972 in den Ruhestand gingen. Ihnen folgte 1973 Niels Gormsen, der nun für die bisher getrennten Dezernate für Tiefbau/Verkehrsplanung und Hochbau/Stadtplanung gemeinsam zuständig wurde. Er vertrat das Prinzip der „erhaltenden und behutsamen Stadtentwicklung und -erneuerung“. Dadurch wurde der Totalabriss der westlichen Unterstadt verhindert ebenso wie die Umstrukturierung der Oststadt zum Büroviertel. Als war der Beginn der Stadtsanierung für insbesondere das Jungbuschgebiet und die Neckarstadt-West.

Statt großer Neubaugebiete wie die Vogelsang wurde die kleinteilige Erweiterung der Vororte ohne Hochhäuser bevorzugt. Einige bisher von der US-Army genutzte Flächen wurden zu neuen Wohngebieten (Exerzierplatz, Schönau-Nord). Das von Prof. Striffler geplante Wohngebiet in der Feudenheimer Au wurde aufgegeben, weil es den Grünzug Nordost als wichtige Frischluftschneise für die Innenstadt gestört hätte.

Das Stadtautobahnssystem Borellys wurde auf normale Umgehungsstraßen reduziert, und in vielen kahlen Stadtstraßen wurden Bäume gepflanzt.

Die Umstrukturierung der Wirtschaft zeigte sich darin, dass ehemalige Produktionsbetriebe wie Kali-Chemie (Wohlgelegen), Strebel (Friesenheimer Insel); Mohr und Federhaff (Rheinau-Süd) zu neuen Gewerbe- oder Wohngebieten umgewandelt wurden. Die Zahl der Industriebeschäftigten nahm zu Gunsten der in Dienstleistungen Beschäftigten ab, allerdings stieg in diesen Jahren auch die Zahl der Arbeitslosen.

Planken und Breite Straße wurden zur Fußgängerzone mit Straßenbahn umgestaltet, mehrere Tiefgaragen und Parkhäuser gebaut, der Beethovensaal des Rosengartens wieder errichtet, das Stadthaus N 1 (nach zwei Wettbewerben), das Reißmuseum in D 5 und das jüdische Gemeindezentrum F 3 gebaut, die Kunsthalle erweitert und die Alte Feuerwache erhalten und zum Kulturzentrum umgebaut. Die Bundesgartenschau 1975, die Verlegung



*Planken mit Autos. Foto 1969.*

des Maimarkts und der Bau des Landesmuseums für Technik und Arbeit fielen ebenso in diese Zeit wie der Bau der Fachhochschulen in Neuostheim und Planung und Bau der Neubaustrecke der Bahn Mannheim–Stuttgart und der westlichen Riedbahneinführung in den Hauptbahnhof.

Die Bevölkerungszahl der Stadt entwickelte sich in den vergangenen hundert Jahren sehr unterschiedlich: hatte die Stadt um 1900 erst die 100 000 Einwohnergrenze überschritten, hatte sie 1907 schon 175 858 Einwohner und wuchs bis 1939 ziemlich kontinuierlich auf ca. 280 000 Einwohner an (1911 ca. 200 000, 1920 ca. 234 000, 1930 ca. 272 000 Einwohner). Am Ende des 2. Weltkriegs war sie auf 106 000 Menschen abgesunken, erreichte aber schon 1955 die Vorkriegszahl und nahm bis 1970 weiter zu auf 332 000 Einwohner. Man rechnete damals mit einem weiteren Wachstum bis auf 450 000 Einwohner. Tatsächlich verlief die Entwicklung aber anders: Seit 1966 hatte die



*Neubau des jüdischen Gemeindezentrums F 3 mit Synagoge. Architekt Karl Schmucker 1987.*



*Neubau der Moschee am Luisenring. Architekt Mehmed Bedri Sevincsoy, Utrecht, Baujahr 1993–95.*

Zahl der deutschen Einwohner bereits erheblich abgenommen, die Gesamtzahl der Bevölkerung war nur stabil geblieben, weil der Anteil der Ausländer zugenommen hatte von ca. 10 000 im Jahr 1960 über ca. 30 000 (1970), ca. 40 000 (1980) auf ca. 50 000 (1990). Der Trend der Einwohnerabnahme hielt auch in den folgenden Jahren an, weil der Strom der Heimatvertriebenen und DDR-Flüchtlinge versiegt war und die Zuwanderung von Ausländern eher nachließ, z. T. politisch gesteuert. 1985 hatte Mannheim noch 301 464 Einwohner. Deshalb wurde im Baudezernat eine Langfriststudie „Mannheim 2000“ erarbeitet, die zu dem Ergebnis kam, dass die Bevölkerung Mannheims nie mehr wachsen würde, dass man sich vielmehr auf einen weiteren Rückgang einstellen müsste. Kaum hatte man das zur Kenntnis genommen, kam mit dem Fall der innerdeutschen Grenze 1989 eine neue Wendung: Die Einwohnerzahl nahm wieder zu, es wurden wieder neue Wohnungen gebraucht! Das kurz zuvor noch auf Eis gelegte Wohngebiet im Rott/Käfertal wurde nun forciert geplant und erschlossen ebenso wie Erweiterungen in Seckenheim Süd und Neuhermsheim. 2005 hat Mannheim wieder ca. 326 000 Einwohner, darunter ca. 263 000 Deutsche und ca. 63 000 Ausländer, unter denen die Türken mit ca. 20 000 die Mehrheit bilden. Das ist im Stadtbild nicht nur an den Menschen zu erkennen, sondern z. B. daran, dass 1993–95 im Jungbusch eine Moschee gebaut wurde in unmittelbarer Nachbarschaft der katholischen Herz-Jesu-Kirche.

In den Jahren von 1990 bis 2006 wurden viele Planungen der Vorjahre realisiert und

fortgeführt wie die Wohngebiete Niederfeld (Neckarau West), Rheinau-Süd, Schönau-Nord und Wallstadt-Nord oder die Gewerbegebiete Mallau und der Technologiepark auf dem Gelände der ehemaligen Firma Schildkröt in Neckarau. Besonders die Veränderungen rings um den Hauptbahnhof sind zu erwähnen mit der Rekonstruktion des Bahnhofsgebäudes, der Umgestaltung des Willy-Brandt-Platzes mit Tiefgarage und den Bürohochhäusern. Dazu gehört auch das Victoria-Hochhaus als erster Schritt des neuen Stadtquartiers südlich des Hauptbahnhofs im Rahmen des Projekts Mannheim 21 mit dem Bau der Stadtbahn nach Lindenhof–Neckarau-West, der neuen S-Bahnbrücke über den Rhein nach Ludwigshafen, und schließlich der grundlegenden Umgestaltungen bei John Deere mit deren Europazentrale.

In diesen Jahren wurden wichtige Schritte zur Ostentwicklung der Stadt getan mit dem Bau der Maimarkthalle und der SAP-Arena, mit der Erweiterung von Neuhermsheim und dem Bau des Stadtbahnringes Neuostheim–SAP-Arena–Neuhermsheim.

Wichtige Verkehrsbaumaßnahmen waren die zweite Zufahrt zum Rheinauhafen und Ausbau der Mittleren Nordtangente zwischen B 38 und Luzenberg mit der neuen Speckwegunterführung. Die Planungen für eine Westtangente mit neuer Brücke über den Neckar zur Entlastung des Jungbuschviertels sind weit fortgeschritten.

In dieser Zeit liefen die Vorbereitungen auf das 400-Jahr-Jubiläum der Stadt, die in die Neugestaltung der Kurpfalz-Achse vom Paradeplatz über den Kurpfalzkreisel zum Alten Messplatz mündeten. Im Jungbusch wird am Verbindungskanal eine neue Wasserfront gestaltet, die die Pop-Akademie und den Music-Park aufnimmt. Hierzu kann auch die gründliche Sanierung des Schlosses mit Dachaufbau des Mitteltrakts gerechnet werden.

Anschrift des Autors:  
Niels Gormsen  
Tullastraße 18  
68161 Mannheim

# Aktuelle Informationen

Redaktion: Heinrich Hauß

## Lichtinstallation hinter den Fensterfronten des Mannheimer Zeughauses

Verbindung von barocker Architektur und zeitgenössischer Lichtkunst

Für die dreigeschossige Fassade zu mit je 6 Fenstern zu beiden Seiten des leicht vorgezogenen Mittelrisalits des barocken Zeughauses hat die Düsseldorfer

Künstlerin Elisabeth Brockmann eine Lichtinstallation mit riesigen Augen hinter den Fensternischen entworfen. Besonders nachts entwickeln die beiden Augen eine magische Ausstrahlung.

Der Toulonplatz und das gegenüberliegende Museum bilden nach der Künstlerin einen gewaltigen Raum „und eine angemessene Bühne für die Umsetzung von barocker Architektur und zeitgenössischer Lichtkunst“. Elisabeth Brockmann hat ähnliche Installationen bereits am Albertinum in Dresden und an der Münchner Oper realisiert.

*Heinrich Hauß*



*Zeughausfassade mit der Lichtinstallation von Elisabeth Brockmann*

## Herzkammer des alemannisch-schwäbischen Raumes

### 75 Jahre Alemannisches Institut

„Die ‚Herzkammer‘ und das ‚kollektive Gedächtnis‘ der alemannisch-schwäbischen Landschaften“, so nannte Staatssekretär Gundolf Fleischer MdL das Alemannische Institut in seiner Festrede zum 75-jährigen Bestehen der Wissenschaftlervereinigung. Am 9. Dezember 2006 hatten sich bei einem Festakt in der Aula der Universität die Mitglieder und ein illustrierter Kreis aus Wissenschaft, Politik und Gesellschaft ver-

sammelt. Neben dem Blick zurück auf die Geschichte des Instituts richteten die Redner ihre Aufmerksamkeit auch auf seine Zukunft als grenzüberschreitende und interdisziplinäre Forschungseinrichtung im europäischen Kontext.

Der Rektor der Universität, Wolfgang Jäger, repräsentierte mit seinem Grußwort die ein Dreivierteljahrhundert währende intensive Zusammenarbeit mit der Albert-Ludwigs-Universität. Wobei das Institut nie Teil der Universität war, sondern bis 1945 eine Einrichtung der Stadt Freiburg, die beim Festakt von Oberbürgermeister Dieter Salomon vertreten wurde.

Für die engen Kontakte in die Schweiz und ins Elsass standen die Beiträge von Jean-Jacques Fritz,

Conseiller Régional d'Alsace, und von Nationalrat Hans Rudolf Gysin aus dem Kanton Basel-Landschaft.

Die Gründung des Instituts 1931 ist vor allem der Initiative des damaligen Reichsinnenministers Joseph Wirth zu verdanken. Er war es auch, der die Anbindung an die Stadt in die Wege geleitet hatte.

Verwicklungen in den Nationalsozialismus blieben nicht aus, nicht zuletzt aufgrund des grenzüberschreitenden Forschungsgebietes. Durch einen Luftangriff 1944 verlor das Institut erst seine Räume, mit Kriegsende dann auch die Rechtsform. Die Mitglieder hinderte das nicht daran, sich weiterhin zu treffen und eine Neugründung zu betreiben.

Seit 1951 besteht das Alemannische Institut als eingetragener Verein. Mitglied kann man nur durch Berufung werden und statt eines Geldbeitrages wird von den Forschern erwartet, dass sie ihr wissenschaftliches Engagement einbringen. Von den Archäologen bis zu den Zeithistorikern arbeiten Vertreter verschiedenster Fachgebiete gemeinsam an landeskundlichen Themen. Infrastruktur und personelle Kapazitäten zur Organisation ihrer Projekte stellt das Institut bereit.

Aus diesem Netzwerk erwachsen in den letzten 50 Jahren wissenschaftliche Tagungen, eine Buchreihe mit über 70 Einzeltiteln, die wissenschaftliche Zeitschrift „Alemannisches Jahrbuch“ und eine Vielzahl an Einzelveranstaltungen. Seit 1965 hat das Alemannische Institut auch eine Außenstelle in Tübingen. Dieser schwäbische Stützpunkt hat alle Berechtigung, denn das Forschungsgebiet bezieht sich auf den gesamten schwäbisch-alemannischen Sprachraum. Der umfasst den größten Teil Baden-Württembergs, aber auch Bayerisch-Schwaben, Vorarlberg, das Fürstentum Liechtenstein, die deutschsprachige Schweiz und das Elsass.

Im Verlauf des Jahres 2007 wird ein Band zum Jubiläum erscheinen, in dem die Reden des Festaktes sowie neuere Forschungen zur Geschichte des Instituts enthalten sein werden. *R. Johanna Regnath*

## Mit den Nachbarn auf du und „tu“ Französisch an den Schulen am Oberrhein

Ein Plädoyer für das Erlernen der  
Partnersprache

Im Europa der vielen Völker und Kulturen, der offenen Grenzen und Begegnungen ist es wichtig, Sprachen zu verstehen, zu sprechen und lesen zu können. So gelingt der Zugang zu Kulturen, Gewohnheiten und Einstellungen. Der Weg führt nicht über eine Mittlersprache für alle, sondern über mehrere Sprachen. Muttersprache und zwei weitere Sprachen sollten zur „Grundausstattung“ werden.

Wer so nahe an einem europäischen Nachbarn lebt wie wir am Oberrhein und dazu einen Blick in die Geschichte wirft, kann erkennen, dass die Chancen der Grenzlage genutzt werden müssen, um die Risiken der Grenzlage klein zu halten.

Wer in Frankreich mit den Menschen ins Gespräch kommen möchte, dort Arbeit sucht oder die Kultur des Landes kennen lernen will, muss Französisch können. Wer in Europa seinen Weg machen will, braucht die Sprachen der europäischen Partner. Wichtigster Partner Deutschlands ist und bleibt Frankreich. Deshalb nimmt Französisch in unseren Schulen eine besondere Stellung ein.

Seit dem Schuljahr 2003/2004 wird in den Grundschulen zwischen Karlsruhe und Lörrach Französisch von Beginn der Grundschule an unterrichtet, in vielen Gemeinden gibt es schon Angebote im Kindergarten. Der Oberrheinrat und die Oberrheinkonferenz unterstützen ausdrücklich die baden-württembergische Sprachenpolitik mit ihrer Entscheidung für Französisch an der Rheinschiene.

Der Rhein verbindet, er trennt nicht mehr; Schwarzwald und Vogesen bilden einen Rahmen für einen immer enger zusammenwachsenden Kultur- und Wirtschaftsraum. In Europa kann diese Region Beispiele dafür setzen, wie gemeinsame Entwicklung gelebt werden kann. Der verbindliche Französischunterricht ist ein wichtiger Schritt zur Stabilisierung der grenzüberschreitenden Beziehungen. Direkte Kommunikation ist der beste Garant dafür, dass die Entwicklung der vergangenen 60 Jahre unumkehrbar bleibt. Die Voraussetzung dafür ist, dass die junge Generation die Sprachgrenzen überwindet und die Sprache des Nachbarn lernt.

Im Jahr 1984 startete deshalb das Begegnungsprogramm „Lerne die Sprache des Nachbarn“ mit Französischangeboten in den 3. und 4. Klassen, dem sich 95 Prozent aller Grundschulen angeschlossen haben. Seit wir mit Beginn des Schuljahres 2003/2004 den Fremdsprachenunterricht ab Klasse 1 verbindlich und flächendeckend eingeführt haben, lernen die Kinder an 470 Grundschulen am Oberrhein jetzt von Schulbeginn an Französisch. Dies ist eine großartige Chance, früh mit der Partnersprache in Kontakt zu kommen und sie sich ganz selbstverständlich anzueignen.

Im Schuljahr 2007/2008 kommen alle Schülerinnen und Schüler unseres Landes mit den Kenntnissen aus vier Jahren Unterricht in der Grundschulfremdsprache an die weiterführenden Schulen. Im Rahmen eines methodisch-didaktischen Gesamtkonzepts wird in den weiterführenden Schulen auf den Kenntnissen aus der Grundschulzeit aufgebaut.

Hauptschülerinnen und Hauptschüler können ab Klasse 5 neben der Pflichtfremdsprache Englisch einen freiwilligen dreistündigen französischen Zusatzunterricht besuchen, der bis zum Abschluss der Hauptschule oder Werkrealschule führt und auf Wunsch durch ein DELF-Zertifikat ergänzt werden kann.

An den Realschulen können die Schülerinnen und Schüler Französisch an einer ganzen Reihe von Schulen als erste Fremdsprache fortführen. Beginnen sie in der 5. Klasse mit Englisch, können sie an einem so genannten Brückenkurs Französisch teilnehmen und in den Klassen 7 bis 10 im Wahlpflichtbereich Französisch wählen. Auch hier wird immer häufiger der Erwerb eines DELF-Zertifikats angeboten. Den Schülerinnen und Schülern an den Haupt- und Realschulen, die oft in der Region verbleiben, bieten sich im Grenzgebiet mit guten französischen Sprachkenntnissen interessante Ausbildungs- und Berufsperspektiven. Die Realschule Neuburg zum Beispiel bietet bereits eine Berufserkundung in Frankreich an,

damit die Jugendlichen alle Chancen der Heimatregion kennen lernen.

An den Gymnasien wird die Grundschulfremdsprache in Klasse 5 als erste Fremdsprache im Kernfach fortgeführt. Die Schülerinnen und Schüler haben in der Grundschule Sprachkompetenzen und Lernstrategien erworben, die zu Beginn des gymnasialen Unterrichts weiterentwickelt und beim eigenverantwortlichen und selbstständigen Üben genutzt werden. Nach der vorwiegend kommunikativen Ausprägung der Fremdsprache in der Grundschule erfolgt jetzt eine zunehmende Systematisierung und Vertiefung.

Mit der zweiten Fremdsprache Englisch oder Latein beginnen die Gymnasien, nach Entscheidung der Schule, jetzt schon in Klasse 5 oder am Anfang von Klasse 6. Bisher begann die zweite Fremdsprache in Klasse 7. Die große Mehrzahl der Gymnasien im „Französisch-Gebiet“ hat sich dafür entschieden, in Klasse 5 mit der zweiten Fremdsprache zu beginnen. Damit ist klar, dass die frühe und konsequente Orientierung hin zum Erlernen des Französischen eben keine Entscheidung gegen Englisch ist. Das wäre ja töricht. Es ist eine Entscheidung für die Sprachenvielfalt und damit wegweisend für Europa insgesamt.

Die zweite Fremdsprache wird von den Erfahrungen mit der ersten Fremdsprache profitieren und einen schnelleren Lernfortschritt aufweisen. Mit der Weltsprache Englisch lernen die Schülerinnen und Schüler eine weitere moderne Fremdsprache. Das wichtigste Ziel des gymnasialen Englischunterrichts ist die Entwicklung von kommunikativen Fähigkeiten, die Schülerinnen und Schüler sprachlich handlungsfähig machen. Mit Latein wählen sie eine Sprache, die aufgrund ihrer strukturanalytischen Komponente eine ausgezeichnete Ergänzung zu der auf Kommunikation ausgerichteten Fremdsprache Französisch darstellt. Französisch und Latein können sich vielfältig ergänzen und stützen, insbesondere durch den verwandten Wortschatz.

An den humanistischen Gymnasien der Rhein-schiene können Schülerinnen und Schüler ab Klasse 5 Latein und Englisch lernen. Dem schließen sich dann Griechisch oder Französisch an, im europäischen Zug sogar beide Sprachen.

Deutschland und Frankreich beseitigen mehr und mehr Mobilitätshindernisse. Das größte Mobilitätshindernis heute sind fehlende Sprachkenntnisse. Weil Piktogramme und Englischkenntnisse nicht immer weiterhelfen, fördern wir in Baden-Württemberg den Französischunterricht durch politische Vorgaben. Die Schülerinnen und Schüler im Oberrheinthal können damit die Herausforderungen eines zusammenwachsenden Europas ebenso wie die einer globalisierten Wirtschaft und Gesellschaft bestehen. So kann das Leben in der Grenzregion eine Bereicherung und Chance für das eigene Leben sein.

Der Französischunterricht an den Schulen am Oberrhein ist der Schlüssel für die Entwicklung eines europäischen Bewusstseins, ein wesentlicher Schritt zur Weiterentwicklung der deutsch-französischen Freundschaft und für alle Schulabgängerinnen und -abgänger ein wichtiger Faktor für die Verbesserung ihrer Zukunftschancen.

*Helmut Rau MdL  
Minister für Kultur, Jugend und Sport Baden-  
Württemberg*

## „Globalisierung gibt Heimat neue Dimension“

Ortsgruppe Bruchsal der Badischen Heimat  
feierte den 50. Geburtstag der Neugründung

Bruchsal (hüb). Mit einem Festakt im Bürgerzentrum feierten Mitglieder und Ehrengäste den 50. Geburtstag der Neugründung der Ortsgruppe Bruchsal. Musikalisch begleitete der junge zweimalige „Jugend musiziert“ Preisträger, Mathias Böhringer, mit Musikstücken von Mozart die Feier.

Schon im Jahr 1920, wie der Festredner Robert Megerle zu berichten wusste, rief der Bruchsaler Konditormeister Philipp Jakob Schmider den Badischen Heimatverein ins Leben. „Wir freuen uns, unter uns zwei Enkel von Philipp Jakob Schmider willkommen zu heißen“, begrüßte der amtierende Vorsitzende Jörg



*V.l.n.r.: Dr. Kurt Andermann, Karl Bühler; Staatssekretär  
a. D. Heinz Heckmann; Heinrich Hauß; Dr. Sven von  
Ungern-Sternberg; Bernd Doll, OB Bruchsal*

Teuschl die Gäste. Er selbst sei im Sudetenland geboren und über Sachsen und Franken mit der Familie nach Baden gelangt. Dort habe er „das schönste Land in Deutschland Gauen“ kennen und seine Bewohner schätzen gelernt. Ein Vortrag über den Michaelsberg im Jahr 1973 des damaligen Vorsitzenden Adolf Eiseler weckte sein Interesse, sich dem Verein anzuschließen.

Es oblag Robert Megerle, Rückschau zu halten. Er erzählte von Philipp Jakob Schmider, der mit seiner Beredsamkeit und Zähigkeit innerhalb von zwei Jahren die Bruchsaler Gruppe der Badischen Heimat auf 357 Mitglieder brachte, aktuell zählt man 155 eingeschriebene Mitstreiter. Zusammen mit dem Bahnhofswirt Ferdinand Keller betrieb Schmider die Gestaltung der ersten Sommertagszüge, zudem erlernte und lehrte er die damals noch wenig bekannte Kurzschrift. Auf sein Betreiben wurden die historischen Grabsteine auf dem Friedhof überdacht und unter Naturschutz gestellt. Schmider initiierte auch die ersten Schlosskonzerte. Der Zweite Weltkrieg machte den Konzerten ein Ende, nicht nur ihnen, sondern auch der Regionalgruppe Bruchsal.

Nach dem Krieg gelang Diplom-Ing. Berthold Bechtel die Neugründung. Im Jahr 1971 übernahm Adolf Eiseler den Vorsitz. Mit vollem Einsatz leitete er

die Ortsgruppe Bruchsal 20 Jahre lang, ihm folgte Jörg Teuschl.

Das Programm, das sich der Verein gegeben hat, lautet: Heimatkunde, Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz, Volkskunst und Familienforschung. Im Mittelpunkt der Regionalgruppe stehen die Stadt Bruchsal, das Schloss und die Umgebung. Stadt- und Schlossführungen sowie Exkursionen ins Umland bringen den Teilnehmern die Heimat näher. Auch die Ferne lockte mit Erkundungen zu lohnenden Zielen in ganz Deutschland und im Elsass.

Dem Jubilar gratulierte auch der amtierende Präsident der Badischen Heimat, Sven von Ungern Sternberg. Er lobte die aktiven Mitglieder für ihr Engagement und für ihr spannendes, umfassendes Veranstaltungsprogramm. Die Heimat, so Sternberg, erhielt auf Grund der Globalisierung eine neue Dimension. Auf der einen Seite stehe die weltweite Vernetzung, auf der anderen wachse die Sehnsucht der Menschen nach Heimat, Vertrautheit und regionaler Verwurzelung. Gerne kam er seiner Verpflichtung nach, die langjährige Mitschreiberin der Gruppe, Elisabeth Burkard, zum Ehrenmitglied zu ernennen.

LOBENDE GRÜßWÖRTE fand in seinem Grußwort auch Oberbürgermeister Doll. Er würdigte die Mitglieder, die einen außergewöhnlichen Beitrag für die Gesellschaft leisteten. Die Gruppe sei als Werbefaktor ein Multiplikator ersten Ranges. Ihre Aktivitäten stärkten das Bemühen, Bruchsal über das Schloss hinaus bekannt zu machen.

*BNN, Ausgabe Nr. 264 vom 12. 11.2006*

## Bericht über die Teilnahme der „Badischen Heimat“ beim XVII. „Salon du Livre“ in Colmar

Der Landesverein war, wie bereits seit dem Jahr 2000, auch auf dem XVII. „Salon du Livre“ am 25./26. November 2006 mit einem eigenen Stand vertreten. Diese größte Buchmesse Ostfrankreichs, welche von der Stadtbibliothek Colmar auf dem „Parc des Expositions“ ausgerichtet wird, bietet allen an der Herstellung und Verbreitung von Druckerzeugnissen Beteiligten die Gelegenheit zur Präsentation und zur Begegnung mit ihrer Kundschaft. Autoren, Verlage, Händler, Antiquariate, Historische Vereine des ganzen Elsaß, pädagogische Initiativen und Kommunen stellen ihre Erzeugnisse bzw. ihre Arbeiten vor. Vorlese- und Spielgruppen sprechen vor allem die zahlreich vertretenen Jugendlichen an, Autorenlesungen und Gesprächsrunden, auch in Zusammenarbeit mit dem französischen Fernsehen, wenden sich an die erwachsenen Buchfreunde.

Im Rahmen der Partnerstädte von Colmar aus Deutschland, der Schweiz, Österreich und Ungarn war auch die Stadt Freiburg als Nachbar am Oberrhein und die „Badische Heimat“ mit je einem eigenen Stand vertreten. Derjenige der „Badischen Heimat“ wurde von der Geschäftsstelle Freiburg, dem Mittelbadischen Geschichtsverein Ortenau und dem Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau in Freiburg gestaltet, und seine „Betreiber“ erfreuten sich interessanter



*Der Stand der Badischen Heimat auf dem „Salon du Livre“. Personen v.l.n.r.: A. Burkard, Badische Heimat; R. Sigrist, Mittelbadischer Geschichtsverein; A. Menzel, Landesamt für Geologie*

Gespräche mit Besuchern aus dem Elsass. Die grenzüberschreitenden Kontakte mit Vertretern elsässischer Geschichtsvereine verdienen besondere Aufmerksamkeit, wobei oft gemeinsame historische Wurzeln zur Sprache kommen. Ein weiterer Beweis für das gegenseitige Interesse auf beiden Seiten des Rheins war die Einladung der Stadt Colmar an den Oberbürgermeister der Stadt Freiburg. In Vertretung des leider erkrankten OB Salomon nahm Schulbürgermeisterin Gerda Stuchlik an der offiziellen Eröffnungsfeier am Samstag teil und richtete ein Grußwort an die Veranstalter und Besucher. Sie zeigte sich sehr beeindruckt von der Lebendigkeit und der überaus starken Resonanz besonders bei den vielen jugendlichen Besuchern. Sie gab dem Wunsche Ausdruck, dass auch auf der deutschen Rheinseite das Interesse an dieser großen Kulturveranstaltung wachsen möge. *Anton Burkard*

## Ein Autor der Badischen Heimat Dr. Johannes Werner wurde 60 Jahre alt



Am 8. Februar 2007 konnte Dr. Johannes Werner seinen 60. Geburtstag feiern. Werner ist Lehrer am Wilhelm-Hausenstein-Gymnasium in Durmersheim und setzt die heute selten gewordene Tradition fort, die pädagogische Arbeit mit schriftstellerischer Tätigkeit zu verbinden. Er hat im Jahre 2005 eine Biographie zu Wilhelm Hausenstein herausgebracht (iudicium Verlag, München). Um das Erbe des berühmten Kunst- und Reiseschriftstellers, der 1950–1955 erster Generalkonsul der Bundesrepublik in Paris war, weiter zu verbreiten, wurde die „Wilhelm-Hausenstein-Gesellschaft“ ge-

gründet. Werner ist Gründungsmitglied und Erster Vorsitzender der Gesellschaft. Werner veröffentlichte zahlreiche Aufsätze in- und ausländischen Zeitschriften. Für die Badische Heimat schreibt er seit Jahren regelmäßig über verschiedene Themen, so zum Beispiel über Karlsruhe und den Karlsruher Stadtplan (BH 4/94, 1/2005, 4/2006); Hausenstein (BH 3/95, 2/2004); Dichter und Dichterinnen (BH 2/99, 4/2001), über Fotografie (BH 1/2006) und über bedeutende Persönlichkeiten. Mit seinen Aufsätzen in den letzten zehn Jahren wurde er für die Badische Heimat zu einem verlässlichen und treuen Autor. Die Badische Heimat hat anlässlich seines Geburtstages allen Grund, sich bei ihm für seine interessanten Aufsätze zu bedanken.

Werner hat aber auch mehrere Bücher geschrieben: „Kunstform und Gesellschaftsform“ (1979), „Die Passion des armen Mannes“ (1980), „Vom mönchischem Leben“ (1992) und „Vom Geheimnis der alltäglichen Dinge“ (1998). *Heinrich Hauß*

## Handschriftenstreit: „Der Streit geht in eine neue Runde“

Am 6. Februar 2007 reichte die SPD-Fraktion eine Klage auf Zulassung eines Untersuchungsausschusses ein

Die SPD Fraktion hat am 6. Februar 2007 eine Klage auf Zulassung eines Untersuchungsausschusses zur Wahrung grundlegender Rechte der parlamentarischen Minderheit eingereicht. Gegenstand des Organstreites ist der Antrag der SPD vom 21. November 2006. Die Fraktion hatte einen Untersuchungsausschuss zum Verhalten der Landesregierung beim Erwerb badischer Kulturgüter gefordert. Der Antrag wurde abgelehnt. Es geht nun um die Frage, ob für einen Untersuchungsausschuss bereits ein abgeschlossenes Regierungshandeln vorliegen muss oder ob auch einzelne Handlungsabschnitte behandelt werden dürfen. Der Verfassungsrichter Christian Kirchberg sieht in dem Beschluss des Kabinetts vom 9. Oktober 2006 eine Wende der bisherigen Vorgehensweise, die damit einen abgeschlossenen Abschnitt bilde. Nach heftigem Protest, die strittigen Eigentumsansprüche des Hauses Baden mit 70 Millionen abzugelten, wurde von der Regierung das neue Konzept, das „Drei-Säulen-Modell“ vorgestellt. Diese „Wende“ bedeute ein zumindest abschnittsweises abgeschlossenes Regierungshandeln. *Heinrich Hauß*

## „Meine Welt“ wird Mannheims Jubiläumslied

Mit dem Song „Meine Welt“ will die Stadt Mannheim für ihr 400-jähriges Bestehen die Werbetrommel rühren. Der Mannheimer Komponist Mathias Grosch hat das Geburtstagslied für das Projekt „Der Klang der Quadrate“ geschrieben, wie das Stadtmarketing am Freitag bekanntgab. Wer es singen wird, war zunächst jedoch unklar: „Darüber laufen zur Zeit noch Gespräche.“ Popsänger Xavier Naidoo „wird einen Part singen,

aber nicht den Hauptpart“, kündigte eine Sprecherin an. Den Song kann man erst im März hören.

Das Lied „Meine Welt“ soll von Anfang Juni an auf Reisen gehen und in Berlin, Köln, Leipzig und München Station machen. Die 325 000-Einwohner-Stadt schickt das Lied mit einem großen Würfel durch Deutschland. In dem Kubus ist etwa ein „Hörwald“ untergebracht, in dem Besucher Interviews und Klänge aus der Mannheimer Kultur, Sport und Wirtschaft hören können. In einem elektronischen Studio können Profis und Laien den Jubiläumssong verfremden, indem sie Klänge hinzufügen oder neu arrangieren. Die Jury – unter den Mitgliedern war unter anderem Udo Dahmen, Geschäftsführer der Popakademie Baden-Württemberg – hatte den Song aus insgesamt 17 Vorschlägen ausgewählt.

## Mitteilungen der Redaktion Wilhelm Hausenstein Schwerpunkt in Heft 2/2007

Für Heft 2/2007 (Erscheinen 15. Juni 2007, Redaktionsschluss 15. April 2007) planen wir aus Anlass des 50. Todestages (3. Juni 2007) und des 125. Geburtstages (15. Juni 2007) von Wilhelm Hausenstein einen Schwerpunkt, der dem Kunst-, Reiseschriftsteller und Diplomaten gewidmet ist. Manuskripte können gegebenenfalls noch angenommen werden. Der jeweilige Abdruck in Heft 2/2007 muss sich die Redaktion aus Platz- und Kostengründen vorbehalten.

## Dr. Sven von Ungern-Sternberg zum 65. Geburtstag

Die Badische Heimat gratuliert

Herrn Regierungspräsidenten und  
Vorsitzenden der Badischen Heimat  
Dr. Sven Ungern-Sternberg zu seinem  
65. Geburtstag.

Wir wünschen unserem Vorsitzenden  
Gesundheit, Erhalt der Agilität und Umsicht.

Am 23. 11. 2006 hat Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht im Rahmen der Themenabende des Jubiläumsprogrammes zum Gedenken an 1806 seinen Vortrag mit den Worten abgeschlossen: „Die Tatsache, dass Frau Regierungspräsidentin a.D. Gerlinde Hämmerle zur Zweiten Vorsitzenden der Landesvereinigung Baden in Europa und Herr Regierungspräsident Dr. Sven von Ungern-Sternberg zum Vorsitzenden der Badischen Heimat gewählt wurden, gibt zur Hoffnung Anlass“.

Die Badische Heimat teilt diese Hoffnung und wünscht Herrn Dr. Sven von Ungern-Sternberg für seine Arbeit im Sinne der Badischen Heimat guten Erfolg!

Begeisterter Heimatkundler und hoch verdient um die Regionalgruppe Bruchsal  
**Adolf Eiseler aus Bruchsal feierte seinen 90. Geburtstag**



Adolf Eiseler  
 (BNN 30. 1. 2007)

Auf eine großartige Lebensleistung kann an seinem 90. Geburtstag der weithin bekannte und geschätzte Schulmann und begeisterte Heimatkundler Adolf Eiseler zurückblicken. Als Kriegerwaise am 30. Januar 1917 in Bruchsal geboren, legte er am Schönborn-Gymnasium das Abitur ab, wurde aber bald danach zur Wehrmacht eingezogen und 1940 verwundet. Als Rekonvaleszent begann er ein Studium der Geschichte, Kunstgeschichte

und Philosophie in Heidelberg, musste jedoch nach kurzer Zeit erneut als Offizier der Reserve im Generalstab des Heeres dienen. Nach einer weiteren Verwundung geriet er in amerikanische Gefangenschaft. Wert legt der Jubilar darauf, dass er nie der Hitler-Jugend oder anderen NS-Organisationen angehörte. Nach einer Kurzausbildung als Lehrer erwarb der engagierte und fleißige Lehrer, ab 1950 in Bruchsal unterrichtend, bei Schülern, Eltern Kollegen und Schulaufsichtsbehörde sehr rasch Anerkennung und Wertschätzung. Er wurde schließlich als Rektor an die Spitze der Hebelschule berufen. Unschätzbar sind die Verdienste des Jubilars für Heimatkunde, Natur- und Umweltschutz sowie für den Denkmalschutz. Legendar sind auch seine profunden Stadt- und Schlossführungen, die zahlreichen Vorträge, Exkursionen und die faszinierenden Dia-Vorträge des leidenschaftlichen Fotografen. Untrennbar ist der Name Adolf Eiseler mit der BADISCHEN HEIMAT verbunden, für die er fast 40 Jahre rastlos tätig war und die er lange Jahre als Vorsitzender der Bruchsaler Regionalgruppe umsichtig und tatkräftig führte. Verständlich, dass der Jubilar längst Ehrenmitglied des Landesvereins BADISCHE HEIMAT und Ehrenvorsitzender der Regionalgruppe Bruchsal ist. Für seine großen Verdienste verlieh ihm seine Heimatstadt Bruchsal schon vor zehn Jahren ihre höchste Auszeichnung, die Adolf-Bieringer-Medaille.

Der Regierungspräsident Herr Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Vorsitzender des Landesvereins BADISCHE HEIMAT, übermittelt dem Jubilar auf diesem Wege die herzlichsten Glückwünsche verbunden mit dem Dank für die vorbildlich geleistete Arbeit in der Regionalgruppe Bruchsal.

Jörg Teuschl (BNN 30. 1. 2007)

## Wettbewerb „Vorbildliches Heimatmuseum“

Arbeitskreis Heimatpflege

Rund 30 Museen zwischen Schwarzwald und Main hatten sich für die Auszeichnung des Arbeitskreises Heimatpflege beworben. Nun stehen die Sieger fest. Zweite Preise wurden vergeben. Sie gehen an die Heimatmuseen von Loßburg (Kreis Freudenstadt) und St. Leon-Rot (Rhein-Neckar-Kreis). Das Museum im alten Rathaus von Loßburg besticht durch sein umfangreiches und professionell präsentiertes Sacharchiv der Heimatgeschichte. In St. Leon-Rot wurde im alten Amtssitz von St. Leon eine moderne Dokumentenstätte eingerichtet, die wegweisend ist. Förderpreise in Höhe von 1000 Euro vergab die Jury unter Vorsitz von Dr. Wolfram Metzger vom Deutschen Musikautomaten-Museum in Bruchsal an fünf Bewerber: Ausgezeichnet wurden die Heimatmuseen von Freudenstadt-Dietersweiler, Beihingen (Teilort von Haitersbach, Kreis Calw), Mühlhausen (Rhein-Neckar-Kreis) sowie das Waldenserhäusle in Oberdingen-Großvillars (Kreis Karlsruhe). Außerdem erhielt das Museum im Schweizerhof Bretten (Kreis Karlsruhe) einen Förderpreis für sein Konzept, die Heimatkunde durch anspruchsvollen Sonderausstellungen zu präsentieren. Das Museum in Kämpfelbach (Enzkreis) und die Heimatstube Karlsruhe-Neureut in der weiteren Auswahl werden mit der Plakette „Vorbildliches Heimatmuseum“ gewürdigt. Eine Anerkennung für die originelle Art der Geschichtsvermittlung geht an Dr. Karl Harald Kischka aus Heidelberg, der im „Gülden Schaf“ der Historie breiten Raum gibt.

### Wechsel in der Vorstandschaft und bei den Kassenprüfern

In der letzten Vorstands- und Beiratsitzung am 2. 11. 2006 teilte die Vorsitzende Frau Hämmerle und der stellvertretende Vorsitzende Herr Frank mit, dass sie für eine weitere Kandidatur nicht mehr zur Verfügung stehen werden. Herr Regierungspräsident Dr. Rudolf Kühner und Herr Bürgermeister Roland Burger haben geäußert, dass sie bereit wären diese Ämter zu übernehmen. Die Organwahlen werden bei der nächsten Mitgliederversammlung am durchgeführt.

Ebenso werden Herr Happold und Frau Kümmerle als Kassenprüfer nicht mehr zur Verfügung stehen. Herr Steger und Herr Rolli haben sich bereit erklärt diese Ämter zu übernehmen. Die Kassenprüferwahl erfolgt ebenfalls in der Mitgliederversammlung am 22. 5. 2007.

### Verleihung der Ehrennadel 2007

Dieses Jahr werden folgende Personen mit der Ehrennadel des AK Heimatpflege ausgezeichnet:

Herr Rudi Kramer, Mühlhausen  
 Herr Werner Diefenbacher, Neidenstein  
 Herr Friedrich Krämer, Lobbach  
 Herr Philipp Bickle, Reilingen  
 Frau Gerlinde Trunk, Buchen

### Satzungsänderung

Nach Vorstands- und Beiratsbeschluss ist beabsichtigt die Satzung durch Mitgliedsbeschluss zu ändern. Zum einen soll die Satzung moderner und verfahrenstechnisch einfacher gestaltet werden. Zum anderen soll der Arbeitskreis Heimatpflege zukünftig auch für natürliche Perso-

nen offen sein. Ein Entwurf der neuen Satzung wird mit der Einladung zur Mitgliederversammlung übersandt.

#### Wechsel in der Mundartjury

Die Nachfolge von Herrn Stähle wird Herr Thomas Liebscher übernehmen.

#### Landesausschuss

Herr Birkle aus Freiburg wurde als Vorsitzender für das Jahr 2007, Herr Geppert als Vorsitzender für die Jahre 2008 und 2009 und Herr Birkle als Vorsitzender für das Jahr 2010 gewählt.

#### Landespreis für Heimatforschung

Nach Pensionierung von Frau Dr. Schmitz-Rixen hat Herr Birkle die Geschäftsstelle des Landespreises

übernommen. Aufgrund des Wohnorts von Herrn Birkle wurde Vorortstelle für den Landespreis das Regierungspräsidium Freiburg.

#### Projekt „Archive nutzen, aber wie?“

Das Angebot dieses Work-Shops ist auf große Resonanz gestoßen. Über 50 Personen meldeten sich an. Da nicht alle berücksichtigt werden konnten, beabsichtigt der AK Heimatpflege den Work-Shop Ende des Jahres zu wiederholen.

Weitere Projekte sind geplant.

#### Mitgliederversammlung 2007

Die Mitgliederversammlung 2007 ist am 22. Mai 2007 in der Gemeinde St. Leon-Rot.

## Buchbesprechungen Mannheim

Der Brockhaus Mannheim. 400 Jahre Quadratestadt – das Lexikon. 384 Seiten mit 400 Abb., 2006. Euro 19,95. Brockhaus, Mannheim. ISBN 978-3-7653-0181-0.



Wohl kaum eine Stadt von der Größe Mannheims kann sich rühmen, ein eigenes Stadt-Lexikon ihr eigen zu nennen. Der in Mannheim ansässige Brockhaus Verlag hat es der Stadt zum 400. Stadtjubiläum der Rhein-Neckar-Metropole zum Geschenk gemacht. Mit 500 Biographien Mannheimer Persönlichkeiten, 1800 Stichworten, 400 Fotos, Graphiken und Tabellen zeigt sich,

dass es für ein Stadtlexikon wahrhaftig nicht an Material fehlte. Die alphabetisch angeordneten Einzeleinträge werden aufgelockert durch „Themenseiten“ oder „Infokästen“ zu Schwerpunkten dessen, was für Mannheim wichtig ist. Den Stadtteilen ist mit Stadtplänen jeweils ein eigener Artikel gewidmet. Der Band schließt ab mit einer Stadtchronik (S. 370–383). Das Mannheim Lexikon kann als eine Möglichkeit begriffen werden, die geschichtliche kulturelle und wirtschaftliche Potenz Mannheims auf übersichtlichen Raume anlässlich des Jubiläums vorteilhaft zur Geltung zu bringen. Dies umso mehr, als Mannheim mit Heidelberg und Ludwigshafen in den Kreis der Metropolregionen als siebtgrößter aufgenommen wurde. Die Region wird als wirtschaftlicher Ballungsraum gesehen und scheint den „etwas diffus verwendeten Begriff Kurpfalz“ (S. 178) zu verdrängen. Das mag der Grund sein, warum im Lexikon unter „kurpfälzischer Identität“ kein Beitrag zu finden ist. Immerhin meinte Klaus Jürgen Matz noch 1997, dass „die kurpfälzische Identität“ zu den „stärksten, lebendigsten und wichtigsten“ gehört. *Heinrich Hauß*

Volker Keller/Thomas Tröster: Zeitreise durch Mannheim. Ausflüge in die Vergangenheit. Gebunden, 79 S. m. zahlr. meist farb. Abb., 32,5 cm, 835 g, in deutscher Sprache. 2006, Wartberg Verlag. Euro 19,90. ISBN 978-3-8313-1664-9.



Volker Keller, der die Texte verfasst hat und Thomas Tröster, der die Fotografie gemacht hat, unternehmen es, in einer Zeitreise durch Mannheims Geschichte und an die Orte zu führen, wo sie stattfand. Vorgestellt werden Mauern, Straßen und Anlagen, Orte der Erinnerung. Die Objekte werden ergänzt durch die Gedenksteine und -tafeln, Plastiken und Reliefs,

die bewusst zur Erinnerung an die Ereignisse aufgestellt wurden. In 37 Kapiteln zu je zwei Seiten werden Orte und Denkmale der Mannheimer Geschichte präsentiert.

Für die Zeitreise haben die Autoren in erster Linie Denkmäler, Standbilder, Statuen und Reliefs zur Demonstration geschichtlicher Epochen und Daten ausgewählt. Nach der Häufigkeit folgen Wohnhäuser, Palais und Grabmäler und Gedenksteine. Den einzelnen Themenschwerpunkten sind jeweils die wichtigsten Daten zur Geschichte des betreffenden Kapitels beigegeben.

Die Adressaten des Buches sind in erster Linie aus geschichtspädagogischen Gründen „Kinder und Jugendliche“. „Für sie und für alle interessierten Erwachsenen ist dieses Buch ein Angebot, sich auf die abenteuerliche, beglückende, zuweilen auch beunruhigende Zeitreise durch die Stadt einzulassen.“ *Heinrich Hauß*

Die Berichte der Regionalgruppen für das Jahr 2006, Ausstellungen in Baden und weitere Buchbesprechungen werden in Heft 2/2007 veröffentlicht.